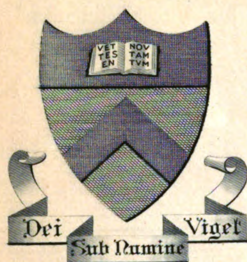





VET TES TAM EN TVM
NOV
Dei
Sub Numine
Viget

Germania.

Enthaltend:
sprachwissenschaftliche und geschichtliche Abhandlungen, Abdrücke und Erläuterungen kleiner Stücke Altdeutscher Sprache und Poesie, Nachrichten von Altdeutschen Handschriften, Mittheilungen aus lebenden Deutschen Mundarten, einzelne Sprachbemerkungen, Beiträge zur Deutschen Litterargeschichte, und Uebersichten der Deutschen Sprachlitteratur seit 1834.

Von der Berlinischen Gesellschaft für Deutsche Sprache und Alterthumskunde.

Herausgegeben
durch
Friedrich Heinrich von der Hagen.

Zweiter Band.

Mit Beiträgen von Bonnell, Bormann, Giesebrecht, Graff, Ideler, Löbe, Pischon, Yxem, Zelle, Zeune und dem Herausgeber.

Berlin, 1837.

Verlag von Karl Friedrich Plahn.

Neues Jahrbuch

der Berlinischen Gesellschaft

für

Deutsche Sprache

und

Alterthumskunde.

Enthaltend:

sprachwissenschaftliche und geschichtliche Abhandlungen, Abdrücke und Erläuterungen kleiner Stücke Altdeutscher Sprache und Poesie, Nachrichten von Altdeutschen Handschriften, Mittheilungen aus lebenden Deutschen Mundarten, einzelne Sprachbemerkungen, Beiträge zur Deutschen Litterargeschichte, und Uebersichten der Deutschen Sprachlitteratur seit 1834.

Herausgegeben

durch

Friedrich Heinrich von der Hagen.

Zweiter Band.

Mit Beiträgen von Bonnell, Bormann, Giesebrecht, Graff, Ideler, Löbe, Pischon, Yrem, Zelle, Zeune und dem Herausgeber.

Berlin, 1837.

Verlag von Karl Friedrich Plahn.

Printed in Germany

I.

Ueber die deutsche schwache Deklination

von

E. G. Graff.

(Vorgetragen in der am 18. Februar 1836 gehaltenen Sitzung der Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde.)

Im Gothischen — ich muß meine verehrten Zuhörer zunächst und hauptsächlich auf dieses Sprachgebiet führen, weil im Althochdeutschen die Formen, um die es sich hier handelt, schon sehr entstellt sind — lauten einige *subst. masc.* im *nom. sing.* auf A aus und entbehren des Nominativzeichens S, z. B. hana, *gallus*, (und nicht han, wie fadar, *pater*, oder hans, wie hunds, *canis*.) Ebenso zeigen auch einige *subst. fem.* im *nom. sing.* Ô, z. B. heitô, *febris*, andere EJ, z. B. aithei, *mater*, während von den übrigen *subst. fem.* einige das Nominativzeichen S behalten, z. B. mahts, *vis*, andere ohne Casuszeichen im Nominativ A zum Auslaut haben, z. B. airtha, *terra*. Ferner endigen auch einige, aber nur wenige, *subst. neutr.* im Nominativ nicht, wie andere, konsonantisch (das Nominativzeichen S wird von keinem *neutr.* aufgenommen), oder mit J oder U, sondern mit Ô, z. B. hairtô, cor, (und nicht hairt, wie hrôt, *tectum*, oder hairti, wie nati, *rete*, oder hairtu, wie faihu, *pecunia*.) Einige *subst.* endlich zeigen beiderlei Nominativformen, z. B. man und manna, quêns und quênô, bandvs und bandvô (*signum*), kaurn und kaurno. Die *adjectiva* (wenige ausgenommen) haben im Nominativ der 3 Geschlechter nicht nur die bei den *pronominibus* sich zeigenden Endungen S für das *masc.*, A für das *fem.*, T (a) für das *neutr.*, sondern auch die oben erwähnten Endungen A für das *masc.*, Ô für das *fem.* und *neutr.*, so daß z. B. neben den

Nominativformen blinds (*masc.*), blinda (*fem.*), blindata (*neutr.*), auch die Nominativformen blinda (*masc.*) blindô (*fem.*) blindô (*neutr.*) stattfinden können. — Dagegen zeigen die Comparativa (mit Ausnahme von vairsiza, *n. s. f.*) im *nom. sing.* nur die Endungen A für das *masc.* z. B. *n. s. m.* althiza, *senior*, und nicht althis, EJ für das *fem.* (selbst in frumei, *prima*, *prior;* auch in hleidumei, *sinistra*) z. B. *n. s. f.* speidizei, *posterior*, und nicht speidiza (auch nicht speidizô); Ô für das *neutr.* z. B. *n. s. n.* rathizô, *facilius*, und nicht rathizata; und ebenso endigen auch die adjectivisch gebrauchten *part. praes.* im *n. s. fem.* nur auf EJ, z. B. visandei, *existens*, und nicht visanda (auch nicht visandô), im *n. s. n.* nur auf Ô, z. B. visandô, und nicht visandata. (Im *n. s. m.* finden beide Endungen S und A statt, z. B. quimands (*subst.*) und quimanda, (*adj.*) *veniens.*)

Bei den *nominibus* (*subst.* und *adj.*) nun, die im Nominativ des Singulars als *masculina* auf A, als *feminina* auf Ô oder EJ, als *neutra* auf Ô auslauten, endigen die *casus*, die kein Flexionssuffix annehmen, nämlich der *dat.* und *acc. sing.* (mit Ausnahme des *acc. sing. neutr.*, der auch bei dieser Deklinationsweise dem *nom. sing.* gleich bleibt) auf N und die übrigen *casus* laßen ihren Flexionssuffixen ein N vorantreten (mit Ausnahme des *dat. pl.*, der vor dem Flexionssuffix M kein N annimmt).

Aus folgendem Schema werden sich die Endungen dieser *nomina* in den einzelnen *casibus* näher ergeben.

Sing.

	Masc.	*Fem.*		*Neutr.*
N.	a.	ô.	ei.	ô.
G.	ins.	ôns.	eins.	ins.
D.	in.	ôn.	ein.	in.
A.	an.	ôn.	ein.	ô.

Plur.

	Masc.	*Fem.*		*Neutr.*
N.	ans.	ôns.	eins.	ôna.
G.	anê.	ônô.	einô.	anê. [1])
D.	am.	ôm.	eim.	am.
A.	ans.	ôns.	eins.	ôna.

[1]) Die in Grimms Grammatik für den *gen. pl. neutr.* aufgestellte Form ônê beruht auf einem Irrthum, auf den ich, obgleich er von Grimm selbst schon an einem andern Orte berichtigt ist, dennoch hier aufmerksam machen muß, da er sich,

Zum Beispiele dieser Deklination, die der geistreiche Gründer der historischen Grammatik, J. Grimm, mit dem Namen schwache belegt hat, diene das *subst.* atta, *pater*, von dem in Ulfilas gothischer Bibelübersetzung alle *casus* vorkommen.

Sing.	*N.*	atta.
	G.	attins.
	D.	attin.
	A.	attan.
Plur.	*N.*	attans.
	G.	attanê.
	D.	attam.
	A.	attans.

Aus dieser Darlegung der schwachen Deklination ergiebt sich:

1) daß diese Deklination in allen drei Geschlechtern dieselben Casusendungen, mit Ausnahme des *nom.*, *gen.*, *acc. pl.* enthält,

sing.	*gen.*	*m. f. n.*	= n-s
	dat.	-	= n
	acc.	-	= n
pl.	*nom.*	*m. f.*	= n-s, *neutr.* n-a.
	gen.	*m. n.*	= n-ê, *fem.* n-ô.
	dat.	*m. f. n.*	= m.
	acc.	*m. f.*	= n-s, *neutr.* n-a.

und nur die diesen Endungen vorausgehenden Vokale nach den Geschlechtern verschieden sind.

2) daß, wie Grimms Annahme einer 1sten und 2ten schwachen Deklination für das *masc.*, das immer dieselben Endungen der Casus zeigt, es mag mit dem Suffix A oder JA gebildet sein, auch seine Annahme einer 1sten und 2ten schwachen Deklination für das *fem.* unstatthaft ist, da die *fem.* auf EJ keine andere Endungen in ihren *casibus* zeigen als die *fem.* auf Ô.

3) daß die schwache Deklination der *subst.* nicht schwächer ist als die sogenannte starke; denn sie enthält wie diese in allen *casibus* die Flexionssuffixe, mit Ausnahme des *dat.* und *ac. s.* von denen aber auch in der starken Deklination der *subst.* der letztere

---

selbst nach der erfolgten Berichtigung, allgemein verbreitet hat und nicht nur in deutschen Grammatiken, z. B. von Becker, sondern auch in der vergleichenden Grammatik von Bopp wiederholt wird.

immer, der erstere bei allen konsonantisch endenden Stämmen, (denen die schwachdeklinirenden *subst.* in ihren obliquen *casibus* durch das vor der Flexion eintretende N sich gleichstellen) flexionslos ist; man vergleiche

n.	brothar	atta
g.	brothr—s	attan—s.
d.	brothr	attan.
a.	brothar	attan.

Durch den Mangel des Flexionszeichens im *nom. sing.* wird sie eben so wenig schwach, als die Deklination des Wortes brothar, dem das S des *nom. s.* fehlt. Daher dürfte sie von der starken Deklination nicht abgesondert werden. Da aber bei den *adj.* diese Deklination durch die fehlende Flexion im *dat.* und *ac. sing.* (z. B. schwach *dat. m.* blindin, *ac. masc.* blindan, dagegen stark *dat. m.* blindamma, *a. m.* blindana) sich schwächer als die sogenannte starke Deklination zeigt, so mag auch die dieser Adjektivdeklination ganz gleiche Deklination der *subst.* den von Grimm ihr beigelegten Namen schwach behalten, (um so mehr, da sie in den anderen deutschen Dialekten nach und nach alle Flexionen abgeworfen hat), wiewohl sie vielleicht beßer durch N Deklination bezeichnet würde. (S. auch den Schluß der Abhandlung.) Die von Bopp für die Adjektivdeklination neuerdings aufgenommene Bezeichnung definit und indefinit statt stark und schwach, paßt nicht für die *subst.* und scheint mir auch für die *adj.* ungültig zu sein.

[Bopp glaubt aus der Beobachtung, daß im Slavischen die *adj.*, wenn ihnen nicht zur Vertretung des Artikels das *pron.* je, i angehängt ist, ganz wie die *subst.* dekliniren und nur dann, wenn dieses *pron.* mit seinen Flexionen hinzutritt, von der Substantivdeklination abweichen, die Folgerung ziehen zu können, daß auch die deutsche von der Substantivdeklination abweichende Pronominal- und starke Adjektivdeklination durch die Anhängung des Pronomens ja [2]), [das im Sanskrit welcher, im Lit. (in der Form: *ji*) er bedeutet, (im Slavischen ist *i* mit sche verbunden (also ische) *pron. relat.*) und im Lit. wie im Slav. zugleich als *pron. postpos.* den Artikel vertrit], erklärt werden müße, und, wie die slav. und lit. Adjektiva, denen das

2) Also z. B. ahd. blinder aus blindajir, *g.* blindes aus blind'jis, *d.* blindemu aus blind'jemu, *ac.* blindan aus blind'jan, oder das *pron.* der aus djir, deser aus djasajir, djasjir, djasair!

genannte, den bestimmten Artikel der, die, das, gr. ὁ, ἡ, τό vertretende *pronomen* angehängt ist, mit dem Ausdruck *definita* oder *demonstrativa* und die *adjectiva* ohne das bestimmende *pronomen*, mit dem Ausdruck: *indefinita* bezeichnet werden, den deutschen starkdeklinirenden *adj.* und ihrer Deklination die Benennung: definit, den schwachdeklinirenden aber und ihrer Deklination die Benennung indefinit zukomme.

Um die lit. und slav. Deklinationsweise anschaulich zu machen, setze ich hier für das lit. swentas, heilig, und das gleichbedeutende slav. svjat, beide Deklinationen, ohne das *pron. postpos.* und mit demselben, neben einander her:

Litauisch.

	masc.		*fem.*	
	indefin.	*defin.*	*indefin.*	*defin.*
sing. n.	szwentas.	szwentasis.	szwenta.	szwentoji.
g.	szwento.	szwentojo.	szwentôs.	szwentosiôs.
d.	szwentam.	szwentamjam.	szwentai.	szwentaijei.
a.	szwentą.	szwentąji. [3]	szwentą.	szwentąję.
i.	szwentu.	szwentůju.	szwentà.	szwentajè.
l.	szwentamè.	szwentamjamè.	szwentoje.	szwentojoje.
pl. n.	szwenti.	szwentieji.	szwentos.	szwentosos.
g.	szwentû.	szwentujû.	szwentû.	szwentujû.
d.	szwentiems.	szwentiemsiems.	szwentoms.	szwentomsoms.
a.	szwentùs.	szwentůsus.	szwentas.	szwentąses.
i.	szwentais.	szwentaiseis.	szwentomis.	szwentomsomis.
l.	szwentůse.	szwentůsůse.	szwentosa.	szwentososa.

Slavisch.

	masc.		*fem.*	
	indefin.	*defin.*	*indefin.*	*defin.*
sing. n.	svjat.	svjatyi.	svjata.	svjataja.
g.	svjata.	svjatajo.	svjaty.	svjatyja.
d.	svjatû.	svjatomû.	svjatje.	svjatoi.
a.	svjat.	svjatyi.	svjatû.	svjatûjû.
i.	svjatom.	svjatym.	svjatojû.	svjatojû.
l.	svjatje.	svjatjem.	svjatje.	svjatjei.

[3]) Bopp stellt in seinem *paradigma*, zu dem er gèras, gut, gewählt hat, in diesem *casus* die Form geranjan auf.

	masc.		*fem.*	
	indefin.	*defin.*	*indefin.*	*defin.*
pl. n.	svjati.	svjatii.	svjaty.	svjatyja.
g.	svjat.	svjatyich.	svjat.	svjatyich.
d.	svjatom.	svjatyimi.	svjatam.	svjatyim.
a.	svjaty.	svjatyja.	svjaty.	svjatyja.
i.	svjaty.	svjatyimi.	svjatami.	svjatyimi.
l.	svjatjech.	svjatyich.	svjatach.	svjatyich.

Als Beispiel des Gebrauchs diene das lit. szwenti wyrai, heilige Männer, szwentieji wyrai, die heiligen Männer.

Wie sinn- und kunstreich auch diese Vergleichung der deutschen starken Deklination mit der lit. und slav. definitiven von unserm hochverehrten Mitgliede in seiner vergleichenden Grammatik aufgestellt und unterstützt ist, so kann ich mich dennoch von der Richtigkeit derselben nicht überzeugen. Um diese Ueberzeugung zu erlangen, (was ich um so mehr wünschen muß, da der vor kurzem dem Leben und der Wissenschaft entrißene geistreichste und scharfsinnigste Sprachforscher unsrer Zeit, W. v. Humboldt, Bopps Ansicht beifällig anerkannt hat,) erlaube ich mir durch ein offenes Wider ein neues, vielleicht entscheidendes Für hervorzurufen.

Was zuerst die Abweichung der starken Adjektivdeklination von der Substantivdeklination betrifft, so findet sie nur in einigen *casibus* statt, und ist dadurch entstanden, daß einige Flexionsformen nicht in die Deklination der Substantiva eingedrungen sind. Daraus aber folgt weder, daß ihr Vorkommen beim Adjektiv durch die Anhängung eines Pronomens erklärt werden muß, noch erhält diese Folgerung dadurch einen Beweis, daß die slav. *adj.* nur, wenn sie das *pron. demonst.* anhängen, von der Substantivdeklination abweichen, außerdem aber mit dieser übereinstimmen. Diese Uebereinstimmung ist im Slav. nur dadurch entstanden, daß im *adj.* und *subst.* die Flexionen gleich sehr abgeschwächt und verstümmelt sind. Im Lit., wo auch die Anhängung des *pron. dem.* stattfindet, stimmt die Deklination der *adj.* ohne das angehängte *pron.* nicht mit der der Substantiva überein, und auch wieder aus dem einfachen Grunde, weil das Substantiv, wie im Deutschen, abgeschliffenere Flexionen hat als

das *adj.*, bei dem die Festhaltung der theils seine Nominalnatur theils die Bezeichnung seines Geschlechts sichernden Flexionen nothwendiger geschienen sein muß als beim Substantiv; ja das lit. *adj.* zeigt ohne das angehängte Pronomen sogar fast überall dieselben Flexionen die das angehängte Pronomen hat. (Man sehe das obige Schema.)

Soll die Erscheinung von Pronominalflexionen in der Adjektivdeklination durch Anhängung eines Pronomens erklärt werden, so müßten auch die in die sanskr., griech. und lat. Nominaldeklination eingedrungenen — im Pali ist sogar die sonst nur bei *pronominibus* vor der Flexion einiger *casus* sich zeigende Sylbe ſma in die Substantiv- und Adjektivdeklination aufgenommen; im altpr. zeigt sich nur im *adj.* z. B. wargaſmu, *malo*, emprikisentiſmu, *praesenti*, die pronominale Sylbe ſma — Pronominalflexionen als angehängtes *pronomen* angesehen, ja alle Flexionen der *nomina* müßten auf diese Weise gedeutet werden [4]), weil sie alle mit den Pronominalflexionen übereinkommen oder aus ihnen sich erklären laßen. Man vergleiche die Deklination des sanskr. Pronomens ya mit dem durch das Suffix A gebildeten *nomen* (*subst.* und *adj.*) siva (als Substantiv den Gott Siwa, als Adjektiv glücklich bedeutend).

Sing.

n.	yaſ.	sivaſ.
g.	yaſya.	sivaſya.
d.	yaſmâi.	sivâya (ohne Einschiebung der Sylbe ſma).
ac.	yam.	sivam.
ab.	yaſmât.	sivât (ohne Einschieb. von ſma).
in.	yêna.	sivêna.
l.	yaſmin (mit angeh. *n* und Abfall des a vor i).	sivê (ohne Einschiebung von ſma).

Dual.

n.	yau.	sivau.
g.	yayôſ.	sivayôſ.
d.	yâbhyâm.	sivâbhyâm.
ac.	yau.	sivau.

[4]) Und auch alle starkdeklinirenden *subst.* als definit und alle schwachdeklinirenden als indefinit angesehen werden.

ab. yâbhyâm.	sivâbhyâm.
in. yâbhyâm.	sivâbhyâm.
l. yayôs.	sivayôs.

Plur.

n. yê (mit Abwurf des Casuszeichens s).	sivâs.
g. yêshâm.	sivânâm (mit Einschieb. eines n).
d. yêbhyas.	sivêbhyas.
ac. yân.	sivân.
ab. yêbhyas.	sivêbhyas.
in. yais.	sivais.
l. yêshu.	sivêshu.

Diese Uebereinstimmung hat ihren Grund darin, daß *nomen* und *pronomen* mit denselben, allgemein zur Deklination verwendeten Flexionen deklinirt werden. Soll ihr ein mit seinen Flexionen angehängtes Pronomen zum Grunde gelegt werden, so wäre ein noch einfacheres *pronomen*, ein *pronomen* A, dafür zu wählen, durch das sich die Flexionen sowohl im Sanskrit als im Deutschen unmittelbar erklären ließen; aber was ist dadurch gewonnen? es entsteht ja wieder die Frage, wo dieses Pronomen seine Flexionen hergenommen hat.

Wären die in der starken Deklination der *adj.* sich zeigenden Flexionen durch die Anhängung des Pronomens ja entstanden, so müßten auch die ihnen gleichen Flexionen der *pronomina* denselben Ursprung haben; wirklich spricht auch Bopp diesen Ursprung den *pronominibus* zu und glaubt dieses durch die ahd. Formen siu, diu, dia, die, dio, diem, die er für sju, dju, dja, dje, djo, djem nimmt, zu beweisen. Allein diese Formen sind erst im Ahd. entstanden (das Gothische hat noch keine Spur davon) und diem ist ohnedies nur eine dialektische Abweichung von dem; sie können daher nicht mit den im Sanskrit vorkommenden ähnlichen Formen syâ, tyâm, tyê, tyâs, mögen diese immerhin aus einer Composition von sa und ta mit ya bestehen, verglichen werden, sondern sind aus bloßen Vokalübergängen und dem auch sonst vorkommenden Vortritt eines i (*cf.* ia, ie, io, iu im Sprachschatz, auch ahd. hiar, goth. hêr) zu erklären [5]).

[5]) Die Form iu wechselt auch in der Adjektivdeklination mit u, aber dem dia, die, dio, diem entspricht niemals bei den Adjektiven, die doch in der Deklination mit

Aber auch wenn man zugeben wollte, daß in der ahd. Sprache abweichend von der gothischen die hier angeführten Formen aus einer Zusammensetzung von sa und da mit dem *pron.* ja entsprungen wären, so entziehen sich doch nicht allein andere Casus des ahd. Pron. der und alle *casus* aller andern ahd. *pronomina*, sondern auch die ganze gothische Pronominaldeklination [6]) diesem Ursprunge, der zu der unnatürlichen Annahme führen würde, daß die Pronomina, mit Ausnahme eines einzigen, keiner Flexion fähig gewesen, sondern dieser erst durch die Anhängung des Pronomens ja, eines allein bevorrechtigten, allein flexionsfähigen Pronomens, theilhaftig geworden wären.

Vergleicht man die deutsche starke Adjektivdeklination mit der definiten lit. und slav., so ergiebt sich sogleich die gänzliche Verschiedenheit jener von dieser. Im Gothischen

---

den *pron.* übereinstimmen, eine Flexion ia, ie, io, iem, sondern nur a, e, o, em [es heißt nicht blindia, blindie, blindio, blindiem (wie dia, die, dio, diem), sondern blinda, blinde, blindo, blindem]; wahrscheinlich hat die Einsylbigkeit der Formen su, du, da etc. den Vorschlag eines i oder j vor ihren vokalischen Auslaut begünstigt; auch mag das Zusammenfallen der Formen du, die und du, du, do, die und do, da zur Veränderung des Artikels du und do in diu und dio mitgewirkt haben. Daß die (*n. a. pl.*) eine bloße Entstellung der ursprünglichen Form ist, zeigt sich schon daraus, daß es nicht bloß für das *masc.* gilt, sondern auch in das *fem.* und *neutr.* übergetreten ist, ja sogar für den *nom. sing. m.* der, steht. So ist denn auch das neuhochdeutsche dieser nichts anderes als eine im Neuhochdeutschen gewöhnliche Verlängerung des i (in diser, der Nebenform von deser), und keinesweges, wie Bopp annimmt, aus einem organischen djeser entstanden. — Uebrigens zeigen die vokalisch und selbst die consonantisch auslautenden *casus* des Artikels noch mehrere von einander abweichende Formen auf, wie *n. s. m.* der, de, die, di, dee, dir, daer, *n. s. f.* diu, de, dia, dea, dû, deo, *n. s. n.* daz, diz, *g. s.* dis (das goth. this aus thas), des, *a. s. m.* den, din, de, *a. s. f.* dia, diu, dea, die, diea, dio, deo, dei, di, de, *n. a. pl. m.* die, dea, dia, dio, de, di, dee, dei, *n. a. pl. f.* dio, deo, dea, dia, die, dei, di, *n. a. pl. n.* diu, dio, die, deo, dei, de, diea.

6) Zum Beispiel diene das goth. *pron. demonst.*

		m.	*f.*	*n.*
sing.	*n.*	sa.	so.	thata.
	g.	this.	thizôs.	this.
	d.	thamma.	thizai.	thamma.
	a.	thana.	thô.	thata.
	inst.			thê.
pl.	*n.*	thai.	thôs.	thô.
	g.	thizê.	thizô.	thizê.
	d.	thaim.	thaim.	thaim.
	a.	thans.	thôs.	thô.

sing.

n. blinds.
g. blindis.
d. blindamma.
a. blindana.

plur.

n. blindai.
g. blindaizê.
d. blindaim.
a. blindans.

sind die Flexionen, die Bopp für das angehängte, flektirte Pronomen ja hält, unmittelbar an dem Wortstamm, dagegen im Lit.

sing.

n. szwentas-is.
g. szwento-jo.
d. szwentam-jam.
a. szwentą-ji.

plur.

n. szwentie-ji.
g. szwentu-ju,
d. szwentiems-iems.
a. szwentus-us.

ist das Pronomen erst an die schon vorangehenden Flexionen angehängt und konnte auch erst an diese angehängt werden, da es nicht das Adjektiv flektiren, sondern nur, wie es im Deutschen und Griechischen das vorangesetzte Pronomen (der Artikel) thut, definiren sollte.

Eben diese Bestimmung des *pron. postp.* im Slav. und Lit. spricht auch von einer andern Seite gegen die Vergleichbarkeit desselben mit den Flexionen der starken Adjektivdeklination. Im Slav. und Lit. ist es der Vertreter des von diesen Sprachen nicht angewandten Artikels; aber das Deutsche besitzt den Artikel, also können die genannten Flexionen nicht dessen Stellvertreter, sondern nur die dem Adjektiv als *nomen* zukommenden Casuszeichen seyn.

Oder will man den Gebrauch des Artikels erst später eingetreten seyn laßen? Wenn die Flexionen schon als *pron. postpos.* das Geschäft des Artikels übernommen hatten, wozu denn dieselbe

Funktion wiederholen und den Artikel dem schon definiten Adjektiv vorsetzen? Und wenn die starken Flexionen ein zur Definirung des *adj.* angehängtes *pronomen* sind, welches ist denn die Deklination des nicht definiten *adj.* gewesen? Gehören die Flexionen in blinds, blindis, blindamma, blindana etc. nur dem definiten [7]) *adj.* an, so bleibt für das indefinite *adj.* in allen *casibus* nichts als die Form blind, also keine Deklination.

Doch wir haben ja noch die N Deklination, die wir in unserer Noth zur indefiniten machen können. An sie hat auch Bopp sich gewandt, indem er sagt: „merkwürdig aber und dem Germanischen eigenthümlich ist es, daß seine *adj.* in ihrem indefiniten Zustande sämmtlich ihr Thema durch ein unorganisches N erweitert haben.“

Allein die N Deklination ist, wie wir oben gesehen haben, ursprünglich auch stark, also nach Bopps Bezeichnung, definit, und hat nur in spätern Zeiten ihre Casusendungen abgeworfen. Auch würde aus der Annahme, daß die N Deklination die indefinite sey, folgen, daß nicht nur die N Deklination die eigentliche ursprüngliche Adjektivdeklination sey, was doch (s. den Schluß dieser Abhandlung), man mag das N als eine Erweiterung des Themas oder als vor den Flexionen eingeschoben ansehen, geleugnet werden muß [8]), sondern auch daß das *pron. postpos.*, wie es

---

[7]) Ich behalte hier und im folgenden ohne Aenderung und nähere Bestimmung die Ausdrücke: definit und indefinit bei, wiewohl alle *nomina*, auch die *adjectiva* an sich weder definit noch indefinit sind, sondern es erst durch den Satz und äußerlich in den Sprachen, die den Artikel oder ein *pron. postpos.* anwenden, durch die Beifügung oder Entziehung desselben werden. Eine Feststellung der Bedeutung: definites und indefinites Adjektiv würde die Ausdrücke: definit und indefinit theils so sehr zum Substantiv hinüberziehen, theils so bestimmt fixiren, daß ich Gefahr liefe, von Bopps Ansicht eine ganz falsche Anwendung zu machen, um so mehr, da schon ohnedies Bopps Auffassung des Begriffs: definit und indefinit schwankend ist, indem er bei der Vergleichung der deutschen starken Flexion mit der slav. und lit. Anhängung des *pron. postpos.* unter definites und indefinites Adjektiv ein mit dem definiten Pronomen oder Artikel verbundenes Adjektiv versteht, aber bei der Erklärung: definit oder personifizirt, und bei der Aeußerung daß in: ein guter das *adj.* guter definit sei, einen andern — ich weiß aber nicht bestimmt, welchen — Begriff mit dem Ausdruck: definit zu verbinden scheint. Ich halte es daher für das rathsamste, definit und indefinit in der Bedeutung zu gebrauchen, in der es die slav. und lit. Grammatik nimmt, und auf welche Bopp seine Theorie der deutschen Adjektiv-Deklination gegründet hat. — Siehe den Schluß der Abhandlung.

[8]) Auch würde die N Deklination, da im indo-germanischen Sprachstamm die Substantiv- und Adjektiv-Deklination eine und dieselbe ist, in dem Falle, daß sie die ursprüng-

auch im Slav. und Lit. der Fall ist, erst hinter schon voranstehenden Flexionen zu suchen wäre; die starken Flexionen, die für das *pron. postp.* ausgegeben werden, finden sich aber schon, wie oben gezeigt ist, unmittelbar am Thema, es heißt z. B. der *g. s. m.* nicht blindinsis, sondern blindis.

Doch, wenn man auch diesen Einwänden begegnen zu können glauben sollte, so sind dennoch weder das starkdeklinirende *adj.* als definit noch das schwachdeklinirende als indefinit anzusehen, sondern beide werden erst durch den Zusatz des Artikels definit wie es das slav. und lit. durch das *pron. postp.* wird, und wenn man eins dieser Prädikate (füglich wohl nur das: indefinit) ihnen beilegen will, so sind beide, ohne Artikel, zu einer und derselben Benennung berechtigt, weil beide auf gleiche Weise (über den wahren Unterschied der stark. und schw. Dekl. s. den Schluß) gebraucht werden; man vergleiche us missaleikôm (schwach) vistim, *ex diversis substantiis*, in missaleikaim (stark) mêlam, *variis temporibus*, judaviskôm (schwach) ufarranneinim, *judaicis aspersionibus*, manniskaim (stark) vaurdam, *humanis verbis*, ni ibnôn (schwach), ak galeika (stark) svêritha, *non aequalem sed similem honorem* [9]); oder wenn man einem von ihnen das Prädikat definit beilegen wollte, so käme es eher dem schwachdeklinirenden als dem starkdeklinirenden *adj.* zu. Niemals steht nämlich, im ältern Zustande der Sprache, das letztere, wenn es neben seiner starken Flexion auch eine schwache besitzt, ohne Artikel definit (man müßte denn eine definite Stellung in saei vas auhumists veiha, (ὃς ἦν ἀρχιερεύς.) Joh. 18, 13. finden wollen), wohl aber kommen Beispiele vor, in denen das erstere, auch wenn es eine starkdeklinirende Nebenform hat, ohne Artikel definit gebraucht ist, z. B. jains vas lukarn brinnandô, (ἐκεῖνος ἦν ὁ λύχνος ὁ καιόμενος) Joh. 5, 35 sunus teimaiaus blinda sat (υἱὸς τιμαίου ὁ τυφλὸς ἐκάθητο) Marc. 10, 46. thairh vêpna garaihteins taihsvôna, (διὰ τῶν ὅπλων τῆς δικαιοσύνης τῶν δεξιῶν.) Cor. II., 6, 7. oder noch entschiedener in iah ahmans unhrainjans, thaih than ina gasêhvun, drusun du imma (καὶ τὰ πνεύ-

---

liche Adjektiv-Deklination wäre, auch die ursprüngliche der starken Deklination zum Grunde liegende Substantiv-Deklination sein, was ihr doch wohl von Niemand eingeräumt werden wird.

9) So ist z. B. auch selbo christ und selber christ im Ahd. gleich statthaft und ohne Unterschied der Bedeutung.

ματα τὰ ἀκάθαρτα, ὅταν αὐτὸν ἐθεώρει, προσέπιπτεν αὐτῷ, und die unreinen Geister, wenn sie ihn sahen, fielen vor ihm nieder) Marc. 3, 11. dagegen **iah usgaggandans ahmans thai unhrainjai** (und nicht **ahmans unhrainjai**) **usgalithun in tho sveina** (*καὶ ἐξελθόντα τὰ πνεύματα τὰ ἀκάθαρτα εισῆλθον εἰς τὰς χοίρους.*) Marc. 5, 13, und so kann neben **thai auhumistans gudjans sokidêdun ana iêsu veitvôditha**, (*οἱ ἀρχιερεῖς ἐζήτουν κατὰ τοῦ Ἰησοῦ μαρτυρίαν.*) Marc. 14, 55, wohl stehen **gaquêmun auhumistans gudjans**, *συνήχθησαν οἱ ἀρχιερεῖς* (die Hohenpriester kamen zusammen) Math. 27, 62 aber nicht **gaqvêmun auhumistai gudjans**, welches heißen würde: hohe Priester kamen zusammen; überall wo eine starke Deklination des Adjektivs ohne Artikel steht, hat es nur eine indefinitive Bedeutung (wie auch noch jetzt z. B. heilige Männer oder altpreußisch: **sen wargasmu kaupiskan**, mit schlechtem Handel, indefinit steht) z. B. **veihai vairôs** (starke Deklination) würde nicht wie das definite lit. **szwentieji wyrai**, die heiligen Männer, sondern, wie das indefinite lit. **szwenti wyrai**, heilige Männer, bedeuten, wogegen das schwachdeklinirende Adjektiv nur definit (s. den Schluß der Abhandlung) gebraucht wird [10].

Auch würde Bopps Ausdruck definit oder personifizirt, wenn ich ihn anders recht verstehe, eher dem schwachdeklinirenden als dem starkdeklinirenden *adj.* zukommen, theils, weil wie z. B. im oben angeführten Beispiele, Priester, (Heiliger) nicht durch das starke **veihs**, sondern durch das schwache **veiha** gegeben wird, auch in allen ähnlichen Fällen das schwachdeklinirende und nicht das starkdeklinirende Adjektiv zur Personifizirung dient, und die schwache Deklination nur beim concret gebrauchten, d. h. mit dem Substantiv verbundenen oder auch substantivisch stehenden Adjektiv angewandt wird, nie aber für das abstrakt gebrauchte Adjektiv gilt z. B. nicht **vastjôs vaurthun hweitôns**, sondern nur **vastjôs vaurthun hveitôs**, *ves-*

---

10) Daß im Neuhochdeutschen nur das starkdeklinirende, aber nie das schwachdeklinirende Adjektiv außer bisweilen im *g. s. m.* und *n.*, z. B. frohen Muthes, wofür wohl beßer der starke Genitiv also z. B. frohes Muthes, steht) ohne Artikel indefinit gebraucht wird, will ich nicht in Anschlag bringen, da dieser Nichtgebrauch des schwachdeklinirenden Adjektivs ohne Artikel (cf. was weiter im Text folgt) auch zum Theil in dem Mangel aller Flexionen dieses Adjektivs seinen Grund haben mag.

tes fiebant albae; theils weil im Vokativ nur die schwache Deklination vorkommt, z. B. dvala, *μωρὲ! fatue!* Math. 5, 22. gôda skalk! *ἀγαθὲ δοῦλε!* Luc. 19, 17. ô kuni ungalaubjandô jah invindô, *ὦ γενεὰ ἄπιστος καὶ διεστραμμένη!* Luc. 9, 41. liubans! *ἀγαπητοὶ!* Cor. II., 7, 1. brôthrjus meinai liubans! *ἀδελφοὶ μου ἀγαπητοὶ!* Cor. I. 15, 58. (die starke Form meinai in diesem Beispiele erklärt sich dadurch, daß meins nur stark deklinirt); doch steht auch einmal, aus syntaktischem Grunde, die starke Deklination: thu ahma thu unrôdjands jah bauths, *τὸ πνεῦμα τὸ ἄλαλον καὶ κωφόν.* Marc. 9, 25.

Selbst die schon im Gothischen und Ahd. stattfindende Erscheinung, daß das schwachdeklinirende Adj. weit häufiger als das starkdeklinirende mit dem definirenden Artikel verbunden wird, könnte zu der Vermuthung veranlaßen, daß dem schwachdeklinirenden mehr als dem starkdeklinirenden Adj. die Natur eines definiten Adj. beiwohne. Doch diese Erscheinung beruht auf der am Schluß dieser Abhandlung nachgewiesenen Veranlaßung zum Gebrauch der schwachen Deklination, der bei Anwendung des Artikels noch durch die Abgestumpftheit der schwachen Flexionen begünstigt wurde, mit denen sich die Sprache, wenn sie den vollständig und unentstellt deklinirenden Artikel vorsetzte, begnügen zu können glaubte, weshalb auch im Neuhochdeutschen die schwache Deklination bei jedem Adjektiv (mit einigen Ausnahmen bei der Setzung des Nominativs) eintrit, dem entweder der Artikel oder ein anderes mit Flexion versehenes Pronomen, selbst auch nur ein anderes starkdeklinirtes Adj. vorausgeht. Wenn daher Bopp unser Sprachgefühl auf folgende Weise rühmt:

„Da die definiten (die starken) Adjektive durch ein ihnen „einverleibtes Pronomen definirt oder personifizirt sind, so ist „es natürlich, daß diese Deklinationsform vermieden wird, wo „die Funktion des inhärirenden Pronomens durch ein bloß voran„stehendes übernommen wird, daß wir sagen guter, aber der „gute, nicht der guter, was unser Sprachgefühl sehr ver„letzen würde; denn es liegt noch in unserm Gefühl, daß in „guter ein Pronomen enthalten ist, wie wir in im, am, beim „Pronomina fühlen, wenn gleich hier das Pronomen stamm„haft nicht mehr vorhanden ist, sondern nur seine Casusendung zu„rückgelassen hat. In dem Begreifen der definiten Adjektivdeklina-

„tion aber war die grammatische Wissenschaft, die sich in vie„len anderen Punkten schon über das empirische Sprachgefühl „erhoben hatte, noch hinter demselben zurückgeblieben, und wir „fühlten in Formen wie guter, guten, gute, mehr als wir „erkannten, nämlich ein Pronomen, welches noch geistig wirkt, „wo es nicht mehr leiblich vorhanden ist. Wie fein in dieser „Beziehung unser Gefühl ist, beweist dies, daß wir dem seines „definirenden, pronominalen Elements beraubten ein die definite „Form des Adjektivs zur Seite stellen, in den obliquen Casus „aber dem definiten eines, einem, die indefinite: ein großes, „eines großen (nicht großes), einem großen (nicht „großem)";

so werden wir das Compliment, welches hier unserm feinem Gefühl gemacht wird, ablehnen müßen, wenn wir uns nicht anmaßen wollen, zu glauben, daß wir den Organismus unsrer Sprache richtiger fühlen, als unsere Vorfahren, die anderthalb tausend Jahre näher ihrem Ursprunge waren und ohne Anstoß, eben so wie die Griechen (auch die alten Preußen z. B. stas swints christianiskas druwis, der heilige, christliche Glaube, stai swintai evangelistai, die heiligen Evangelisten, stesse gantsas switas, der (g. s.) ganzen Welt), dem starkdeklinirenden *adj.* den Artikel der, die, das vorsetzten, z. B. in dem oben angeführten ahmans thai unhrainjai oder in fora thaim allaim, thô alla (all kann auch schwach decliniren z. B. fiands unsarai allans) und eben so auch den nur starkdeklinirenden, also um so mehr, wenn die starke Deklination die definite wäre, des Artikels unfähigen *pronominibus* wie z. B. thô anthara, *alteram*, sô aithei meina, *mater mea*, thai brôthrjus meinai, *fratres mei*, sa thiumagus meins, *servus meus*, bi thamma razna jainamma, *in isto domicilio*, thô giba theina, *donationem tuam*. — Auf gleiche Weise verfährt auch das Ahd., z. B. then sinan siachan drut, der din weneger garto, ther fater alter, ther sun guater, der selbo gedrater naph, deo andro deornun, demu sinemu kanozze, thaz thinaz enti, thas minaz muat, dera sinera ginada, dera dinera muater, theru thineru gisunti. den dinan lichamun, thiu minu wort, thero sinero antwurti. — Ain als unbestimmter Artikel kömmt im Gothischen nur, wenn mir kein Bei-

spiel entgangen ist, in aius sums, *quidam*, vor und dieses zeigt auch, daß die starke (Bopps definite) Form auf die starke (Bopps definite) Form von ain folgen kann. Aber im Ahd. zeigen reichliche Fälle, daß, ganz der neuhochdeutschen Sprachweise entgegengesetzt, sowohl das starkdeklinirte ein ein starkdeklinirtes *adj.* (cf. auch altpreußisch z. B. ains tickars unds, ein wahres Waßer), als auch das unflektirte ein ein schwachdeklinirtes *adj.* hinter sich hat [11]), z. B. einer etelicher, einen iegelichen (ist stark, weil iegelih nur stark deklinirt), in einemo anderemo, einan lüzilän, einan sinan ebanscalc, eines anderes werches, eines erlegenes alten (*senis occidui*), ein rota binta, (neben ein rotiu binta) ein andra ea, eina andera diu; und eben so folgt auf die flexionslosen mîn, dîn, sîn nicht das starke (definite) sondern das schwache (indefinite) *adj.* z. B. min liobo sun, thin zesuwa ouga, sin scona houbet. Daß eine vorhergehende Definirung nicht eine folgende verbietet, zeigt sich auch in Ausdrücken, wie goth. izvara goda vaurstva, *vestra bona opera* (so auch im Altpreuß. twaias mylas malnikas, deines lieben Kindes) oder ahd. in mittemo minemo herzen, auch in imo selbemo, das eben so gut gesagt wird wie imo selben, und in ähnlichen. (Selbst unsre jetzige Sprache erlaubt nicht nur, sondern fordert beim *pron. poss.* die starke Deklination hinter schon vorangehender starken, z. B. aller meiner Worte, und nicht, aller meinen Worte.) Daß wir die Formeln: ein gute, eines gutes u. s. w. anstößig finden, liegt also nicht in einem richtigen, sondern in einem irregeleiteten Gefühle, (ähnlich dem, das uns nur sagen läßt: o guter Knecht, oder, die Kleider wurden weiß, da doch in dem ältern organischen Zustande goda skalk! gute Knecht! oder, vastjôs vaurthun hveitôs, die Kleider wurden weiße, gesagt wurde), irregeleitet durch die allgemein gewordene Aufgebung dieser Formeln und Anwendung der entgegengesetzten: ein guter, eines guten u. s. w., die sich sogar so weit ausgedehnt hat,

---

11) Daß der Mangel der Flexion des vorstehenden *pron.* nicht die starke Deklination des folgenden *adj.* herbeiführt, zeigt auch die gothische Formel: sa auhumista (schwach) gudja.

daß wir schon kaum mehr sagen: eure gute Werke und bald auch unser Gefühl gegen: eure gute Werke als Beweis für die Richtigkeit der Formel eure guten Werke wird auftreten können.

Noch möge auch bemerkt werden, daß, wenn die starken Flexionen als angehängtes definirendes Pronomen gelten sollen, nicht nur alle Adjektiva und *pron.*, die nur schwach dekliniren, wie im Gothischen die Comparative und Ordinalia, das *part. praes.* (das nicht den Artikel im Gothischen zu sich nimmt und doch auch definit steht z. B. im oben angeführten lukarn brinnandô), sama, selba, sondern auch das flexionslose *pron. demonst.* sa, sô, (der, die) nur als indefinit, dagegen die *adj.* und *pron.*, die nur stark dekliniren, wie goth. sums, mids, anthar, jains, und die *pron. posses.* nur als definit angesehen werden könnten. — Ueber die Veranlaßung zur Einführung zweier Deklinationsweisen für ein und dasselbe Adjektiv s. den Schluß der Abhandlung.

Eben so wenig beweisend wie die von einer definiten Natur des starkdeklinirenden Adjektivs und von der Vergleichung mit dem Slav. und Lit. hergenommenen Gründe für eine Anhängung des Pronoms ja, scheinen mir die aus der Form der starken Flexion hergenommenen. Daraus, daß die goth. *adj.* auf U im *a. s. m.* auf jana, im *n. s. n.* auf jata, und *n. pl.* auf jans, wahrscheinlich auch im *d. pl.* auf jaim endigen, wie folgende — (auch thaursja (*a. s. f.*) kommt vor) — Beispiele zeigen: thaursjana, von thaursu *siccus*, manvjana, manvjata, unmanvjans von manvu, *paratus*, hnasqvjaim von dem wahrscheinlichen hnasqvu, *tener*, folgt nicht, daß ihnen, um sie definit zu machen, das *pron.* ja angehängt ist, sondern nur, daß sie von der beinahe schon abgestorbenen Deklination der U Stämme in eine geläufigere übergegangen sind, von den beiden ihnen zu Gebote stehenden Deklinationen der A und J oder Ja Stämme aber die Deklination der letztern wählten, die dadurch, daß das j, in welches ihr i vor den vokalisch anlautenden Flexionen übergeht, eben so ein Halbvokal ist, wie das v, in welches das u in gleichem Falle übergegangen wäre, sich mehr als die Deklination der A Stämme empfahl, wie denn auch im Ahd. die Nominalstämme auf U mehrentheils die Deklination der A Stämme,

noch häufiger aber die der J oder Ja Stämme angenommen haben [12]). Auch zeigt der *g. s.* filaus, von filu, *multum*, nicht das angehängte *pron.* ja, sondern noch die Deklination der U Stämme auf; *cf.* sunu, *filius*, *g.* sunaus.

Nach dieser Entgegnung auf den aus der Deklination der U Stämme hergenommenen Beweis für die Anhängung des ja, auf den Bopp vorzüglich Gewicht legt, bemerke ich über die Herleitung der starken Flexion der A und J Stämme so wie der Flexionen der *pronomina* aus dem angehängten Pronomen ja nur im Allgemeinen, daß die deshalb nothwendig werdenden Urformen — man denke nur an d-ja-sa-jir, das dem deser zu Grunde liegen soll und, wenn man ganz folgerecht verfahren will, durch die unendliche Reihe d-ja-sa-ji-ji-ji-.... bezeichnet werden müßte, oder vergegenwärtige sich die dabei nothwendige Annahme, daß theils bald das j von ja, bald der Bildungsvokal A des Themas, bald beides abgeworfen, theils dasselbe Suffix erst angefügt und dann wieder vertilgt worden sein müße — theils als anstößig, da sich die vorfindlichen Formen weit einfacher durch die Anhängung der Pronominalflexionen als durch die des Pronomens erklären, theils als unnütz erscheinen (*cf.* auch was S. 9 über die Flexionsformen des Artikels gesagt ist.) Wenn z. B. Bopp die Form des *n. s. m.* blintêr aus blintair und dieses aus blinta-jir erklärt, weil das *pron.* ja „in den beinahe 4 Jahrhunderten, die zwischen den ältesten hochdeutschen Denkmälern und Ulfilas liegen, Zeit gehabt hat, sich von den obliquen *casus* zu dem Nominativ hinaufzuschwingen" so steht dieser Erklärung die ganz einfache gegenüber, daß das R in blintêr das Nominativzeichen S ist, das im Nominativ *masc.* der goth. *adj.* z. B. blinds sich zeigt (*cf.* auch ahd. hwer mit goth. hvas), das aber die ahd. *subst.* abgeworfen haben; der Vokal vor dem R ist aber eben so zu beurtheilen wie der Vokal in akar, goth. akr, fingar, goth. figgr, muntar, goth. mundr, aram, goth. arm und ähnlichen. Was die supponirte Länge des Ê betrifft, so wird dieses zwar auch in einigen

---

12) Z. B. situ, *mos*, *n. pl.* site, *g. pl.* siteo, *d. pl.* sitim, hugu, *mens*, *a. s.* hugu und hugi, hant(u), *manus*, *g. s.* henti, *d. s.* henti, *n. a. pl.* henti, *g. pl.* henteo, *d. pl.* hentim; oder die *adj.* auf u, die im Ahd. sich wie *adj.* auf i zeigen, z. B. durri.

der ältesten Handschriften mit EE bezeichnet und auch in späteren accentuirten Handschriften mit dem Längezeichen (Ê) versehen, doch nicht durchgreifend, selbst nicht in einer und derselben Handschrift, auch wechselt es, und sogar in denselben Handschriften, nicht nur mit ar, z. B. **wildar, grimmar, fnehantar, bastinar, winsuntar, wentantar, plodar, quemanar, kihaftar, zuogichnuftar, kichrinnotar, slaflosar, widarpôllanar, razar, leidsamar, kalwar, holohtar, sozkosar, frolichar, dahinar**, sondern auch mit ir z. B. **wildir, grimmir, einluzzir, wachentir, einir, gismiritir, lobelichir, fremidir, tumbir, gimpitotir, iungir, gimastir, spatir, antlazigir, bifiltir**, und ist daher wohl nur für eine unorganische Verlängerung des E zu halten, oder auch als eine bloße Abweichung in der Aussprache; man vergleiche auch — âri neben — ari und die Verbalflexion — **mês** statt sanskr. — **mas**. Man könnte zwar auch annehmen, daß sich das Pronomen A (aber nicht ja und nicht zur Vertretung des Artikels) mit sammt seinen Flexionen zur Vollziehung der Adjektivdeklination an das Thema **blinda**, (s. oben S. 9. 10.), also hier im Nominativ in seiner Nominativform as, ahd. ar, angeschloßen hätte und aus diesem **blinda-ar** durch Verdünnung des 2ten A **blindair** und daraus **blindêr** oder durch Umwandlung des AA d. h. Â in Ê (doch steht Ê selten für Â) **blindêr** geworden wäre; allein, da das zur Nominalbildung dienende A (im Thema **blinda**) nichts anders ist, als eben die zum Pronomen A (von dem noch im Sanskr. sich einige *casus* erhalten haben z. B. **asya** *hujus*, **asmai** *huic*) verwendete Raumpartikel A, (s. den Schluß der Abhandlung) so würde aus dieser Annahme folgen, daß das Pronomen A zweimal (als Thema A und als Nominativ as) den Adjektiven angehängt worden sei, da doch vielmehr angenommen werden muß, daß, entweder dem schon durch das Pronomen A gebildeten Adjektiv zur Bezeichnung des Nominativs nur noch das Nominativsuffix S (R) zugefügt, oder, wenn zu dieser Bezeichnung der ganze Nominativ des Pronomens (as) gebraucht wurde, das erstere A als unnütz abgeworfen, also **blinder** nicht aus **blinda-ar** sondern entweder aus **blinda-r** oder **blind-ar** entstanden ist, und daher **blinder** und nicht **blindêr** sein würde. Man vergleiche auch den kurzen Vokal im sanskr. und lit. — as, lat. — **us**, griech. — **os**.]

Wiewohl bei der naheliegenden Vergleichung der nach der hier geschilderten schwachen Deklination flektirten *nomina* mit den lat., lit. und sanskr. *nominibus*, die vor ihren Flexionssylben ein, dem Nominativ fehlendes, N zeigen (wie z. B. *cardo*, *cardinis*, *sermo*, *sermonis*, lit. wandů (*aqua*), wandens, ruddů (*autumnus*), ruddens, sanskr. snêhâ (*amicus*), snêhnas, vêsma (*domus*), vêsmanas), der, auch von Grimm und Bopp, von jedem auf seine Weise [13]) aufgenommene, Gedanke sich aufdringt, daß, so wie diesen lat., lit. und sanskr. Wörtern ein auf N auslautender Wortstamm zukommt, dessen

---

[13]) Grimm hält die Bildung der *substantiva* dieser Deklination für dieselbe, die in den starkdeklinirenden *subst.* auf an z. B. in thiudan, *rex*, akran, *fructus*, sich zeigt (welche Annahme nur gelten könnte, wenn diese starkdeklinirenden *subst.* auf an mit dem Suffix an, und nicht mit ana (für dieses letzte Suffix spricht aber sowohl ihre Beibehaltung des N im Nominativ als auch ihre ganze Deklinationsweise; man vergleiche auch sanskr. vâhana mit ahd. wagan), gebildet wären; denn, sind sie mit ana gebildet, so ist ihre Bildung eine ganz andere als die der schwachdeklinirenden *subst.*, denen, wenn sie auf einen Wortstamm mit N zurückgeführt werden sollten, das Suffix an, und nicht ana, zugewiesen werden muß, wie sich aus der Vergleichung von auhsa mit sanskr. uxâ, Stamm uxan, ergiebt; auch bleiben bei dieser Annahme die auf Ô und EJ auslautenden *feminina* unerklärbar) und die schwache Deklination der *adjectiva* für eine Nachahmung der schwachen Substantivdeklination.

Bopp in seiner Recension der grimmschen Grammatik vergleicht die schwachdeklinirenden *subst.* mit sanskr. *subst.* auf an und man, wobei er die *subst fem.* auf Ô und EJ unberührt läßt; die schwachdeklinirenden *adj.* aber erklärt er durch Hinzutretung eines aus dem sanskr. Adjektivsuffix in entstandenen Suffixes an, dessen A von dem vokalischen Ausgange des Primitivs verschlungen ist (so daß also z. B. aus goda-an sich godan gebildet hätte) und vergleicht die zwiefache Bildung goda (starke Dekl.) und godan (schwache Dekl.) mit sanskr. mahâgrîva und mahâgrîvin, Kameel (wörtlich: großnackig.) Da Bopp sich bald überzeugen mußte, daß in nicht zu an werden, auch die bereits durch A vollzogene Adjektivbildung nicht noch einmal durch an geschehen kann, mahâgrîva und mahâgrîvin endlich nicht nur bloß im *masc.* und in substantivischer Bedeutung vorkommen, sondern auch isolirt dastehende Bildungen durch 2 verschiedene Suffixe für einen und denselben Begriff sind und in einem ganz anderen Verhältnisse zu einander stehen als die nur durch verschiedene auf syntaktischen Gründen beruhende Deklinationsweisen entstandenen Doppelformen der deutschen Adjektiva (nicht bloß eines einzelnen), so hat er in seiner vergleichenden Grammatik diese Erklärung der schwachdeklinirenden Adjektiva, wenn auch nicht zurückgenommen, so doch nicht weiter verfolgt, sondern den schwachdeklinirenden *adj.* (wie den *subst. masc.* und *neutr.*) einen anderen Wortstamm als den starkdeklinirenden zugewiesen, nämlich einen Wortstamm auf an, zu dem sich durch Zusatz eines N der primitive Stamm erweitert haben soll. Eben so läßt er in demselben Werke auch die *subst. fem.* schwacher Deklination sich einen neuen Wortstamm durch Aufnahme eines N bilden. Daher sind nach seiner Theorie nicht nur hana, (Hahn), *gen.* hanins, augô, (Auge), *gen.* augins, sondern auch tuggô, (Zunge), *gen.* tuggôns, managei, (Menge), *gen.* manageins, blinda, blindô, blindô, (der, die, das blinde) *gen.* blindins, blindôns, blindins, althizei, (die ältere), *gen.* althizeins, visandei, (die sehende), *gen.* visandeins, auf die Stämme hanan, augan, tuggôn, managein, blindan, blindôn, blindan, althizein, visandein zurückzuführen.

N im Nominativ sammt dem Casuszeichen abgefallen ist (wie z. B. von *sermon* im Nominativ *sermo*), auch die deutschen Wörter dieser Deklination im Nominativ ein zu ihrem Wortstamme gehöriges N abgeworfen haben, so bedarf doch die Statthaftigkeit dieser Folgerung einer nähern Prüfung.

Unbedenklich scheint sie für einzelne *subst.*, in denen sich mit mehr oder weniger Sicherheit sanskr. Wörter von gleicher Bildung und Bedeutung wiedererkennen laßen.

Hieher rechne ich:

auhsa (falls aus dem *g. pl.* auhsnê auf einen (auch mit dem ahd. ohso übereinstimmenden) Nominativ auhsa und nicht auf einen Nominativ auhsn zu schließen ist), *bos*, sanskr. uxâ (aus dem mit dem Suffix an gebildeten Stamm ux-an (s. ohso im ahd. Sprachschatz)

ahma, *animus*, sanskr. âtmâ, Stamm ât-man (wenn dieses mit dem nur in einigen Personen vorkommenden *verb. defect.* ah, *dicere* (z. B. âttha, *dixisti*, âha, *dixi*) zusammenhängt)

namô [14]), *nomen*, sanskr. nâma, Stamm nâ-man.

[Doch könnte auch auhsa, gleich anderen Wörtern, das sanskr. Suffix vertauscht (und statt an das vokalische Geschlechtssuffix angenommen) haben, wie es auch in der Bildung auhsu (*d.* s. auhsau *d. pl.* auhsum) der Fall ist oder auch nach der am Ende von *compositis* vorkommenden sanskr. Nebenform uxa gebildet seyn; in ahma

---

[14]) Das Ô im Nominativ (und Akkusativ) dieses Wortes und aller schwachdeklinirender *neutra* bleibt, wenn man einen auf N auslautenden Stamm annimmt, anstößig (das Ô im Nominativ der *fem.* ist, wie sich weiter unten zeigen wird, nicht aus an entstanden); denn, wenn das bei dem Abfall des N übrigbleibende A sich zu Â, (Ô) verlängert, warum verlängert sich denn auch nicht das A im Nominativ des *masc.*? oder, wenn, nach dem Sanskrit zu urtheilen, in diesem Nominativ auch ursprünglich Â stand und dieses Â, wie es auch in anderen Fällen mit dem auslautenden Â geschieht, wieder verkürzt wurde, warum verkürzt sich denn nicht auch das neutrale Â (O)? Antwortet man, im Sanskrit zeigt sich auch eine Verschiedenheit des übrigbleibenden A, nur umgekehrt, so daß im *neutr.* A, im *masc.* Â steht, z. B. nâma und uxâ, so wird dadurch die Sache nicht aufgeklärt, sondern als direkter Widerspruch mit dem Sanskrit noch auffallender. Das Ô im *nom.* und *ac. pl.* der *neutr.* (man sehe das obige Schema der schwachen Dekl.) würde, wenn diesen Wörtern ein Wortstamm mit an zukäme, sich durch das Sanskrit erklären, in welchem die *n.* u. *a. pl.* der *neutr.* dieser Art auch ihr A vor dem N verlängern. Der Vokal vor dem N in den übrigen *casibus* des *neutr.* stimmt wie beim *masc.* zum A des Suffixes an, nur hat er sich im *gen.* u. *d. sing.* des *masc.* und *neutr.* zu J geschwächt.

aber und namô könnte eine Verkennung des Suffixes man angenommen werden, so daß die deutsche Sprache die im (sanskr.) Nominativ eintretende Form ma, mâ, wie ein Suffix M behandelt und dieses mit dem vokalischen Geschlechtssuffix bekleidet, also ahma und namô nicht als ah-man und na-man, sondern als ah-m-a und na-m-ô gebildet hätte.]

Auch läßt vielleicht das lat. *homo* und *semen* für das goth. guma, ahd. gomo und das ahd. samo, welches im Gothischen auf A auslauten würde, den Wortstamm guman und saman annehmen.

Aber die Annahme eines auf N auslautenden Wortstammes für die übrigen *nomina* (*subst.* und *adj.*) der schwachen Deklination glaube ich theils noch mehr, als es bisher von mir geschehen ist (so habe ich z. B. im Sprachschatz S. 549 noch von einem den schwachdeklinirenden *subst. masc.* auf ja zukommenden Suffix an gesprochen), beschränken und bedingen, theils ganz abweisen zu müßen. Betrachten wir zuerst die *substantiva*.

Die Suffixe, durch welche die für die schwachdeklinirenden *subst.* geforderten Wortstämme auf N den sanskr. *nominibus* auf N nachgebildet seyn könnten, sind an, van, man und iman [15]).

Das letztere, ein Taddhitasuffix, welches *subst. masc.* aus *adj.* bildet, könnte man in den ahd. *subst. masc.* rehtemo, *jus*, rotamo, *rubor*, anerkennen, wenn, woran ich zweifle, anzunehmen wäre, daß dieses Suffix an rehta, rôta, und nicht an reht, rôt, angehängt sey und sein anlautendes J abgeworfen habe; man vergleiche sanskr. rijiman, von riju, *rectus*, *rectitudo*, krishniman, *nigror*, von krishna, *niger*.

Dagegen sind die übrigen 3 Suffixe, an, van, man Kritsuffixe, d. h. sie leiten nur unmittelbar aus der Wurzel ab und zwar an nur *subst. masc.*, van nur *subst. masc.* und *adj.*, man gewöhnlich *subst. neutr.*, selten *subst. masc.* und *adj.*

Wenn wir nun auch an der Vertauschung der Geschlechter im Deutschen keinen Anstoß nehmen wollen, da sie auch in anderen Fällen häufig vorkommt, so könnten diese Suffixe doch nur denjenigen *subst.* zugestanden werden, die Stammwörter, d. h. unmittelbar aus

---

[15]) Es giebt zwar noch mehrere auf N auslautende Suffixe, nämlich das Krit- und Taddhita-Suffix in und die Taddhitasuffixe vin, min, kin, auf diese aber die präsumirten deutschen Wortstämme mit an, ôn, ein zurückzuführen verbieten nicht nur dieselben Gründe, die gegen an, van, man sprechen, sondern auch das in ihnen enthaltene J; über in siehe aber auch, was weiter unten bei den *subst. fem.* gesagt ist.

der (primären oder sekundären) Wurzel gebildet sind, aber nicht schon abgeleiteten *subst.*, also wohl Wörtern, wie muta, *captor*, sparva, *passer* (es sey sparv-a oder spar-va), blôma, *flos* (wenn es blô-ma und nicht blô-m-a ist), ausô, *auris*, aber nicht Wörtern, wie mag-u-l-a, *puerulus*, bar-n-il-ô, *infans*.

Den abgeleiteten *subst.* könnte also nur unter der Bedingung, daß die deutsche Sprache die Kritsuffixe auch als Taddhitasuffixe verwandt hätte, ein Wortstamm auf N eingeräumt werden. Diese Verwendung der Kritsuffixe bezweifle ich. Doch gesetzt, sie fände Statt, so widerstreben doch alle *feminina*, sie mögen Stammwörter oder abgeleitete seyn, einer Zurückführung auf einen durch die genannten Suffixe gebildeten Wortstamm mit auslautendem N. Denn aus einem solchen Wortstamm läßt sich weder das Ô noch das EJ, das in ihrem Nominativ und vor ihren Flexionen sich zeigt, erklären. Das Ô z. B. in heitô könnte man zwar aus dem an eines supponirten Wortstammes heitan sich entwickeln laßen, indem man annähme, daß durch den Abfall des N sich das übrigbleibende A zu Â (Ô) verlängert hätte, doch warum geschieht dies nicht auch beim *masc.*? *Cf.* Anmerk. 14. Aber das vor dem N in allen übrigen *casibus* bleibende Ô wäre, da die angenommene Ursache seiner Entstehung aus A, nämlich der Abfall des N, hier nicht stattfindet, ganz unerklärlich. Daß endlich das Suffix EJ andrer *fem.* nicht aus an z. B. aithei nicht aus aithan entstehen kann, ist an sich klar.

Oder will man annehmen, das Suffix an sey an das Suffix Ô oder EJ angetreten und im Nominativ ganz abgefallen, in den übrigen *casibus* aber nur seines Vokals beraubt worden, so daß heitô und aithei dem Wortstamme heitoan und aitheian zugehöre? Ganz abgesehen von der Sonderbarkeit dieses Sprachverfahrens ist diese Annahme deshalb unstatthaft, weil Ô und EJ entschiedene Geschlechtssuffixe sind und als solche nur noch ein Flexions —, aber kein Bildungssuffix mehr hinter sich aufnehmen können.

Was die *fem.* auf EJ betrifft, so könnte man an das Suffix in denken und das nach Wegfall des N übrig bleibende J sich zu Ĵ, EJ verlängern laßen, so daß aithin als Stamm von aithei anzusehen wäre; hiedurch erklärte sich zwar, wie bei der Herleitung des Ô aus an, das EJ des Nominativs, aber nicht das EJ in allen übrigen *casibus* mit bleibendem N.

Aber man will zur Bildung dieser Wortstämme vielleicht keins der genannten sanskr. Suffixe annehmen, sondern ihnen ein Suffix N zuweisen.

Die Nominativform A, Ô, EJ des *masc.* und *fem.*, und, wenn die weiter unten versuchte Erklärung des Ô im Nominativ des *neutr.* gültig ist, auch die *neutr.* erklären sich dann eben so ohne Hinderniß durch den Abfall des N, wie die Erscheinung des N in den übrigen *casibus* durch das N des Wortstammes. (Was den Vokalwechsel in den *cas. neutr.*, *g. s.* ins, *d. s.* in, *n. a. pl.* ôna, *g. pl.* anê, *d. pl.* am betrifft, so könnte dieser dadurch nachgewiesen werden, daß man annähme, die *n.* und *a. pl.* hätten das Ô ihres *n. s.* behalten, die Deklination der übrigen *casus* aber sich, wie es auch in der starken Deklination geschieht, ganz nach dem *masc.* gerichtet. Wäre aber nicht, wie hier angenommen wird, das N zu Ô d. h. zu schon verlängertem A, sondern zum ursprünglichen A des *neutr.* hinzugetreten, so blieben auch nach Anmerk. 14. diese *casus* ganz in der Ordnung; nur das Ô im *nom. sing.* würde anstößig seyn.) Allein das Antreten eines Suffixes N ist eben so unstatthaft als das des sanskr. an. Dieses Suffix N müßte nämlich an die schon vorangehenden Suffixe Á, Ô, EJ angefügt seyn, aber diese Suffixe sind Geschlechtssuffixe und auf Geschlechtssuffixe können, wie schon beim Suffix an bemerkt ist, wohl Flexions — doch keine Bildungssuffixe mehr folgen.

[Daß die den Wortstamm schließenden A, Ô, EJ Geschlechtssuffixe sind, ergiebt sich aus folgendem:

1) Das Nominalsuffix A wird nicht, wie die anderen vokalischen Nominalsuffixe J und U (die auch kein N in der Flexion annehmen), für alle drei Geschlechter, sondern nur für das *masc.* (und *neutr.*, wovon nachher;) gebraucht und nimmt für das *fem.* die verlängerte Form Â (Ô) an (man vergleiche sanskr. und lit. *masc.* A, *fem.* Â, griech. *masc.* O, *fem.* A, H, lat. *masc.* O (U), *fem.* A; (daß nur *masc.* und *fem.* (durch A und Â) unterschieden werden und das *neutrum* kein besonderes Suffix hat, sondern mit dem *masc.* das Suffix A theilt, hat seinen Grund darin, daß diese beiden Geschlechter, als natürliche, die ursprünglichen sind); alle *subst.*, die auf A im Nominativ

endigen, sind *masc.*, die auf A (Ô) endigen, *fem.* [16]); von einem männlichen Primitiv lautet das Diminutiv (das im Gothischen das Geschlecht seines Primitivs beibehält) im Nominativ auf A, vom weiblichen auf Â (Ô) aus, z. B. magula, *puerulus*, mavilô, *puella*; ein und dasselbe *subst.* bildet, je nachdem es als *masc.* oder *fem.* gelten soll, seinen Nominativ mit A oder mit Â (Ô), z. B. sunna und sunnô, *sol;* die natürlichen Geschlechter werden im Nominativ durch A als *masc.*, durch Ô als *fem.* bezeichnet, z. B. arbja, der Erbe, arbjô die Erbin, garazna der Nachbar, garaznô, die Nachbarin, svaihra, der Schwager, svaihrô, die Schwägerin; (daher auch die ahd. Männernamen ello, anso, etc. auf O (goth. A) und die Frauennamen ella, emma, u. s. w., auf A (oder Â = goth. Ô endigen) bei den Adjektiven wird durch A und Â (Ô) das *masc.* vom *femin.* unterschieden; der männliche Artikel lautet sa, der weibliche sô.

2) Das Suffix EJ zeigt sich nur in *fem.* und entspricht dem sanskr. und lit. (auch ahd., s. Sprachschatz I. S. 28) weiblichen Suffix Î (im Gothischen wird langes Î durch EJ gegeben, s. Sprachschatz I. S. 24), mit dem es nicht nur in *subst.*, sondern auch (*cf.* S. 4.) im *part. praes.* z. B. sat, der seyende, satî, die seyende) und den Comparativen (z. B. varîyas, der größere, varîyasî, die größere) übereinstimmt.

3) Das im Nominativ des *neutr.* erscheinende Ô, statt dessen man A, als gemeinschaftliches Suffix des *masc.* und *neutr.* erwarten sollte, erklärt sich dadurch, daß von dem neutralen

---

16) Um den Nominativ zu bezeichnen, fügte die deutsche Sprache in ihrem früheren Zustande, wie das Gothische zeigt, dem *masc.* ein S an den Stamm und warf, wenn der Stamm mit dem Suffix A (oder J) gebildet war, diesen Vokal vor dem S ab, bei *fem.* fügte sie den mit Â (Ô) gebildeten Stämmen kein S an, sondern verkürzte das Â (Ô) zu A. Lag der Sprache aber daran, die Suffixe A und Â (Ô) als Geschlechtssuffixe erscheinen zu laßen, so behielt sie sie unverändert im Nominativ bei, und fügte weder dem A ein S an, noch verkürzte sie das Â (Ô) zu A, so daß z. B. in sinths, *iter*, dulths, festum, nicht zu erkennen ist, daß sinths, *masc.* und dulths *fem.* ist, wohl aber in brunna, *fons*, sich das *masc.* und in rinnô, *torrens*, sich das *fem.* kundgiebt. Siehe auch am Schluß dieser Abhandlung die Erklärung der auffallenden Erscheinung, daß die deutsche Sprache zwei verschiedene Deklinationsweisen für das *adj.* besitzt.

A entweder das dem *nom. sing.* der auf A auslautenden *subst. neutr.* früher (im Sanskrit, auch im Lat., wo A zu U und im Griech., wo A zu O und M zu N geworden ist) angehängte M, oder das dem *nom. sing. neutr.* der *pronomina* angehängte D (goth. T, ahd. Z) abgeworfen und dadurch die Verlängerung des A zu Ô=Â bewirkt worden ist. Doch vergleiche man auch das goth. *neutr.* vatô, *aqua*, mit dem ganz gleichen sanskr. *neutr.* uda (Nominativ udam), wo der Uebergang des A zu Ô vielleicht auch ohne die hier vermuthete Veranlaßung statt findet.]

Selbst wenn man A nicht als Geschlechtssuffix, sondern nur als ein zur Bildung der *nomina* dienendes Suffix ansehen wollte, so könnte doch der Zutritt eines zweiten Suffixes, durch welches das schon gebildete *nomen* weder in seiner Bedeutung verändert, noch in einen anderen Redetheil, in eine andere Klasse von Wörtern, eingeführt wird, bei diesem Suffix A so wenig, wie bei andern Suffixen z. B. J, U, angenommen werden.

Hiezu kommt, daß, wenn in den schwachdeklinirenden *subst.* das N zu ihrer Bildung gehörte, es auch, wie zum Theil die vokalischen, und immer die einen Consonanten enthaltenden Suffixe, in ihren Ableitungen und Zusammensetzungen sich zeigen müßte. Dieses ist aber nicht der Fall; es giebt z. B. nur ein armahairts, *misericors*, armahairtei, *misericordia*, augadaurô, *fenestra*, vaihstastains, *lapis angularis*, nicht aber ein armahairtans, armahairtanei, augandaurô, vaihstanstains und selbst die *subst.*, für die sich aus den älteren Schwestersprachen ein N vindizieren ließe, erscheinen in den Ableitungen und Zusammensetzungen ohne N z. B. ahmeins, *spiritualis*, gumakunds, *masculus*, und nicht ahmaneins, gumankunds [18]).

---

[17]) Für einen Stamm naman (der auch im Sanskr. als nâman sich zeigt) und nicht namô könnte freilich das Verb namnjan sprechen; allein das in namnjan erscheinende N kann auch als ein zur Ableitung des Verbs dienendes N oder als ein eingeschobenes N angesehen werden, wie z. B. in rahnjan. (Will man das N in rahnjan auch auf eine vorhergegangene Bildung rahn beziehen, so ist diese Bildung eine ganz andere, als die, von der hier die Rede ist, sie würde ein starkdeklinirendes rahn, *gen.* rahnis ergeben, wie z. B. rignjan auf ein starkdeklinirendes rign, *gen.* rignis, führt.) Ebenso scheint das ahd. ohsinari dem schwachdeklinirenden ohso einen Stamm auf N zuzuweisen, wie er denn auch oben unter den Wörtern, die sanskr. Bildungen mit N entsprechen, angeführt ist, und hiernach auch das ahd. gartinari auf einen Stamm gartan schließen zu laßen; allein alle übrigen schwachdeklinirenden

Man könnte gegen diesen Beweis für eine Bildung ohne N anführen, daß, wie in sanskr. auf N auslautenden Wörtern, das N in solchem Falle abgeworfen würde; allein auch bei der Motion, bei welcher doch das Sanskrit das N, z. B. râjan, *rex*, râjnî, *regina*, nicht abwirft, zeigt sich im Deutschen kein N, z. B. arbja, der Erbe, arbjô, und nicht arbjanô, wie es heißen müßte, wenn arbjan der Wortstamm wäre), die Erbin, woraus sich deutlich ergiebt, daß A und nicht an das *subst. masc.* und Ô das *subst. fem.* gebildet hat.

Dieselben Gründe nun, die gegen die Annahme eines Wortstammes auf N bei den schwachdeklinirenden *subst.* sprechen, gelten nicht nur auch für die schwachdeklinirenden *adj.*, sondern treten zum Theil bei diesen noch deutlicher und entscheidender hervor, da eines Theils die Endungen Â, Ô, EJ hier unverkennbar als Geschlechtssuffixe sich zeigen und als solche kein anderweitiges Suffix (außer den Flexionssuffixen) mehr annehmen, also kein blindan, blindôn, aus blinda, blindô entstehen laßen können, andern Theils das Suffix an [18]) offenbar eine

---

subst. zeigen in der gleichen Ableitung kein N, man sagt z. B. fanari und nicht fanonari, und umgekehrt gilt auch für entschiedene Wortstämme ohne N die Ableitung -nari z. B. in kelnari, *cellarius*, hasinari, *strator*. Dieses N hat sich entweder, wie vielleicht in kelnari eingeschoben — man vergleiche die ahd. Ableitung — nassi mit assi —, oder gehört der Bildung des Verbs an, aus dem das Substantiv entstanden ist, wie in hasinari von hasinôn. Daher kann nicht nur gartinari, sondern auch ohsinari ebenso gut für gart-inari, ohs-inari, als für gartin-ari, ohsin-ari gelten.

Auch der in Cor. I. 7, 16 vorkommende *voc. sing.* quênôn, γύναι, kann nicht als Beweis für die Stammhaftigkeit des N gelten. Zwar behält das Sanskrit das (im Nominativ abgeworfene) N bei den *masculinis* (bei den *neutr.* wird es beibehalten oder abgeworfen) auch im *voc.*; aber das vorliegende Beispiel ist ein *fem.* und *fem.* weisen gerade am entschiedensten einen auf N auslautenden Stamm zurück. Ich erkläre mir dies N des *voc.* quênôn als eine Verlängerung der Schlußsylbe (deren Ô keine vokalische Verlängerung mehr zuläßt), gleich der sanskr. Verlängerung des Â zu Ê im Vokativ der *fem.* auf Â, und auch das griech. γύναι sehe ich, gegen die Behauptung der griech. Grammatiker, daß es aus der in der Deklination von γυνή erscheinenden Form γύναικ durch den Abfall des κ entstanden sey, als eine Verlängerung des η in γυνή an, der das sanskr. janê, d. h. janai entsprechen würde, wenn es ein sanskr. janâ gäbe (es gilt nur jani, *mulier*.)

[18]) Von van und man könnte nur in den wenigen, und zweifelhaften, Fällen, wo ein w oder m sich am Ausgange des *adj.* befände, die Rede seyn; für die allgemeine Untersuchung reicht die Annahme des an also hin, nnd um so mehr, da die Anfügung des van und man dieselben Erscheinungen zur Folge haben würde, die aus der Anfügung des an sich ergeben müßten. Da nun aber an kein *adj.*, sondern nur *subst.* bildet, so ist, — man müßte denn eine Ausdehnung seines Gebrauchs im Deutschen annehmen — die Annahme dieses Suffixes schon seiner Natur nach unstatthaft. Uebrigens würde aus dem Suffixe an nicht nur, was oben im Text angeführt ist, die unstatthafte weibliche Endung anô, anei, sondern auch die unstatthafte *comparat.* und *superlat.* Endung -aniza und -anista, statt der gültigen -iza

weibliche Endung auf anô, anei und nicht auf Ô, EJ für sie herbeiführen würde, also z. B. für blindan, althizan ein *fem.* blindanô, althizanei und nicht das allein gültige blindô, althizei.

Außerdem aber sind die stark und schwachdeklinirenden *adj.* nicht verschiedene, sondern dieselben Wörter, ein und dasselbe *adj.* deklinirt stark und schwach; also sind nicht 2 Wortstämme für sie anzunehmen, sondern die erstern unterscheiden sich von den letztern nur durch die Beibehaltung ihres Bildungs- und Geschlechtssuffixes, die eine abweichende Deklinationsweise herbeiführt und sowohl dem blinds, blinda, blindata, als dem blinda, blindô, blindô liegt ein und derselbe Wortstamm blind (blinda) zum Grunde. *Cf.* den Schluß dieser Abhandlung.

Da nun unserm N weder angeborne Rechte noch eigner Werth den Rang eines Bildungssuffixes verschaffen können, so wird es sich bescheiden müßen, nur als serviles Anhängsel zu gelten. Ist es aber nicht ein Bildungssuffix, so kann auch nicht mehr davon die Rede seyn, daß es zum Wortstamm gehöre; denn nur das, was zur Bildung des Wortstammes dient, kann als ein Theil desselben angesehen werden.

[Der Wortstamm (die Grundform, das Thema) eines Nomens ist die Idee des Nomens, das reine Gebilde desselben, das, wenn nicht die nackte Wurzel als *nomen* gebraucht ist, mit dem Suffix schließt, durch das es zum *nomen* gemacht wird. Wenn nun auch in der Regel diese reine Form des Nomens nach Ablösung der Flexionen hervortritt, so ist sie dennoch erst dann als solche anzuerkennen, wenn das der Flexion entblößte Suffix wirklich als ein entschieden nachweisbares Bildungssuffix entweder unmittelbar oder bei weiteren Ableitungen aus, und Zusammensetzungen mit dem vorliegenden Nomen sich kund giebt. So ist (ich wähle sanskr. Beispiele, weil in ihnen sowohl die Flexions — als auch die Bildungssuffixe am unentstelltesten sind) z. B. für

n. râjâ (König)
g. râjn-as
d. râjn-ê

und ista gefolgert werden müßen, wiewohl man dagegen erwidern könnte, daß auch im Sanskrit das auslautende N vor dem Comparationssylben fortfällt, oder auch, daß von den zwei Wortstämmen (auf a und an), die man für die *adj.* annehmen will, der Stamm mit an nicht zur Comparation verwendet wird.

a. râjân-am
abl. râjn-as
instr. râjn-â
loc. râjn-i oder râjan-i
voc. râjan

die flexionslose Form râjan, die sich aus diesen *casibus* herausstellt, wenn man das für *nomina* gleicher Art und Bildung geltende Gesetz, nach welchem im *n. s.* N abfällt und das übrigbleibende A sich in Â umwandelt, in den übrigen *casibus* aber das vor dem N stehende A hier elidirt, dort zu Â verlängert wird, berücksichtigt, allerdings als Wortstamm anzunehmen, weil sie sich als solchen durch ein anerkanntes und auch in dem von diesem Nomen abgeleiteten râgnî, Königin, fortbestehendes Bildungssuffix an ausweiset; dagegen für

n. madhu (Honig)
g. madhun-as
d. madhun-ê
a. madhu
abl. madhun-as
instr. madhun-â
loc. madhun-i
voc. madhu (oder madhô)

ist die nach Ablösung der Flexionen übrigbleibende Form madhun nicht der Wortstamm, weil es kein Suffix un giebt, sondern N ist eingeschoben und madhu ist der Wortstamm, wie er auch in den von madhu abgeleiteten *adj.* madhu-mat, madhu-ra und in den *compos.* madhu-pa (Honigtrinker, Biene), madhu-kôsha (Bienenzelle), madhu-trina, (Zuckerrohr) hervortritt.

Mit Recht stellen daher auch die indischen Grammatiker für râjâ, *g.* râjnas den Wortstamm râjan, für madhu, *g.* madhunas, aber den Wortstamm madhu auf.

Aber für das *neutr.* asthi, (Knochen),

sing. n. ac. asthi
g. abl. asthnas
d. asthnê
instr. asthnâ
loc. asthni oder asthani
voc. asthi oder asthê

dual. n. a. voc. asthini
g. loc. asthnôs
d. abl. instr. asthibhyâm
pl. n. a. voc. asthîni
g. asthnâm
d. abl. asthibhyas
instr. asthibhis
loc. asthishu

und die eben so deklinirenden *neutr.* axi, Auge, dadhi, Molken, sakthi, Schenkel, ist Bopps Annahme von Stämmen asthan, axan, dadhan, sakthan neben dem von den indischen Grammatikern aufgestellten Stämmen asthi, axi, dadhi, sakthi, unstatthaft, nicht allein deshalb, weil an, wenn es auf 2 Consonanten folgt, das A nicht abwirft, sondern und vorzüglich deshalb weil das Suffix an keine *subst. neutr.* bildet.

Eben so, um aus einer bekannteren Sprache ein Beispiel anzuführen, läßt sich für den *n. pl. pecua*, *pecora*, *pecudes* wohl neben dem Stamme *pecu*, der dem sanskr. pasu, goth. faihu, entspricht (und nicht mit *Varro* auf *pes*, noch mit *Vossius* auf πέκω, *pecto*, zu beziehen ist) auch ein Stamm *pecus* annehmen weil *us*, (im *gen. oris*) als Bildungssuffix nachgewiesen werden kann, aber ein Stamm *pecud* wäre, obgleich eine Veränderung des Geschlechts mit dem nach der Ablösung der Flexionen erscheinenden D eintritt, dennoch so lange bedenklich, als man für ein Bildungssuffix ud nichts weiter als etwa *palud* (*palus*, *paludis*) anführen könnte, und D scheint nur als *fulcrum* anzusehen zu seyn, wie C in *genitrix* (d. h. *genitri-c-s*), *genitricis*, von dem durch das Suffix tri gebildeten Stamme *genitri*, sanskr. janitrî; auch finden sich aus *pecud* keine Ableitungen (außer das *adj. pecudalis* im späteren *Mart. Capella*) vor, wohl aber aus *pecu* und *pecus*, wie z. B. *pecunia*, *pecualis*, *pecuarius*, *pecorinus*, *pecorosus*.

(Schon im Sanskrit ist die Aufstellung des in einem Nomen stattfindenden Bildungssuffixes bisweilen bedenklich und unsicher, — wie denn überhaupt die mit dem ganzen Flexionssystem zusammenhängende Lehre von den sanskr. Suffixen der Prüfung und Untersuchung von Bopps Meisterhand bedarf —, aber in Sprachen, die schon weiter von ihrem Ursprunge abliegen und vollends in

der schon sehr desorganisirten althochdeutschen, ist sie noch weit unsicherer und oft unmöglich, theils an sich, theils durch die Verschmelzung der Suffixe auf einer Seite mit der Wurzel, auf der andern mit der Flexion, theils durch das Abwerfen und Vertauschen der Suffixe, theils durch die Einschiebung von Hülfsbuchstaben, theils durch die Wandelbarkeit und Vertauschung der Vokale. Obgleich ich mich nun schon in der Vorrede zum Sprachschatz hierüber ausgesprochen und in diesen Umständen den Grund nachgewiesen habe, warum in dem genannten Werke die *nomina* nicht mit ihrem Wortstamm, sondern nur mit ihrer flexionslosen Form aufgeführt sind, so äußert doch Bopp in seiner geistreichen Rezension dieses Werks den Wunsch, daß ich wenigstens das Thema noch nebenbei hingestellt hätte, „weil man dadurch am schnellsten in die wahre Naturlehre des Worts eingeführt" würde und „dadurch mehr über das Wesen des Worts erführe als durch die Hinsetzung aller vorfindlichen *casus*." Gewis, wenn das Thema mit Sicherheit angegeben werden könnte. Aber, wie jetzt noch die Sachen liegen, hängt die Angabe des Themas in vielen Fällen ganz von der Ansicht des Sprachforschers ab — Bopp z. B. würde für scalchilo, servulus, ein Thema scalchilon, ich hingegen nach den in der vorliegenden Abhandlung entwickelten Ansichten ein Thema scalchilo aufstellen — und man läuft Gefahr, etwas falsches zu lehren, wie es z. B. bei scalchilon der Fall ist, das statt in die wahre Naturlehre des Worts einzuführen gerade von ihr abführt. Selbst das von Bopp für scato, *umbra*, *gen.* scatawes aufgestellte Thema scatawa statt scatu ist keinesweges sicher und, obgleich ich, was Bopp übersehen hat, beim Suffix O S. 48 auch ein mit dem Suffix W gebildetes Thema für scato anheimgestellt habe, so würde ich doch nicht wagen, dieses als entschiedenes Thema anzugeben, weil vielleicht nie ein Thema scatawa, sondern nur ein Thema scatu, wie es das goth. skadu aufweiset, statt gefunden hat und das O des ahd. Nominativs scato sich wohl aus dem goth. U, nicht aber aus awa entwickelt haben kann. (Das vor den Flexionen hervortretende aw, iw, uw, w erklärt sich theils aus der in den goth. *casibus* sich zeigenden Verstärkung des U zu AU, theils aus dem vor Vokalen gewöhnlichen Uebergange des U zu W, und eben so auch das W in den Verbalflexionen des von scatu abgeleiteten Verbs, unter denen sich ohne dies auch Formen ohne W zei-

gen, (man vergleiche scatuit, biscatuit mit scatewet, und scatoton, bescatetost mit biscatawita); in *compositis* gilt das Suffix U allein, z. B. scatohaft.) Bopp nimmt nun zwar scatawa nur als Nebenthema und außer diesem auch das Thema scatu an; aber wenn gleich die Annahme eines zwiefachen Themas bei einigen *nominibus* nothwendig ist, so ist sie es doch nach dem eben Vorgetragenen hier nicht, sondern vielmehr bei der leichten Entwickelung eines W aus U (s. Suffix W im Sprachschatz) bedenklicher als die Annahme anderer Nebenstämme. Aber auch die Aufstellung dieser 2 Stämme würde für die Deklination des Wortes scato nicht hinreichen, man müßte, da der *acc. s.* scato, der *dat. s.* scate, scatue, scatawe, scatewe, scatuwe, der *nom. pl.* scata, der *ac. pl.* scatiwi lautet, außer scatu und scatawa auch noch scata, scatuwa, scatiwi, also nach mehr *themata*, als *casus* vorkommen, aufstellen und aus diesen *thematibus* (die außerdem noch in ihrer Form unsicher sind) würde man über das Wesen des Nomens scato nichts mehr erfahren als aus der Hinsetzung der vorfindlichen *casus*, es sey denn etwas falsches. Aehnliche und andere Uebelstände treten bei der Themaaufstellung für andere *nomina* ein, wie z. B. bei ando, von dem Bopp selbst eingesteht, daß es sowohl auf ein Thema andon als auf ein Thema andun führe oder auch die Aufstellung eines doppelten Thema's andon und andun fordere. Ja, es würde sogar ein drittes Thema andin fordern, da der *g.* und *d.* andin weder aus andon noch aus andun sich erklären läßt. (Wollte man durchaus ein Thema auf N, so würde ich lieber andan (um so mehr da es kein Suffix on, un giebt) vorschlagen, weil aus dessen zweitem a sich alle 3 Vokale i, o, u, (s. Vorrede zum Sprachschatz) in den vorkommenden Deklinationsformen andin, andon, andun erklären laßen; aber was gewinnt man überhaupt durch solche aus den *casibus* abgezogene *themata*? Man ersieht aus ihnen eben so wenig in welchen *casibus* in, on, un, eintritt als aus dem das richtige Suffix o enthaltenden Thema ando und muß die einzelnen *casus* selbst, um ihre Form kennen zu lernen, in Augenschein nehmen).

Wenn aber, wie es der Fall zu seyn scheint, die Grammatiker den nach Ablösung der Flexionen übrig bleibenden Theil des Nomens, ohne seinen Ausgang für das Bildungssuffix auszuge-

den, Wortstamm nennen, so ist dieser Ausdruck unpassend — allenfalls mag man die vor den Flexionen hervortretende Form des Nomens seine Wortform nennen oder auch das fremde Wort Thema auf sie beschränken — und verleitet zu einer Verwechselung dieser Form mit dem wirklichen, durch das Bildungssuffix geschloßenen, Wortstamm; auch wird dann durch die Angabe des Themas nichts weiter gesagt, als daß es (was man schon aus den Flexionen selbst und zwar mit mehr Sicherheit sieht, als aus dem nach dieser oder jener Ansicht aufgestellten Thema) der vor den Flexionen stehende Theil des Nomens ist, aber über das Suffix, durch welches das Nomen gebildet ist, wird dadurch kein oder ein irriger Aufschluß gegeben.

Daß aber Bopp, obgleich er sich dadurch, daß er „den von jeder Casusendung entblößten Zustand des Nomens" für das Thema desselben ausgiebt, zu der gewöhnlichen, nur vom Aeußeren hergenommenen, nur die Angabe der Deklinationsweise im Auge habenden Ansicht der Grammatiker hinneigt, doch bei der Benennung Wortstamm immer die Idee, das reine Gebilde des Nomens, wodurch es zum Nomen wird, im Sinne hat und also auch, wenn er von Wortstämmen auf N spricht, N als Bildungssuffix und als zum wahren, eigentlichen Wortstamm gehörig ansieht, ergiebt sich daraus, daß er das Thema „die wahre Wortgestalt" nennt, „durch die man in die wahre Naturlehre des Worts hineingeführt wird" und z. B. ausdrücklich die Statthaftigkeit eines Themas andon von der Existenz eines Wortbildungssuffixes dan abhängig macht; doch wird man wieder über seine eigentliche Meinung zweifelhaft, wenn er Stämme wie andon, andun annimmt, da es doch kein Suffix on oder un giebt [19]).]

[19]) Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht unbemerkt laßen, daß Bopp in seiner Recension meines Sprachschatzes (Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik 1835) mit Unrecht dem Deutschen das Suffix-tan, than, dan (ich behalte hier seine Bezeichnungsweise der Nominalausgänge in der schwachen Deklination bei) abspricht und deshalb kein an-do gelten laßen, sondern D zur Wurzel gerechnet wißen will. Wahrscheinlich liegt dieser Behauptung die (von mir bestrittene) Annahme zum Grunde, daß das N der schwachdeklinirenden *nomina* zum Stamm gehöre, also, da das Sanskrit kein Suffix dan etc. aufweiset, auch kein deutsches Nomen auf dan etc. (oder nach meiner Bezeichnung auf do etc. goth. da etc.) endigen kann. Allein dieser deutsche Nominalausgang ist eine Composition, bestehend aus dem Suffix — d — und dem Suffix a, ahd. o (oder, wie Bopp sich ausdrücken würde, an) und zeigt sich allerdings auch

Daher ist der auf A, Ô, EJ auslautende *nom. sing.* der schwachdeklinirenden *nomina* als der (mit dem Geschlechtssuffix versehene) Wortstamm derselben und das in den Flexionen hervortretende N als eingeschoben anzusehen, (gerade so wie in den Flexionen des kein N enthaltenden *nom. propr.* Judas, dessen *gen.* Judins, *dat.* Judin, *acc.* Judan lautet), jedoch mit Ausnahme der S. 23—25 erwähnten *subst. masc.* (von den *neutr.* könnte nur namô auf einen Stamm naman bezogen werden), denen, als unmittelbar aus der Wurzel gebildeten *nominibus*, ein Suffix an zuzugestehen ist, wiewohl auch sie nach dem hier Vorgetragenen auf Wortstämme mit dem männlichen Suffix A zurückgeführt werden könnten. Auch sprechen für diesen schon im Stamme geltenden vokalischen Auslaut die vergleichbaren Nominalstämme der ältern verwandten Sprachen; so ergeben sich z. B. aus sanskr. svasura (*socer*), ada (*edens*), vidhavâ (*vidua*), jihvâ (*lingua*), griech. γυνὴ, θύρα, lat. *stella*, sanskr. axa (*oculus*), uda (*aqua*), lat. *granum*, nicht mit N auslautende Stämme

svaihran, êtjan, viduvôn, tuggôn, quinôn, daurôn, stairnôn, augan, vatan, kaurnan, sondern die Stämme

svaihra, êtja, tuggô, quinô, daurô, stairnô, auga, (augô) vata, (vatô), kaurna (kaurnô).

Cf. auch das sanskr. sasa, ahd. haso, (das im Gothischen hasa lauten würde), lat. *pullus*, goth. fula, so wie das sanskr. hrid, *cor*, aus dem im Gothischen durch die Anhängung des neutralen zu Ô verlängerten A der Stamm hairtô, und nicht hairtan, entstanden ist.

Woher aber denn das in der Deklination dieser Wörter hervortretende N?

Schon im Sanskrit zeigt sich, (einiger unregelmäßig deklinirender Wörter nicht zu gedenken, die ein N vor die Flexion treten laßen, wie z. B. axi (am Ende von *compositis* axa), *gen.* axnas, *dat.* axnê etc., das eben so wie das ihm entsprechende goth. augô ein N in der

---

in anderen *nominibus* z. B. suechado, *foetor*, irrado, *error*. Sähe Bopp in dem A (ahd. O) des Nominativs der schwachdeklinirenden *nomina* nicht das seines N beraubte Suffix an, so würde er keinen Anstoß darin finden, daß das Nominalsuffix A einer auf D ausgehenden Bildung angehängt wird. Was übrigens das Wort ando anbetrifft, so liegt Bopps Einwande gegen an-dun (oder, wie ich es bezeichnen würde, an-do) eine Verkennung meiner Meinung zum Grunde; ich habe nicht, wie Bopp glaubt, mit Grimm ein an-do (wiewohl auch dieses [nämlich als an-d-o] gelten kann) sondern ein and-o angenommen, gebildet durch O aus der sekundären Wurzel AND, (von AN, wie SWJND von SWJN) weshalb ich auch auf das nordische Verb anda hingewiesen habe.

Deklination annimmt,) bei den mit einem vokalisch auslautenden Suffix gebildeten *nominibus* aller Geschlechter im *g. pl.* ein N eingeschoben, z. B.

nada, *flumen*, *n. s.* nadaſ, *g. pl.* nicht nadâm, sondern nadânâm.

(Auf gleiche Weise nehmen auch im Ahd. alle auf A endigenden *feminina*, auch wenn sie in allen anderen *casibus* nicht der NDeklination folgen, im *g. pl.* ein N auf, z. B. eono, *g. pl.* von ea, *lex*, *g.* eo.)

Auch schieben *masc.* und *neutra* auf A, J und U und *neutr.* auf ri im *instr. sing.* N ein, z. B.

gaja, *elephantus*, *n. s.* gajaſ, *instr. s.* nicht gajâ, sondern gajêna.

Auch zeigt sich ein eingeschobenes N im *nom.* und *ac. pl.* (wie im *g. pl.*) der vokalisch auslautenden *nomina neutr.* z. B.

vâri, *aqua*, *g. pl.* vârînâm, *n.* und *ac. pl.* vârîni.

Ferner nehmen die auf J, U und ri endigenden *nomina neutr.* außerdem noch im *nom.*, *gen.*, *ac.* des Dualis und, mit Ausschluß des *nom.* und *ac.*, in allen *casibus* des *sing.*, also beinahe vor allen Flexionen ein N auf, so daß z. B. das eben angeführte vâri folgendermaßen deklinirt:

Sing.

n. vâri
g. vâri-n-aſ.
d. vâri-n-ê.
ac. vâri.
abl. vâri-n-aſ.
instr. vâri-n-â.
loc. vâri-n-i.

Dual.

n. vâri-n-î.
g. vâri-n-ôſ.
d. vâribhyâm.
ac. vâri-n-î.
abl. vâribhyâm.
instr. vâribhyâm.
loc. vâri-n-ôſ.

Plural.

n. vârî-n-i
g. vârî-n-âm.
d. vâribhyaſ.
ac. vârî-n-i.
abl. vâribhyaſ.
instr. vâribhiſ.
loc. vâriſhu.

Nach Analogie dieser Einschiebungen des N konnte sich im deutschen Sprachstamme für die zur Bezeichnung des Geschlechts das männlich — neutrale Suffix A (bei *neutr.* in der Form Ô) beibehaltenden *masculina* und *neutra*, so wie für die aus demselben Grunde das weibliche Suffix Ô unverkürzt bewahrenden oder das weibliche Suffix Î (EJ) annehmenden *feminina* leicht die hier besprochene NDeklination entwickeln. Hiezu kommt, daß die deutsche Sprache bei den aus dem Sankrit aufgenommenen oder diesem gemäß gebildeten *subst. masc.* und *neutr.* auf N (s. S. 23) weder im Nominativ noch in der Ableitung und Zusammensetzung dieses N vorfand und daher, den ursprünglichen Wortstamm derselben verkennend, den vokalischen Nominativauslaut A für das männliche und neutrale Suffix uud das nur in der Deklination hervortretende N für eine Einschiebung, wie sie in den sankr. *neutr.* auf J, U, ṛi stattfindet, gehalten haben mag, wodurch die Einführung einer NDeklination bei allen mit den vokalischen Geschlechtssuffixen A, Ô, EJ (nicht mit vokalischen Suffixen, die nicht zugleich Geschlechtssuffixe sind; die Stämme mit J und U nehmen keine NDeklination an) gebildeten *nominibus* veranlaßt und befördert werden konnte; zumal, da nicht nur einige sanskr. *subst.* neben ihrem Wortstamme auf N auch, am Ende von *compositis*, eine auf A auslautende Nebenform zeigen z. B. uxa, *bos* für uxan, andere der NDeklination folgen, ohne ein N im Stamme zu haben, z. B. sankr. *axi* (Nebenform axa) *oculus*, *gen.* axnaſ, sondern auch, wie es bei den angeführten Beispielen der Fall ist, zugleich mit den gleichbedeutenden gothischen *substantivis* (z. B. auhſa, augô) in der Bildung übereinstimmen.

Die Beantwortung der die Sprachforscher noch immer in Verlegenheit setzenden Frage:

wodurch ist die deutsche Sprache zur Einführung einer zweifachen Adjektivdeklination veranlaßt wor-

den? oder anders gefaßt, was ist die Bedeutung und Bestimmung der starken, was die der schwachen Adjektivdeklination?

möge diesem Vortrage zum Schlußsteine dienen und

sowohl, theils meine Behauptung daß die Themata der schwachdeklinirenden *nomina* auf A, Â (Ô), Î (EJ), und nicht auf N auslauten, bestätigen, theils meine Bestreitung des von Bopp aufgestellten Satzes, daß die starke Adjektivdeklination die definite (durch das angehängte Pronomen ja) und die schwache die indefinite sey, in ihr rechtes Licht stellen,

als auch, zur Widerlegung der bei den Grammatikern (auch bei Bopp; s. seine vergleichende Grammatik S. 372) herrschenden, durch die gewöhnlich stattfindende Verbindung des Artikels mit dem schwachdeklinirenden Adjektiv herbeigeführten und durch die Verwendung der schwachen Adjektivdeklination in der neudeutschen Sprache begünstigten Ansicht, daß die schwache Deklination der Adjektive durch den vorgesetzten Artikel und seine starke Deklination veranlaßt werde, das syntaktische Verhältniß der starken und schwachen Adjektivdeklination in seinen Hauptzügen hervortreten laßen;

wobei ich meine verehrten Zuhörer zuvörderst bitten muß, von dem neudeutschen Gebrauch des starken und schwachen Adjektivs gänzlich zu abstrahiren, da wir schon so weit von dem ursprünglichen Organismus der Sprache uns entfernt haben, daß wir weder den *pronominibus* das Adjektiv (außer beim Nominativ der in diesem Casus flexionslosen *pronomina*, z. B. mein, und auch so bei ein) in starker Deklination beifügen, noch auf den flexionslosen Nominativ von ein, mein, dein u. s. w., den schwachen Nominativ des Adjektivs folgen laßen können.

Da die Mittheilung meiner theils auf zahllose Einzelnheiten, theils auf eine Menge andrer mit der Unterscheidung zweier Adjektivdeklinationen zusammenhängenden syntaktischen Erscheinungen [20]) nothwendig hingerichteten Untersuchungen über die Veranlaßung und Bestimmung

---

[20]) Bezeichnung der Totalität, Unterschied der Apposition, des Attributs und des Prädikats, Funktion des Artikels, Einfluß der Pronomina und Zahlwörter auf die Deklination der sie begleitenden Adjektiva, Verwendung des neutralen Adjektivs, Participialconstruktion, Ergänzung und Modifizirung des durch das Adjektiv bezeichneten Begriffs und dergleichen mehr.

der zweifachen deutschen Adjektivdeklination nicht nur mehr Zeit, als mir jetzt vergönnt ist, erfordern, sondern auch bei weitem die Grenzen einer Vorlesung überschreiten würde, so muß ich mich hier auf die Vorlegung des Resultats dieser Untersuchungen beschränken. Um Misverständnissen vorzubeugen bemerke ich nur noch, daß, wenn im Folgenden von den Nominalsuffixen **A**, **Ja** u. s. w., die Rede ist, so wenig wie im vorangehenden Theil dieser Abhandlung (*cf.* S. 21) die Pronomina **A**, **Ja** ꝛc., sondern die Raumpartikeln **A**, **Ja** ꝛc. gemeint sind, die allerdings zu *pronominibus* dienen, aber auch als Suffixe *nomina* bilden.

[Ich verstehe unter **Raumpartikeln**, die ich auch mit dem mir gleichgeltenden Ausdruck Ortsadverbien benenne, ursprüngliche Adverbia, die sich auf Raumverhältnisse beziehen, (doch eben so wenig, wie andere Wurzeln, rein, sondern nur in bestimmtem Wortgebilde oder als Bildungssuffixe vorkommen); nicht aber wie Bopp in seiner Rezension des ahd. Sprachschatzes annimmt, das, was er Pronominalstämme nennt. Wenn auch die Raumpartikeln zugleich Stämme der *pronomina* (aber auch anderer Wörter) also in diesem Sinne Pronominalstämme sind, so sind sie doch nicht Pronominalstämme in Bopps Sinn, d. h. pronominelle Stämme, oder *pronomina*, aus denen andere Wörter z. B. Präpositionen gebildet werden (s. Bopp's akad. Abhandlungen und vergleichende Grammatik S. 105). Zwar leugne ich nicht den von Bopp behaupteten Zusammenhang der Präpositionen mit dem *pron. demonstr.*, aber seine Untersuchungen haben mich nicht von meiner Ansicht, daß den Präpositionen [21]) Raumvorstellungen zum Grunde liegen, ihre Wurzeln also in Raumpartikeln, Ortsadverbien, und nicht nach

[21]) Der gelehrte und geistreiche Verfaßer der Schrift: *de praepositionibus graecis*, Herr C. G. **Schmidt**, thut mir Unrecht, wenn er behauptet, ich hätte die Conjektur aufgestellt, daß die Präpositionen vielleicht abgesprungene Casuszeichen sind. Meine Worte (ahd. Präpos. S. 8) lauten: „Da der ahd. Sprache eine ältere Stammsprache zum Grunde liegt, von welcher sie, wie schon ihre (wenigstens als Schriftsprachen) älteren Schwestersprachen, z. B. die griechische, gothische, ihre ältesten Präpositionen erhalten hat, so gehört die Frage, ob dieser Redetheil ursprünglich, oder von Adverbien hergeleitet und vielleicht auch zum Theil von abgesprungenen Casuszeichen entstanden ist, nicht in diese, nur das Ahd. betreffende, Abhandlung.“ Also nur: **zum Theil** habe ich abgesprungene Casuszeichen in ihnen vermuthet, ich dachte dabei an **bî** (*cf.* sanskr. — **bhis**, — **bhyas**, — **bhyâm**, griech. φι, lat. *bus* und **za**, **zi** (*cf.* das sanskr. Ablativsuffix **t** und die goth. *praep.* **at**, ahd. **az**). Uebrigens habe ich die durchgeführte Nachweisung, daß die Präpositionen ursprünglich Raumverhältnisse bezeichnen, als die Hauptaufgabe meiner Abhandlung über die ahd. Präpositionen angesehen.

seiner Theorie in Pronominibus, zu suchen sind, abbringen können. Daß sich die ursprünglichen Präpositionen mehrentheils von *pron. demonstr.* herleiten laßen, liegt nur darin, daß beide ihren gemeinschaftlichen Ursprung in Raumvorstellungen finden; ohne diesen gemeinschaftlichen Ursprung wäre auch der Uebergang von Pronominalbegriffen in Präpositionalbegriffe unbegreiflich. Es ist hier nicht der Ort, den Zusammenhang der Bezeichnungen für Raumvorstellungen sowohl mit einzelnen Redetheilen als mit Flektions- und Bildungs-Suffixen nachzuweisen; nur zwei flüchtige Worte über die Verbindung, in welcher das Pronomen der 3ten Person mit dem Raumbegriffe steht. Das Pronomen der 1sten und 2ten Person ist ein unmittelbares nothwendiges Ergebnis des Sprechens. Sprechen nämlich heißt seine Vorstellungen zur Vorstellung bringen, wie dieses beim Sprechen mit einer 2ten Person sogleich einleuchtet; aber auch wenn wir unsere Vorstellungen uns selbst vorstellen wollen, müßen wir sie aussprechen, d. h. zu uns selbst, wie zu einer 2ten Person sprechen, die nun den ausgesprochenen Gedanken sich vorstellen kann, so daß unser Ich zum Du und dieses Du wieder das Ich wird, das von seinen Vorstellungen eine Vorstellung erhält. (Daher vielleicht auch die allen Sprachen gemeinschaftliche Wurzel von Du.) Dagegen beruht die 3te Person auf einer Raumvorstellung. Sie ist nichts anders als ein außer der 1sten und 2ten Person, d. h. an einer andern Stelle, als Ich und Du, Gedachtes. Daher Begriffs- und Wortzusammenhang zwischen dem Pronomen der 3ten Person und den, Raumverhältnisse bezeichnenden, Präpositionen. Die *pron. demonstr.* sind nur Unterarten des Pronomens der 3ten Person, die zu der Vorstellung: außer mir und dir noch die Beziehung auf eine bestimmte Stelle hinzufügen, wie z. B. er (oder irgend ein anderes Wort dafür) = Außer mir und Dir, der = Hier, An dieser Stelle außer mir und dir, oder die Bezeichnung eines räumlichen Gegensatzes, etwa des Näheren oder Ferneren, z. B. durch dieser, jener.]

Das Adjektiv steht theils adjektivisch, die Eigenschaft eines Gegenstandes bezeichnend, entweder als ein durch ein Verb dem Substantiv beigelegtes Prädikat, z. B.

der Mann ist blind,

oder als ein schon mit dem Substantiv verbundenes Attribut, z. B.

der blinde Mann,

theils substantivisch, z. B.

der Blinde, ein Blinder.

In diesem letzten Falle bleibt dem Adjektiv zwar natürlich die Bedeutung der von ihm bezeichneten Eigenschaft, aber es ist zu einem anderen Redetheil erhoben, seine attributive Natur tritt zurück, es tritt substantivisch hervor, selbstständig, individualisirt, definirt, nicht mehr allgemein eine Eigenschaft bezeichnend, sondern eine mit dieser Eigenschaft begabte Substanz. Eine ähnliche, nur geringere Individualisirung oder Definirung mit Zurücktretung der attributiven Bedeutung erleidet das Adjektiv auch dann schon, wenn es mit einem Substantiv verbunden ist, das individuell, für ein Individuum oder für bestimmte Individuen gebraucht wird; so bleibt z. B. bei den Ausdrücken der blinde Mann, die blinden Männer in folgendem Satze:

ein blinder Mann wurde, oder, blinde Männer wurden angemeldet; nachdem alle Anwesenden entfernt waren, trat der blinde Mann, oder, traten die blinden Männer ein,

die attributive Funktion von blinde, blinden nicht nur unbeachtet, sondern auch das *adj.* blinde, blinden nimmt an dem substantivischen, und zugleich definiten Wesen von: der Mann, die Männer Theil; es ist nicht die Blindheit des Mannes, sondern jener vorhererwähnte blinde Mann, was hier zur Vorstellung gebracht werden soll, während bei: ein blinder Mann, blinde Männer, in dem vorigen Beispiele die Bedeutung von blind nicht zurück — sondern vielmehr hervortritt, eben so wie auch in dem allgemeinen Satze: blinder Mann, der blinde Mann ist, oder, blinde Männer, die blinden Männer sind vom Kriegsdienste frei. (Diese deutschen Beispiele sollen nur zur Erklärung der Bedeutung, nicht der Form der so oder anders gebrauchten Adjektiva dienen; daher bitte ich hier auf die Form derselben weder zu achten noch vorläufige Vermuthungen zu gründen.)

Die lat. Sprache hat das rein attributiv gebrauchte Adjektiv von dem substantivischen, individualisirten, nicht durch eine besondere Form und Deklination unterschieden; im Griechischen wurde mit der Einführung des Artikels, dessen Bestimmung Individualisirung ist, durch diesen das substantivisch stehende Adjektiv bezeichnet z. B. ὁ τυφλὸς, der

Blinde, und ich glaube in der Stellung, die das griech. Adjektiv bei einem mit dem Artikel versehenen Substantiv einnimmt, eine Spur zu finden, daß auch ein individualisirender Einfluß des durch den Artikel individualisirten Substantivs auf sein mit ihm verbundenes Adjektiv von den Griechen gefühlt wurde, da sie das mit einem solchen Substantiv verbundene Adjektiv nicht vom Artikel trennten, sondern unmittelbar hinter demselben setzten, z. B. ὁ τυφλὸς ἀνὴρ oder ὁ ἀνὴρ ὁ τυφλὸς aber nicht ὁ ἀνὴρ τυφλὸς, welches heißen würde: der Mann ist blind. (Eben so würde es auch goth. heißen: **sa blinda manna** (der blinde Mann) oder **sa manna sa blinda** und nicht **sa manna blinda**. Die Stellung **thamma daga ubilin** (dem bösen Tage) in Eph. 6, 13 ist eine Ausnahme von der Regel (wie sie auch bisweilen im Griechischen namentlich bei Dichtern sich zeigt z. B. ἡ γῆ μέλαινα πίνει). Aus diesem Beispiel in Eph. 6, 13. ergiebt sich auch, daß die gothische Wortfügung nicht eine Nachahmung der griechischen ist, weil, wenn dieses der Fall wäre, der griech. Text τῇ ἡμέρᾳ τῇ πονηρᾷ durch **thamma daga thamma ubilin** übersetzt seyn würde.)

Die deutsche Sprache unterschied das individualisirte Adjektiv durch eine besondere Form und Deklination und fühlte sich hiezu um so mehr veranlaßt, da das in seiner attributivischen Natur und Stellung stehende Adjektiv durch seine von der Substantivdeklination abweichend gewordene (starke) Deklination vom Substantiv zu scharf unterschieden und als Gegensatz zu demselben charakterisirt war, als daß es in dieser Form substantivisch gelten konnte. (Da im Latein. und Griech. die Deklination des Adjektivs mit der des Substantivs gleichgeblieben war, so trat für diese Sprachen nicht das Bedürfnis ein, dem Adjektiv für seinen substantivischen Gebrauch eine andere Form und Deklination zu geben).

Statt der für die attributiv gebrauchten Adjektiva eingeführten (starken) Deklination, bei welcher das männliche Nominalsuffix **A** vor dem Nominativzeichen **S** abgeworfen (z. B. **blinds** st. **blindas**), das weibliche **Â** (**Ô**) aber im Nominativ zu **A** verkürzt (z. B. **blinda** statt **blindâ**) wurde, entstand daher — sey es nun gleichzeitig oder später — für den substantivischen, individualisirenden Gebrauch der Adjektiva eine andere (die schwache) Deklination, bei welcher das Suffix **A** im *mascul.* beibehalten, (z. B. **blinda**), im *femin.* aber zu **Â** (**Ô**) verlängert (oder im *part. praes.* und im Comparativ mit **I** (**EJ**) vertauscht) wurde (z. B. **blindô** d. h. **blindâ**). Eben so ließ man auch im *neutr.*, das kein besonderes, sondern gemeinschaftlich mit

dem *mascul.* das Nominalsuffix A hat, dieses A, dem bei der rein adjektivischen Deklination im *nom. sing.* T (ā) angehängt wurde, wieder ohne diesen Zusatz und zwar in der Form Ô (s. S. 28) hervortreten z. B. blindô für das adjektivische blindata. Durch dieses Verfahren wurde dem Adjektiv die ihm nothwendige Fähigkeit der Geschlechtsbezeichnung erhalten, zugleich aber auch sowohl das Adjektiv den im Nominativ auf A, Â (Ô), Î (EJ) endigenden Substantiven (z. B. svaihra, Schwager, svaihrô, Schwägerin, hairto, Herz, managei, Menge) ähnlich gemacht, als auch eine mit der Substantivdeklination übereinstimmende Deklination, die NDeklination der auf A, Ô, Î endigenden *nomina*, ihm zugeführt. (*Cf.* Anmerk. 16.)

[Wenn die Abwesenheit der schwachen Deklination bei der mit dem Suffix U gebildeten gothischen Adjektiva nicht in der geringen Zahl der gothischen Sprachdenkmäler ihren Grund hat, so wird sie aus der hier eben aufgestellten Ansicht erklärlich. Das Suffix U ist nämlich nur Nominalsuffix und nicht zugleich Geschlechtssuffix, es gilt für das *masc.*, *fem.* und *neutr.*; auch giebt es für Substantiva auf U keine NDeklination; daher konnte sich für diese Adjektiva auch keine substantivische Deklination neben der adjektivischen entwickeln, sie hätten denn ihr Nominalsuffix U mit dem Nominalsuffix A oder JA vertauschen müßen. Der Anfang dieser Vertauschung ist im Gothischen (*cf.* S. 19.) gemacht; im Althochdeutschen wurde sie allgemein und nun trat auch für diese Adjektiva eine schwache Deklination neben der starken ein. — Aehnlich verhält es sich mit den Adjektiven auf J, die schon früher als die Adjektiva auf U ihr Suffix mit dem Suffix JA vertauscht haben, und auch erst durch das A dieses Suffixes JA zur Bezeichnung des Geschlechtsunterschieds (obgleich Î in Sanskrit weibliches Suffix ist, so gilt doch auch J für das weibliche Geschlecht, wie für das männliche und sächliche) und dadurch zur Annahme der NDeklination befähigt wurden.]

Diese Ansicht von dem Ursprunge und der Bestimmung der zweifachen Adjektivdeklination wird nun durch den Gebrauch, den die deutsche Sprache in ihrem ältesten Dialekt, dem Gothischen, und auch im Althochdeutschen (wie die frühsten Denkmäler desselben zeigen) von der starken und von der schwachen Adjektivdeklination macht, vollkommen bestätigt.

Ueberall, wo das Adjektiv nur als attributiver Redetheil gelten soll, wo es darauf ankommt, die Eigenschaft, die das Adjektiv bezeichnet, hervortreten zu laßen, erscheint es in der sogenannten starken Deklination.

Daher immer, wenn es als Prädikat steht, z. B.
vairth hrains (nicht hraina), werde rein.
audags (nicht audaga) ist, hvazuh saei ni gamarzjada in mis, selig ist, der sich nicht ärgert an mir.
ni vairthaith gaurai (nicht gaurans), werdet nicht betrübt (ni curet wesan gitruobte im ahd. Tatian.)
hvan aggvu (ist) thata daur, wio engi ist thiu phorta. Tat.

[Im *nom.* und *acc.* des *neutr. sing.* wird beim Adjektiv, wenn es als Prädikat steht, das Casuszeichen in der Regel abgeworfen (wie auch häufig bei dem mit dem Substantiv verbundenen Adjektiv, wenn es rein attributivisch genommen wird, der flektirte und unflektirte *nom.* und *acc. sing.* mit einander wechseln, z. B.

ana fairguni hauhata

und

ana fairguni hauh, auf einen hohen Berg)

und, wie hier aggvu und nicht aggvata steht, so heißt es auch hrain (und nicht hrainata) varth thata thrutsfill, rein ward die räudige Haut.

Ich finde nur zwei Stellen, in denen das Casuszeichen in diesem Falle geblieben ist, nämlich:
daubata habaith hairto izvar, πεπωρωμένην ἔχετε τὴν καρδίαν ὑμῶν. Marc. 8, 17.
und
vithoth (ist) veihata, das Gesetz (ist) heilig. Röm. 7, 12.

Im Neudeutschen ist die Abwerfung der Flexion in diesem Falle, selbst beim *femin.*, allgemein geworden, niemals aber steht das als Prädikat gebrauchte Adjektiv in schwacher Form und Deklination.]

sijaith fullatôjai (nicht fullatôjans) svasvê atta izvar sa in himinam fullatôjis (nicht fullatôja) ist, seyd vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.
usvaurhtana (nicht usvaurhtan) sik domjan, *justum se judicare.* — sah mikils (nicht mikila) haitada in thiudangardai himinê, der wird groß heißen im Himmelreiche.

lêt faurthis sada (nicht sadôna) vairthan barna, laß satt werden die Kinder.
raihtôs (nicht raihtôns) vaurkeith staigôs (tuot rehto sino stiga. Tat.), εὐθείας ποιεῖτε τὰς τρίβους αὐτοῦ.
usdribana (nicht usdribanô) varth sô managei, ausgetrieben ward die Menge.
bigat unhulthôn usgaggana (nicht usgagganôn), εὗρε τὸ δαιμόνιον ἐξεληλυθός.
gasaihvand thana vôdan sitandan (die *part. praes.* dekliniren nur schwach) jah gavasidana (nicht gavasidan), sie sahen den Wüthenden (Besessenen) sitzend und bekleidet.
thô veihôna vaurstva unandsôkana (nicht unandsôkanôna) visandona, die heiligen unleugbar seyenden Werke.
gamôtidēdun imma tvai daimônarjôs, fleidjai (nicht fleidjans) filu, es liefen ihm entgegen zwei Besessene, sehr grimmige.

Oder im Althochdeutschen:
nu wird thu stummer (nicht stummo) sar, nun werde sogleich stumm.
folliu (nicht folla) ist al erdha dhinera guotlihhin, voll ist die ganze Erde deines Ruhms.
offono sindun siniu zeihhan bifora chichundidiu (nicht chichundidun), offen sind seine Zeichen vorher verkündigt.
duoemes mannan uns anachiliihhan, (nicht anachiliihhon), machen wir einen Menschen uns ähnlich.
sih chundida wesan chisendidan (nicht chisendidon), sich gesandt zu seyn verkündigte.
christ chiboranan (nicht chiboranon) chilauben endi luzilan wordanan (nicht luzilon wordanon), mögen sie Christum geboren und klein geworden glauben.
ir gisehet himil offanan (nicht offanon), ihr sehet den Himmel offen.
saligu (nicht saliga), thiu thar giloubta, selig, die da glaubte.

Eben so findet nur die starke Deklination des Adjektivs statt, wenn es mit einem Substantiv zur Bezeichnung der Eigenschaft desselben verbunden ist und in dieser Stellung als Attributiv aufgefaßt werden soll, z. B. praufetus mikils urrais in unsis, ein großer Prophet (ein großer Prophet) stand unter uns auf (so würde auch sa praufetus mikils

urrais in unsis bedeuten: der große Prophet stand unter uns auf, wogegen praufetus mikila, (schwach) oder praufetus sa mikila urrais in unsis, nicht anzeigen würde, daß der Prophet ein großer war, sondern daß es ein bestimmter großer Prophet, der vorher erwähnte große Prophet war).

skula ist aiveinaizôs (nicht aiveinôns) fravaurhtais, ist schuldig des ewigen Gerichts. Luther.

ahman unhrainjana (nicht unhrainjan) habaith, er hat einen unreinen Geist.

ni habaida diupaizôs (nicht diupôns) airthôs, hatte nicht tiefe Erde.

gadraus in airtha gôda, fiel in gute Erde.

atberun imma mannan baudana, brachten zu ihm einen stummen Mann.

usgeisnôdêdun faurhtein mikilai, (arquamun mihhilero forhtu. Tat.).

halba thiudangardja meina, mein halbes Königreich.

gamainjaim handum (unsubren hanton, Tat.), mit unreinen Händen.

us hairtin mannê mitôneis ubilôs usgaggand, aus dem Herzen der Menschen kommen üble Gedanken.

andanahtja vaurthanamma, (abande giwortanemo. Tat.)

Oder althochdeutsch:

oba dhrato hohemu hohsetle.
in uzssonondem endum.
fon minen svaren sunton.
heilages geistes wirdit gifullit.
arriof mihhilero stemnu.
zi thiornun gimahaltero gommanne.
fon fleisclichemo muate.

Selbst bei einem individualisirten Substantiv, sogar mit Beifügung des Artikels, steht doch das Adjektiv in starker Deklination, wenn die durch das Adjektiv bezeichnete Eigenschaft des Substantivs mehr oder weniger herausgehoben werden soll, wie in:

sandja sunu meinana thana liubana (nicht liuban), ich sende meinen lieben Sohn (vorher hatte er nur seine ihm weniger werthen Knechte gesandt).

thana fairhvu allana (nicht allan), die ganze Welt.

ahmans thai unhrainjai (nicht unhrainjans) usgalithun in thô sveina, die unreinen Geister fuhren in die Schweine.
sa frums manna us airthai, ὁ πρῶτος ἄνθρωπος ἐκ γῆς.

oder althochdeutsch:

der edili meistar.
ther wizod alter. dhen heilegan geist.
ther forasago guater. ther sun guater. then fater einegan.
zi then ewinigen goumon.
bi then fronisgan win.
then managfaltan wewon.
dhea drifaldiu heilacnissa.
then spihari iamer suazan.
möysese dodemu endi dheru euu zifareneru ioh dhem aldom.
gotes chibodum bilibenem.
thaz arunti sconi.
die isenine dremele.
zi then ostrigen giziten.
thuruh then michilan haz.
bi then gidougnen seginin.
thaz himilrichi hohaz.
intereta then diuran tag.
thiu zeichan filu maru.
thio unsę thurfti grozo.
thiu worolt ellu.
thaz brot gisegonotaz.
thar hereron thie wise sizent ziro muase.
thero sconero worto.
gotes tempal thaz mit henti giworhtaz.
then heilant bifiltan.
mit then lininen lachanon.
der selbo gedrater naph.
in then alten ewon.

Auf gleiche Weise wird auch das Adjektiv stark deklinirt, wenn es für sich allein, wie ein Substantiv, steht, aber mehr seine attributive Bedeutung als sein substantivischer Gebrauch berücksichtigt wird. Z. B.

berun du imma baudana stammana, sie brachten zu ihm einen Taubstummen.

nist guth dauthaizê ak quivaizê, er ist nicht Gott der Lebendigen, sondern der Todten.
azitizô ist ulbandau —, than gabigamma —, leichter ist es dem Kameel —, als dem Reichen —
in handuns fravaurhtaizê, in die Hände der Sünder.
hvar handugs, hvar bokareis, πῦ σοφὸς, πῦ γραμματεὺς.
nimanna mag kasa svinthis (strenges, Tat.) vilvan, Niemand kann die Geräthe eines Starken rauben.
ni thaurbun hailai leikeis, nicht bedürfen Gesunde des Arztes.
ibai mag blinds blindana tiuhan? kann ein Blinder einen Blinden führen?
blindaim managaim fragaf siun, vielen Blinden gab er das Gesicht wieder.

Selbst auch, wenn der Artikel dabei steht, wie in:
managa leika thizê ligandanê veihaizê (heilagero. Tat.), viele Leichname der liegenden (begrabenen) Heiligen.

Oder althochdeutsch:
gab armer antwurti. — mit sundigem.
alten inti jungen.
ni nemant gaumun muotes blinde.
gisah er einan altan.
nidargisazta mahtige fon sedale, inti arhuob odmuotige, hungerente gifulta guoto inti otage forliez itale.
thaz ouh heidiner duat.
halze liafun.
thaz her giwente ungiloubfolle zi wistuome rehtero.
thie ungiloubige gikerit er zi libe.
gisidalt er in himile thie otmuatige.
er unsih uns zi leide fon then guaten ni gisceide.
managen blinten gab gisiht.

So ist auch das starkdeklinirte bauths in: thu ahma thu bauths, du tauber Geist, zu erklären. (*Cf.* S. 16.)

Dagegen tritt die schwache Deklination des Adjektivs ein, wenn es individualisirt gebraucht wird.

Also zunächst, wenn es substantivisch (daher auch der gewöhnliche schwache Vokativ, selbst in Verbindung mit dem Subst. z. B. fater unser guato, liobo druhtin min! (s. S. 16.) so wie die schwache

Form der zu Substantiven erhobenen Adjektiva z. B. jungiro, Jünger, herro, (heriro), Herr, herra, Herrin, furisto, Fürst) mit und ohne Artikel, steht. Z. B.

sunus hauhistins, der Sohn des Höchsten.
blinda sums sat faur vig, ein Blinder saß am Wege.
berun du imma blindan, brachten zu ihm einen Blinden.
urreisand dauthans, es erstehen die Todten.
gif tharbam (thurftigon. Tat.), gieb den Dürftigen.
in undarnistô airthais, εἰς τὰ κατώτερα μέρη τῆς γῆς.
vairthith thata vraiqvô du raihtamma, wird das Krumme zu Geradem.
vai thaim quithuhaftôm, wehe den Schwangeren.
snutrein thizê snutranê jah frôdein thizê frodanê, die Weisheit der Weisen, den Verstand der Verständigen.
unmahteigans, τοὺς ἀσθενεῖς.

Oder Althochdeutsch:

forasagon sungun fon thir saligun.
dhero heilegono heilego, *sanctus sanctorum.*
den sinan liobon gruozta.
frido herosto, *pacis princeps.*
so er uns suntigon duat.
mine gilichon.
dhea aerlosun, die Ehrlosen, Gottlosen.
mih wenegun, mich Arme.
ju otagon, ihr Reichen!
man, (Mensch) bidhiu hwanda got ward man chiwordan, hohisto, (Höchster) bidhiu hwanda —.
in ira barm si sazta barno bezista.
so duat ouh ther guato.
thes herosten dohter.
thie siechun quamun alle.
er was siner liobo.
thaz inan irbarmeta ther doto.
sum jungo folgeta imo.

Aber auch das mit dem Substantiv verbundene Adjektiv wird, wenn das Substantiv durch Individualisirung für bestimmte Individuen, oder durch Totalisirung für alle, nicht unbestimmt viele, Individuen, die sein Begriff umfaßt, definirt ist, es mag dieses durch den

Artikel (der, was nicht übersehen werden muß, nicht dem mit dem Substantiv verbundenen Adjektiv, sondern dem Substantiv angehört und dieses so entschieden definirt, daß das ihm zugehörige Adjektiv auch nur definit gedacht werden kann und daher immer in der schwachen Form erscheint, wenn nicht (s. S. 55.) irgend eine Vorstellung den Redenden veranlaßte, die durch das Adjektiv bezeichnete Eigenschaft hervortreten zu laßen und deshalb stark zu dekliniren) bezeichnet seyn oder nicht, schwach deklinirt, weil es an dem definiten Sinn seines Substantivs (wie an dem *genus*, *numerus* und *casus* desselben) Theil nimmt. Z. B.

1) Ohne Artikel:

thairh vêpna garaihteins taihsvôna jah hleidumôna, διὰ τῶν ὅπλων τῆς δικαιοσύνης τῶν δεξιῶν και ἀριστερῶν.

in innunan mannan, εἰς τὸν ἔσω ἄνθρωπον.

guths ungasaihvanins, des unsichtbaren Gottes.

ahmans unhrainjans drusun du imma, die unreinen Geister (bestimmte, die vorher erwähnten) fielen vor ihm nieder.

sunus teimaiaus blinda, der blinde Sohn des Timäus. (weil hier weder auf die Blindheit des Sohnes aufmerksam gemacht, noch etwa der blinde Sohn von einem andern sehenden Sohne des Timäus unterschieden, sondern nur der Sohn des Timäus bezeichnet werden sollte, der, weil er blind war, auch als solcher genannt wurde; nicht wie der Mann, sondern, wer der Mann war, soll hier ausgesagt werden.)

af fairnin jêra, vom vorigen Jahre.

libainais aiveinons arbja, des ewigen Lebens Erbe.

in aiva thamma anavairthin libain aiveinon, in der zukünftigen Welt das ewige Leben.

at fairgunja alêvjin, zum Oelberge.

garunnun auhumistans gudjans, es kamen zusammen die Hohenpriester,

oder,

auhumistam gudjam, den Hohenpriestern,

oder

du auhumistin gudjin, zu dem Hohenpriester,

oder

skalk auhumistins gudjins, Knecht des Hohenpriesters (wie aina thiujô this auhumistins gudjins, eine der Mägde des Hohenpriesters),

aus welchen Beispielen, wie aus dem vorigen: at fairgunja alêvjin, sich deutlich ergiebt, daß das Adjektiv deshalb schwach deklinirt, weil hier nicht sowohl die Eigenschaft, die es bezeichnet, herausgestellt, als vielmehr das Adjektiv wie ein dem Substantiv einverleibter, untrennbarer, integrirender Theil desselben angesehen und der durch beide mit einander verbundene *nomina* (*adj.* mit *subst.*) gegebene Ausdruck auhumista gudja, oder, fairguni alêvjô, als Bezeichnung, Namen, wie Hohepriester, Oelberg (*cf.* auch at fairgunja, thatei haitada [welcher hieß] alęvjô, und nicht alevjata) genommen werden soll; auhumistai (stark) gudjans, auhumistaim (stark) gudjam, auhumistamma (stark) gudjin, auhumistis (stark) gudjans würde bedeuten: hohe Priester, hohen Priestern, hohem Priester, hohes Priesters, so wie fairgunja alêvjamma (stark), einem mit Oelbäumen bewachsenen Berge, statt, daß hier ein bestimmter Berg, der den Namen Oelberg führte (und auch gar nicht mehr mit Oelbäumen hätte bewachsen seyn dürfen) bezeichnet werden sollte. Eben so ist auch in den vorigen Beispielen, in denen die Verbindung des schwachdeklinirten Adjektivs fairnô mit jêr, und aiveinô mit libains sich vorfindet, der Ausdruck fairnô jêr, aiveinô libains im Sinne eines Compositums zu nehmen (das Vorjahr, Ewigleben) oder als eine schon so gewöhnlich gewordene Bezeichnung des zuletzt verflossenen Jahrs, so wie der Ewigkeit, durch die vereinigten Wörter fairnô jêr, aiveinô libains, daß das Adjektiv in diesem Ausdrucke gar nicht mehr besonders, sondern als ein integrirender Theil des Substantivs aufgefaßt wurde [21]).

Oder althochdeutsch:

ira sun guato diurit sia gimuato.
dhurah heilegun gheist.
ir birut michil werda salz therera erda.
bi himilischen gote.
infangana spunga (den empfangenen Schwamm).

---

21) Sehr treffend und meine Ansicht erläuternd wurde bei dieser Stelle von einem Mitgliede unsers Vereins der Unterschied der Ausdrücke fairnô (schwach) jêr und fairnata (stark) jêr, fairguni alêvjô (schwach) und fairguni alêvjata (stark), mit dem Unterschiede in dem französischen une sage femme (eine Hebamme) und une femme sage (eine kluge Frau) verglichen.

himilischus druhtin.
thritto tag ist hiutu, thaz thisu gitan sint.
bi unsih muadun skalka.

2) Mit Artikel:

thai auhumistans gudjans sôkidêdun ...., die Hohenpriester suchten.....
usnimith vaurd thata insaiano —, er nimmt das — eingesäete Wort weg.
guths thes hauhistins, des höchsten Gottes.
mith aggilum thaim veiham, mit den heiligen Engeln.
sa ist sunus meins sa liuba, das ist mein lieber Sohn.
ahmin thamma unhrainjin, dem unreinen Geiste.
thamma anavairthin hatiza, dem zukünftigen Zorne.
thai vaidêdjans thai mithushramidans, die mitgekreuzigten Uebelthäter.
bigetun thana siukan (schwach, weil es an der Individualisation des Substantivs [des Knechts, von dem vorher die Rede gewesen war] Theil nimmt) skalk heilana (stark, weil es Prädikat ist,) sie fanden den kranken Knecht gesund.

Oder althochdeutsch:

dher aerloso man.
iwar fater ther himilisco.
thes hohisten gotes.
ther gotes einigo sun.
thia michilun guati.
adaman then alton.

[Aus den hier aufgestellten Beispielen ersieht man, daß sowohl das starkdeklinirende Adjektiv mit dem Artikel, als das schwachdeklirende ohne denselben stehen kann. Da die Anwendung des Artikels und die der schwachen Deklination auf demselben Grunde der Individualisirung, oder auch allgemeiner ausgedrückt, der Definirung beruhen, so treffen sie natürlich häufig zusammen und je allgemeiner der Gebrauch des Artikels wird, desto häufiger. Ahmans unhrainjans bedeutet eben so wie thai unhrainjans ahmans, die unreinen Geister, und selbst das alleinstehende, substantivisch gebrauchte (schwache) Adjektiv bedarf

zur Bezeichnung seiner individualisirten Bedeutung nicht des Artikels, man sagte

sunus hohistins, der Sohn des Höchsten,

und

sunus this thiutheigins, der Sohn des Guten;

aber bei der Einführung und Verbreitung des Artikels wurde dieser (der nichts anders als das *pron. demonstr.* ist) zur Heraushebung des definiten Sinnes hinzugefügt und das Bedürfniß nach ihm wurde besonders fühlbar, wenn man das Adjektiv für sich allein (ohne dabei stehendes Substantiv) substantivisch gebrauchte, und der allgemeinen Individualisirung des Adjektivs (seiner Substantivirung), bezeichnet durch die schwache Form, nun noch eine bestimmte Individualisirung, Beziehung auf bestimmte Individuen, zugefügt werden sollte, für die es jetzt, bei schon verwandter schwacher Form, eines andern Zeichens bedurfte. In

berun du imma blindan, sie brachten zu ihm einen Blinden,

ist schon ohne den Artikel, bloß durch die schwache Deklination, blindan substantivisch; eben so auch das schwachdeklinirte blindans, wenn auch nicht der Artikel bei ihm stände, in

duatiddjêdun imma thaî blindans, die Blinden gingen zu ihm;

der Artikel dient hier nur dazu, die Blinden, von denen die Rede ist, zu bezeichnen.

Daß schon im Gothischen und Althochdeutschen mehrentheils, im Neudeutschen immer, das Adjektiv bei einem Substantiv, das durch den Artikel aus seiner Unbestimmtheit (in der es z. B. in: blinde Männer kamen herein, steht) herausgehoben und auf bestimmte Subjekte (z. B. in: die blinden Männer, die angemeldet waren, kamen herein) bezogen oder in seiner Totalität (z. B. in: die blinden Männer [wofür aber auch blinde Männer stehen könnte] sind vom Kriegsdienste frei) bezeichnet wird, in seiner schwachen Form erscheint, ist nur in sofern als Wirkung des Artikels anzusehen, als das Substantiv durch diesen bestimmter wird, und das Adjektiv nun an dieser Bestimmtheit des Substantivs Theil nimmt. Es würde auch ohne den Zusatz des Artikels zu einem definit gedachten Substantiv, diesem sich in der

schwachen Form anschliessen, wie es auch, wenn die Eigenschaft, die durch dasselbe bezeichnet wird, herausgehoben werden, d. h., wenn es rein in seiner attribuirenden Natur erscheinen soll, bei angewandtem Artikel in starker Form dem Substantiv zutreten kann. Daß dieser letzte Fall selten eintritt, liegt theils in der Seltenheit seiner Veranlaßung, theils in der definirenden Kraft des Artikels (nicht in der starken Deklination desselben), die den definiten Zustand des Substantivs so stark und entschieden macht, daß die von ihm seinem Adjektiv mitgetheilte Definirung diesem die Beibehaltung seiner indefiniten, attributiven Bedeutung und der damit zusammenhängenden starken Form erschwert, und eben so wird das isolirt stehende Adjektiv durch den zutretenden Artikel so sehr substantivirt, daß es der adjektivischen (starken) Form fast unfähig wird. Im Neudeutschen treffen der Artikel und die schwache Deklination des Adjektivs immer zusammen, nicht weil der Artikel die schwache Deklination des Adjektivs erfordert, sondern umgekehrt, weil die schwachdeklinirenden Adjektiva als definite, individualisirte, substantivirte *nomina* den Artikel, den die jetzige Sprache überall einem definit gedachten *nomen* beifügt, zu sich nehmen müßen.

In vielen Fällen hieng natürlich die Anwendung der starken oder der schwachen Deklination von der Ansicht des Redenden ab. Dachte er mehr an die durch das Adjektiv bezeichnete Eigenschaft als an die substantivische Stellung desselben, so bediente er sich der starken Deklination z. B.

dauthai urreisand, Todte auferstehen,

im entgegengesetzten Falle, der schwachen z. B.

dauthans urreisand, die Todten auferstehen,

oder

ahma veihs und **ahma sa veiha**, der heilige Geist, oder **andnimaina izvis in aiveinos** (stark) **hleithrôs**, obgleich im griechischen Text δέξωνται ὑμᾶς εἰς τὰς αἰωνίους σκηνὰς steht.

oder

lêt thans dauthans (schwach) **filhan seinans dauthans**, laß die Todten ihre Todten begraben,

wogegen im Ahd. (in Tatian):

laz tote (stark) **bigraban iro toton**;

oder

hvas vili frumists visan, sijai allaizê aftumists,
wogegen in Tatian: furista und jungisto (so wie in ih eristo endi ih aftristo vom Uebersetzer des Isidor eristo und aftristo) substantivisch genommen wurde. Man vergleiche auch:
ni thaurbun hailai leikeis ak thai unhailans, nicht bedürfen die Gesunden des Arztes, sondern die Ungesunden,
wo statt hailai auch hailans oder thai hailans (wie im ahd. Tatian: thie heilon) stehen könnte; oder
nimanna mag kasa svinthis vilvan, niba faurthis thana svinthan gabindith (und so auch im Tatian: — strenges —, — then strengon —), Niemand mag die Gefäße des Starken rauben, wenn er nicht vorher den Starken bindet,
oder

vas sô quinô haithnô,

und nicht haithna, weil hier nicht: die Frau war heidnisch, sondern: die Frau war eine Heidin gedacht worden ist, (so gilt nach der Verschiedenheit der Vorstellung auch im Tatian für den Begriff: die Heiden sowohl heidane man als thie heidanon man.)
unfrôthans (und nicht unfrôthai) sijuth, Unverständige (nicht unverständig) seyd ihr.
unmahteigana galaubeinai andnimaith, und nicht unmahteigan, obgleich der griechische Text τὸν ἀσθενοῦντα τῇ πίστει προσλαμβάνεσθε hat.

So ist, um von den Beispielen, die gegen das von mir behauptete syntaktische Verhältnis der starken zur schwachen Adjektivdeklination zu sprechen scheinen, noch einige anzuführen, εἰσέλθετε διὰ τῆς στενῆς πύλης, geht ein durch die enge Pforte, übersetzt durch
inngaggaith thairh aggvu daur
und so auch in Tatian: thuruh enga phorta
und nicht thairh thata aggvô daur, weil hier die Vorstellung des Attributs enge vorherrschend war; aus demselben Grunde steht: thrutsfillai (und nicht thrutsfillans,) in
thrutsfillai hrainjai vairthand, Aussätzige werden rein,
und

stainahamma, (nicht stainahin) in
thai ana stainahamma saianans, οἱ ἐπὶ τὰ πετρώδη σπειρόμενοι;
statt des althochdeutschen ubil boum in ubil boum tuot ubilan wahsmon steht das gothische sa ubila bagms in
sa ubila bagms akrana ubila gataujith
wogegen wieder thiutheigs manna in
thiutheigs manna us thiutheigamma huzda hairtins seinis usbairith thiuth
dem ahd. guot man in guot man fon guotemo tresewe sines herzen frambringit guot, zur Seite steht, während in beiden Fällen des Griechischen den Artikel hat: τὸ σαπρὸν δένδρον und ὁ ἀγαθὸς ἄνθρωπος.

In Beispielen dieser Art ist also keine Widerlegung der hier aufgestellten Theorie, sondern vielmehr eine Bestätigung derselben zu finden.

Eben so wie die vorherrschende Ansicht des Redenden muß bei der Beurtheilung der Fälle, in denen meine Theorie ungültig scheint, der Umstand berücksichtigt werden, daß einige Adjektiva nur eine starke, andere nur eine schwache Deklination haben. (Auch diese Erscheinung erklärt sich vielleicht aus dem Unterschiede des attributivisch oder substantivisch gedachten Adjektivs; die nur schwachdeklinirenden *part. praes.*, *comparativa*, *ordinalia*, sama, selba, ainaha etc., sind mehr substantivisch oder auch individualisirt oder definit, als attributivisch zu nehmen; die ausschließlich stark deklinirenden Adjektiva sind außer wenigen, deren Bedeutung oder auch Bildung der schwachen Deklination widerstand, und zum Theil auch noch widersteht, genau genommen nicht Adjektiva, sondern Pronomina und dekliniren daher auch mit diesen auf eine und dieselbe Weise). Bei diesen Adjektiven zeigt sich natürlich oft eine andere Deklination, als man erwarten sollte. So ließe sich schon in dem vorigen Beispiele:
inngaggaith thairh aggvu daur
das starkdeklinirte aggvu auch dadurch rechtfertigen, daß die Adjectiva auf U keine schwache Deklination angenommen haben; so wird auch in dem Beispiele
gasaihvand thana vodan sitandan jah gavasidana, sie sahen den Wüthenden sitzend und gekleidet,

das schwachdeklinirte sitandan dadurch nothwendig, daß im Gothischen die *part. praes.* nur schwach dekliniren (im Althochdeutschen (bei Tatian), welches die *part. praes.* auch stark deklinirt, steht die starke Form sizentan und nicht die schwache sizenton), oder

sô speidizei airzitha vairsizei thizai frumein, *posterior error pejor priore*,

oder:

thai sunjôs this aivis frôdôzans — sind, die Kinder dieser Welt sind klüger —. (die Comparativa bedienen sich nur der schwachen Deklination; dessen ungeachtet zeigt sich selbst von Comparativen einmal die, von dem Sinne der Rede geforderte starke, Form in: vairsiza gataura vairthith, χεῖρον σχίσμα γίνεται. Matth. 9, 16.)

oder im Althochdeutschen die starke Form andremo in in andremo tage, weil andar erst in späterer Zeit auch schwach deklinirt.

So können auch die schwach deklinirten frumans und aftumans in managai vairthand frumans aftumans jah aftumans frumans (ahd.: manage werdent eriston jungiston inti thie jungiston eriston),

theils aus der gewöhnlichen schwachen Form fruma und aftuma, theils aus der substantivischen Bedeutung von frumans und aftumans erklärt werden, oder das goth. iftumin daga, theils durch das nur schwach deklinirende iftuma, theils durch die individualisirte Bedeutung, theils durch die völlige Einverleibung des Begriffs iftuma, in dem wie zu einem Namen verbundenen iftuma dags (als Folgetag).

Auch hüte man sich bei der gleichen Form der schwachdeklinirenden Substantiva und Adjektiva jene für diese zu halten und dadurch an meiner Theorie irre zu werden. Z. B. in

jus unvitans sijuth, ihr seid unverständig,

findet man vielleicht das schwache unvitans, da es hier als Prädikat steht, also starke Adjectivdeklination zeigen sollte, anstößig, aber unvita ist Substantiv, oder nur substantivisch gebraucht, als: ein Unverständiger, Unwißer, eben so wie ingardjans in

sijuth ingardjans guths, ihr seid Hausgenoßen Gottes.

Beispiele wie die auf S. 14 angeführten;
us missaleikôm vistim,
in missaleikaim mêlam,
in judaviskôm ufarranneinim,
manniskaim vaurdam,
in denen bei anscheinend gleicher Bedeutung und Stellung sich starke und schwache Deklination zeigt, erklären sich dadurch, daß theils durch die Unentschiedenheit und Mischung der Vorstellung, theils auch durch die Länge der Zeit leicht eine Verwechselung beider Deklinationen eintreten konnte, z. B. **then managfalton wewon**, und **then managfalton wewon, then guatan win** und **then guaton win.** (wie denn auch schon im Gothischen und sehr häufig im Althochdeutschen, namentlich bei *subst. fem.* sich für ein und dasselbe Substantiv eine schwache neben der starken Deklination entwickelt hat.)

Doch findet auch bei diesen und ähnlichen Beispielen vielleicht ein Unterschied der Bedeutung statt; hinter
us missaleikôm vistim, *e diversis substantiis*,
sind diese Substanzen genannt, also durch eine Individualisation das schwache **missaleikôm** herbeigeführt und in
judaviskôm ufarranneinim, *judaicis aspersionibus*,
weniger auf die Eigenschaft *judaicus*, als auf den ganzen Begriff *judaicae aspersiones* gesehen worden, während in
missaleikaim mêlam, *variis temporibus*,
und in
manniskaim vaurdam, *humanis verbis*,
mehr die Eigenschaft: verschieden, und, menschlich, hervorgehoben werden sollte. In dem auch auf S. 14 angeführten
ni ibnôn ak galeika svêrithan, *non aequalem sed similem honorem*,
rechtfertigt sich das schwache **ibnôn** neben dem starken **galeika** dadurch, daß **ibn**, wenn es *aequalis* bedeutet (in der Bedeutung: *planus* deklinirt es stark) nur schwach und **galeik** nur stark deklinirt; man denke nicht daran, die hier statt findende Verschiedenheit der Deklination durch den Gegensatz, in dem **ibn** mit **galeik** steht, zu erklären, es heißt auch
ni ibnaleika (stark), **frijathva ak galeika** (stark), *non aequalem amorem sed similem*,

obgleich die Zusammensetzungen mit leik, abweichend von galeik, sowohl stark als schwach dekliniren, und eben so steht auch wiederum
ni ibna (schwach), nih galeiks (stark), *haud aequalis nec similis.*]

Die hier nachgewiesene Bedeutung und Bestimmung der starken und der schwachen Adjektivdeklination wird uns das Unpassende ihrer Bezeichnung durch stark und schwach jetzt deutlich erkennen, und da, wie gleich Anfangs gezeigt ist, der Unterschied von starker und schwacher Deklination bei den Substantiven gar nicht stattfindet, für die beiden verschiedenen Adjektivdeklinationen einen andern Namen suchen laßen, der charakterisirender ist und weniger auf eine falsche Ansicht dieser Deklinationen führt, als der Ausdruck stark und schwach; etwa indefinit und definit (nur muß man alsdann nicht, wie Bopp gethan hat, die starke Deklination definit und die schwache indefinit, sondern gerade umgekehrt, die starke indefinit und die schwache definit nennen), oder: adjektivisch (in Rücksicht ihrer Bedeutung, oder pronominal, in Rücksicht ihrer Form) und substantivisch, oder abstrakt und concret. — Will man außerdem die sogenannte schwache Substantivdeklination und die sogenannte schwache Adjektivdeklination zur Bezeichnung der in ihrer Form stattfindenden Uebereinstimmung mit einem gemeinschaftlichen Namen belegen, so eignet sich der Ausdruck: N Deklination mehr dazu als der Namen: schwache Deklination.

Möge, meine verehrten Freunde und Zuhörer, auch diese Vorlesung nicht nur zur Bestätigung und Verbreitung unsrer gemeinschaftlichen Ueberzeugung, daß weder die Formen noch die syntaktischen Verhältnisse unsrer heutigen Sprache ohne Zuziehung des früheren Organismus derselben richtig aufgefaßt werden können, beitragen, sondern auch den Geist, der in der Bildung nnd dem Bau unsre Sprache gewaltet hat, bewundernd anzustaunen aufs neue Veranlaßung geben.

II.

Urkunden des Deutschen Heidenthums zur Zeit des Heiligen Bonifacius.

1) Beschlüsse der Kirchenversammlung im Jahr 842;
2) Abschwörung der Götzen und Glaubensbekenntnis;
3) Verzeichnis heidnischer Gebräuche.

Seitdem der zur Römischen Kirche um 1627 übergetretene Holstenius (Lucas Holstein aus Hamburg) als Vatikanischer Bibliothekar zuerst diese für seine Heimat so wichtigen Denkmäler entdeckte, wurden sie, besonders das letzte Verzeichnis, häufig wiederholt und erläutert [1]. Die Abschwörung und das Glaubensbekenntnis sind die ältesten Urkunden Hochdeutscher Sprache, nächst den Gothischen, und haben sichtlich Anlaß zu den beiden untergeschobenen Sächsischen Formeln, dem Gelübde Witekinds und der Entsagung Odo's, gegeben; auf welche man sich nicht fürder berufen [2] oder sie gar als Sprachproben anführen [3] sollte. Bei meinen Arbeiten in der Vatikanischen Bibliothek

[1] Von Fürstenberg (monum. Paderborn. 1672), Stade (lect. Otfrid. 1708 und Seelen mem. Stad.), Conring (orig. jur. Germ.), Meinders) de statu relig. sub Carolo M. 1711), Eckhart (Franc. Or. 1729), Falkenstein (Nordgau. Alterth. 1733), Sagittarius (antiq. ethn. Thur. 1685), Döderlein (Heidenthum der alten Nordgauer 1734), Calvör (Sax. gentil.), Meyer (Religion der Teut. 1736), Würdtwein (S. Bonifacii epist. 1789). Desgleichen in den alten Gesetzsammlungen, unter den Fränkischen Capitularien, von Baluze (1677), Georgisch (1738), Canciani (1781) und Walther (1824). Zerstreut, in Rößig Deut. Alterth. (1801), Mone Gesch. des Heidenthums im nördl. Europa (1821), und in anderen Büchern über Deutsche Alterthümer und Heidenthum.

[2] Wie noch Münter Othin. Relig. 16, Mone Heidenth. II, 62, F. Magnusen lex. mythol. 602.

[3] Bis 1829 noch in Beckers Weltgeschichte, und eben wieder in den für die Bair. Schulen bestimmten „Sprachproben" (Bamberg 1835). — Die Unechtheit dieser Stücke,

in den Jahren 1816—17 suchte ich auch die von Holstenius gefundene einzige Handschrift dieser Denkmäler wieder auf, schrieb sie, sammt den zunächst dazu gehörigen Stücken, genau ab, um die bisherigen Abdrücke urkundlich zu berichtigen [1]).

Die Handschrift gehört auch zu den aus Heidelberg entführten: Nr. 577, auf Pergament in Folio, aus dem 9—10ten Jahrhundert.

1.

Blatt 4 beginnt das concilium und der synodus, welche Carlmanus dux & princeps francorum a. 742 mit bonifatium archiepiscopum und anderen Bischöfen seines Reichs gehalten. Darin wird unter andern den Geistlichen Krieg und Jagd, namentlich mit Falken, verboten. Dann (Blatt 4, S. b) folgen die canones, welche zum Theil in dem nachstehenden vollständigeren Verzeichnisse heidnischer Gebräuche wiederholt sind, wie die hier beigefügten Zahlen derselben ausweisen: Decreuimus ut secundū canones unus quisq; episcopus in sua parrochia sollicitudinē adhibeat ad iuuante grauione qui defensor aecclesiae ÷ Ut populus dī paganias non faciat. Sed ut omnes spurcitias gentilitatis (3) ab'iciat & respuat siue sacrificia mortuorum (1) siue sortilegos ł diuinos (14) siue filacteria (10) & auguria (13) siue in can tationes (12) siue hostias immola ti cias quas stulti homines iuxta aecclesias ritu pagano faciunt sub nomine scōrę martyrum ł confessorum dñi & suos scōs (9) ad iracundiam pro uocantes siue illos sacrilegos ignes quos nied fyr [2]) uocant (15). Siue omnes q: cumq: sint paganorum obseruationes diligenter prohibeant. Zuletzt wird den presbyteris noch weltliche Tracht und Frauen im Hause zu haben verboten.

---

in einer Sprache und Schrift, wie sie nie und nirgend gebraucht worden, leuchtet schon aus dem Einem Worte pana hervor, welches dem Gothischen (wie auch zum Theil die Schrift) nachgebildet ist und Herr bedeuten soll, wie das Gothische fā, was später jedoch als Abkürzung von frauja erkannt wurde. Das Pergamentblatt sammt der Urne, worin es gefunden wurde, befinden sich gegenwärtig in Hildesheim, von wo mir vor mehreren Jahren schon ein Abdruck desselben zugekommen ist, welcher mit dem bei Delius (Krodo 1827) stimmt.

1) Vergl. meine Briefe in die Heimat IV, 16.

2) Die Abdrücke dieses Concils in den Capitularien aus anderer Handschrift lesen sinnlos nedfratres. Näher kömmt die bei Dufresne aus Capitular l. V., c. 2, wo eben dies Concil wiederholt ist, angeführte Lesart Nedfri; bei Walter aber auch nedfratres.

2.

Hierauf folgt Blatt 5 mit rother Ueberschrift:

De alio synodali conuentu.

Das concil. in loco qui dr̄ liftinas [1]). Am Schlusse desselben heißt es: Et ut mancipia xp̄iana paganis n̄ trudantur. Decreuimus quoq: q̄d et pater meus ante praecipiebat ut qui paganas obferuationes in ali qua re fecerit multetur et damnetur quindecim folidis.

Dann, Blatt 6, mit größeren schwarzen, roth und gelb bemalten Anfangsbuchstaben: Nomina epifcoporū qui mifi funt a romana urbe ad p̄dicandū in gallia, nur 4 Zeilen.

Weiter, auf derselben Seite: Nomina epifcoporū feu abbatum qui aput uillam publicam attiniacum [2]) pro causa religionis ac salute animarū congregati fynodali inter cetera falubriter fapientˢque definita. Hoc quoq: commoni cunctorum decreto ftatuerunt ut unus quisq: illorum quorum nomina in hoc indiluculo *subter scripta* reperiuntˢ quando quislibet de hoc sęculo migrauerit centum pfalteria et presbiteri ejus fpeciales misas centum cantent. Die Namen füllen den größten Theil der anderen Seite: Hrodegangus epīf ciuī mettis. eddo epīf ciuī ftradburgo. lullo epīf ciuitā maguntiaci. lupus epīf ciuī fenonis — — der letzte ist pagingarius ab' deutico.

Dicht darunter steht nun, mit etwas größeren, roth und gelb bemalten Anfangsbuchstaben:

Forfachiftu diobōlae. et refp̄. ec forfacho diabolae end allum diobol geldę refpon̄. end ec forfacho allum diobol geldae end allū dioboles uuercum refp̄. end ec forfacho allum dioboles uuercum and uuordum thunaer en de uuoden ende faxnote ende alv lem them vnholdum the hiru genotas sint.

(Blatt 7, S. a) gelobif tu in got almehtigun fadaer ec gelobo in got almehtigun fadaer gelobiftu in crift godes suno ec gelobo in crift gotes suno. gelobis tu in halogan gaft ec gelobo in halogan gaft.

---

[1]) Beide Abdrücke dieser im J. 744 gehaltenen Synode in den Capitular. lesen Liptinas.

[2]) Attigny in der Champagne.

3.

Unmittelbar hierauf folgt, auch ohne Ueberschrift, das Verzeichnis der heidnischen Gebräuche, gemeinlich Jndiculus paganiarum genannt.

De ſacrilegio ad ſepulchra mortuorum. (1)
De ſacrilegio ſuper defunctos .i. dadſiſas. (2)
De ſpurcalibus in febr̄. (3)
De caſulis id eſt fanis. (4)
De sacrilegiis per aecclefiàs (5)
De ſacris ſiluarum quae nimidas uocant. (6)
De hiis quae faciunt ſuper petras (7)
De ſacris. mercurii. uel. iouis (8)
De sacrificio quod alicui ſcōrum (9)
De filacteriis et ligaturis (10)
De fontib; ſacrificiorum (11)
De incantationib; (12)
De auguriis ł auiū ł equorum ł bouū ſtercō ł ſternutationes (13)
De diuinis uel ſortilogis (14)
De igne fricato de ligno ide nod fyr (15)
De tſbro animalium (16)
De ob ſeruatione pagā in ſoco ł in incoatione rei alicuius (17)
De incertis locis q:. colunt ſcīs. (18)
De pe. tendo quod boni uocant ſcāe mar̄ (19)
De feriis quae fac̄ ioui ł mercurio [1]) (20)
De lunae defectione quod dicunt uince luna. (21)
De tempeſtatib; & cornib; & cocleis (22)
De ſulcis circa uillas (23)
De pagano curſu quem frias nomīs ciſis pannis ł calcī (24)
De eo quod ſibi ſcōs fingunt quos libet mor̄ (25)
De ſimulacro de conſparſa farina (26)
De ſimulacris de pannis factis (27)
De ſimulacro quod per campos portant (28)
De ligneis pedib; uel manib; pagano ritu (29)
De eo quod credunt quia ſemine lunam comēdet q̄d poſſint corda hom̄ tollere iuxta pagan̄ (30)

---

1) ł mercurio steht auf einer ausgeschabten Stelle.

Fili hominis speculatorem posuite in populo meo audiens ergo ex ore meo sermonem adnuntiabis eis ex me ñ ex te u. s. w. eine Predigt, worin (Bl. 8) alle verbotenen Arten der Beiwohnung aufgeführt werden, zuletzt Non cū repudiata a marito. Non cum scorto. Non cum uidua sed uirgine. Auf der andern Seite beschließt sie die rothe Unterschrift alloquutio sacerdotum de coniugiis inlicitis ad plebem; worauf noch eine andere kleine Predigt folgt. Endlich Bl. 11 b. kömmt Cod. canonum Dionysii exigui ohne Ueberschrift, nach einer rothen Unterschrift explic dō gratias. v. d. Hagen.

III.

Heidnischer Aberglaube
aus dem
Gewissensspiegel des Predigers Martin von Amberg.

Das vorstehende Verzeichnis heidnischer Gebräuche, welches in seiner losen Fassung ganz das Ansehen eines Entwurfes hat, ist sichtlich zum Theil aus den Beschlüssen der Kirchenversammlung vom Jahr 742 genommen, und rührt zum Theil noch aus älteren Schriften her [1]), wie die zumeist von Eckhart beigebrachten ähnlichen Stellen bezeugen. Ebenso diente es dann als Grundlage ausführlicher Schriften von der Kirchenzucht, sowohl der Geistlichkeit als der Beichtkinder, um besonders bei diesen den heidnischen Ueberbleibseln nachzuspüren. Dergleichen Bücher sind, außer des Mainzischen Bischofs Rhabanus Maurus (st. 856) Brief an Heribald und Schrift gegen die Zauberei, der Beichtspiegel [2]) des Halitgarius, Bischofs von Cambray und Arras

[1]) Wie das obige (Bd. I, S. 355) Verbot der Hexenritte mit Diana oder Herodias, bei Rhegino u. a., aus Augustin.

[2]) Noch älter ist das Poenitentiale von Theodorus, Bischof von Canterbury, st. 690.

(st. 831), die Kirchenzucht (disciplina clericalis) Regino's, Abtes von Prüm bei Trier (st. 915), und die großen Sammlungen (decretorum l. 20) des Wormser Bischofs Burchard (um 1020) und des Ivo von Chartres (decretorum opus) zu Anfange des 12ten Jahrhunderts. Aus einem ähnlichen Werke nun ist der Gewissensspiegel des Predigers Martin von Amberg verdeutscht; wie er selber darin angiebt. Der Verfasser scheint der Wiener Handschrift desselben, aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, etwa gleichzeitig zu sein [1]).

Diese Handschrift ist Nr. 311, auf Pergament, 84 Blätter in klein Oktav: der gewiſſen spiegel — daz buchlein hat gedewtſchet her Mertt Prediger von Amberg. Voran stehen das Vater unser und die zehn Gebote. Nach dem ersten Gebote heißt es dann:

Dar vmb merch daz die an petten fremd göter, dy dy tewfel pannen vnd die verporgen ſchacz mit pheilen ſů̊chen. All die dy do gelauben an czauber vnd czaubrarin. An die warſager vnd warſagarin. An trawm auzleger vnd auzlegarin. An wachsgizzer vnd wachsgizzerin. An die im fewer chůnftige ding ſehen. An die hantſchawer vnd hantſchawerin. An lozzpůcher An ſwertprieff An eisvögel An patouigen graben vnd an alrauwen. vnd an allerlay vogel geſchray. An dy vorworfen tag, an alle die da maynn ez ſey pezzer ain arbait an czu heben oder auz cziehen ains tags denn des anderen. Die do glauben an angankch vnd an hantgift vnd an pegegnůs der leůt, wolff oder haſen, vnd an ander allerlay tyer. Auch die do petten gegen der ſunn, dem man oder dem geſtiern, die do ſchreiben wider daz fieber vnd für dy wetagen der czend, des hawpts, der awgen, oder ander glider der leůt oder des vichs, auf einn appfel, auf ein lorber, auf plue, auf oblaten, oder auf ander ding, wie die getan oder genant ſind. Auch alle die ſo ſolheich ding nůczen vnd pey inn tragen, dy do glauben an die Percht mit der eiſnen naſen, an Herodiadis, an Dyann, dy haydnischen göten, an dy pilwiſen, an die nachtvarenden, an die hen-

---

[1]) Daſſelbe Werk iſt ohne Zweifel die Papierhandſchrift des 15. Jahrh. in der Heidelberger Bibliothek, Nr. 439, 120 Bl. 12 „Gebetbuch, genannt der gewiſſe Spiegel, vom Prediger Martin von Amberg zu Dewez, der Pfalzgräfin Eliſabeth gewidmet." Wilken S. 478.

pretigen, an truten, an alben, an elben. Vnd waz soleichs gaukels vnd vngelaubens wär. Auch dy do sprechen oder gelauben daz ein mensch müz wol oder vbel tvnnach dem einflozz der planeten vnder den er ist geporen worden. Vnd des vngelaubens ist so vil in der welt. — —

Also (nämlich versündent sich) auch dy an der Percht nacht der Percht lassen stenn essen oder trinkchen, das es in das selb jar wol gee, vnd in allen dingen gelukch haben.

Zum funften mal versunt man sich wider das erst gepot, so man ein chind oder gewant opfert zu einem pilbis bam vnd da selbs lugel machen; vnd das pilbizz ist nicht anders dann der tyefel. — Also auch dy der Perch(t) speizz opfernt vnd dem schretlein, — oder der trut rotte schuechel. —

Zum achten — dye ein creatur an petten, es sey sunn oder man, oder den tag; als so der man vmb das vol oder vmb das new ist, so haben si sunder gepet. — Auch petten etlich den tag an: das ist alles wider das erst gepot.

Wenn man auch das Verhältnis des Uebersetzers zu der Urschrift hiebei berücksichtigt, so zeigt doch, wie bei den früheren wiederholten Verboten, die Erneuung für den praktischen Zweck, im Ganzen die Fortdauer dieser Gebräuche; und manche derselben sind durch die Deutschen Namen und Ausdrücke genugsam als eigenthümlich lebendig bezeichnet.

In Ansehung der Sprache dieses Buches sind die noch Oberdeutschen Dualformen es, enker, enk zu bemerken: huett es enkch das enkcher chainer —.

v. d. Hagen.

IV.

Deutsche Urkunde des Jahres 1222.

Sie ist, nächst der von Hormayr in der Tiroler Geschichte Bd. I, bekannt gemachten, eine der ältesten, wird im Stadt-Archiv zu Thun aufbewahrt, und ist mir, als ich im Jahr 1817 in Bern war, vom Grafen von Mülinen, Schultheißen zu Bern, abschriftlich mitgetheilt worden:

Alle die disen brief sehent old horent lesen, nu old harnach, sullen wizzen, daz ich Johans von Husun, ein burger von Thuno, han geben und gibu an disem selben briefe vrou Mechtildu Rudolfz seligen von Velschen und iro kinden rechti eheftigi an der muro, die ich nebent inen, nebent iro hofstetten han gemachot in dem winkele binanron (?) drus und drin an alle waer'n, ob siz deheinist bedorfendu werdent. Und ze einem urkundu dirre warheit so han' ich der vorgenantu Johans erbetten den schultheizzen, den rat und die burger von Tuno, daz si ir ingesigel hein geleit an disen briefe; vnd vergien och wir, daz wir daz hein getan dur siner bettu willen. Dirro dingen sint gezúge: Rudolf der Ogrezen, her Heinrich Reber, Chunrat Kempo, burgeren von derselben stat Tuno, und ander erber lútun genuge; und beschach zu Mercen do von gottes geburtu zwolf hundert jar und zwen und zwenzig jar.

Die älteren volltönigen Sprachformen dürfen nicht auffallen, da man sie noch später in Schweizer Urkunden findet [1]), ja noch in den Hochthälern des Gemmi und Rosa hört.

v. d. Hagen.

---

[1]) Wie aus der Urkunde des Minnesingers Walther von Klingen vom J. 1260 in dessen Leben S. 102 angeführt sind.

V.

Nibelungen in Mainz.

Es waren 19 Jahre, daß ich den Niederrhein nicht wiedergesehen hatte. Im Jahre 1816 hatte mir Prof. Hundeshagen seine Handschrift des Nibelungenliedes in Wisbaden gezeigt. Bei Gelegenheit der Versammlung der Naturforscher sah ich sie im September 1835 in Bonn wieder. Sie hatte inzwischen ein neues prächtiges Kleid von rothem Samt und glänzenden Goldschnitt bekommen. Im Jahre 1816 glaubte man noch allgemein das Märchen, daß Glöckle diese Handschrift aus dem Vaticane mitgenommen, (wo es aber nie eine vollständige Handschrift gegeben haben mag) und dieselbe an Hundeshagen verkauft habe. Glöckle's Versicherung gegen mich 1824 in Ingelheim widersprach ebenfalls jenem Märchen.

In den schätzbaren Quartalblättern des Vereins für Literatur und Kunst zu Mainz 1831, Heft 3, S. 48 wird vom verstorbenen G. C. Braun ebenfalls von Hundeshagens Handschrift gesprochen. Er hält, wie der ebenfalls verstorbene Domcapitular Dahl, in einem Aufsatze desselben Hefts, Mainz für das Vaterland des Sängers, und Heinrich von Ofterdingen, oder richtiger Afterdingen, für den Sänger selbst. Diese Afterdingen waren eine angesehene patricische Familie in Mainz, wie auch Herr Wetter (Verfasser der Geschichte und Beschreibung des Domes zu Mainz 1835. 8) in seiner schätzbaren Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst, welche eben gedruckt wird, und von der er mir die ersten 20 Aushängebogen gütig mittheilte, anführt. Er sagt S. 33 f. „Heinrich von Ofterdingen oder

Afterdingen, der Dichter des Sängerstreites auf der Wartburg und (wie kaum mehr zu bezweifeln ist) des Nibelungenliedes, war aus dem Mainzer Patriziergeschlechte der Afterdinge, welche früher in den Urkunden der Stadt Mainz vorkommt. Das Stammhaus dieses Geschlechts liegt in der Badergasse zu Mainz, und trägt noch heute den verdorbenen Namen Aftering[1]). In einer Urkunde von 1540 wird es noch zum Afterdingen genannt, in einer spätern von 1568 erscheint es schon unter dem verdorbenen Namen. Das Siegel, welches man noch an einer Urkunde des Heinrich von Afterdingen vom Jahre 1328 und an einer andern von 1386 besitzt, zeigt das Wappen der Familie Gensfleisch, mit dem einzigen Unterschiede, daß der auf demselben befindliche Pilger in seiner Rechten, anstatt der Schale einen Spies auf der Schulter trägt. Man darf also annehmen, daß der Dichter des Nibelungenliedes und des Sängerstreites demselben Geschlechte angehöre, welches später den Erfinder den Buchdruckerkunst hervorbrachte."

Brauns Gründe, daß Mainz die Heimat des Nibelungenliedes sei, stehen S. 45 ff. jenes Heftes der Quartalblätter: 1) Mainz war im Mittelalter der Hauptsitz einer Gesangesschule, in der man selbst vorgab, Wappen und ehrende Privilegien zu besitzen, welche schon Otto I dem Sängerorden ertheilt, und wo um das Ende des 13ten und Anfang des 14ten Jahrhunderts wirklich die erste Meistersangschule aus dem alten Minnegesang entstand. 2) Die genaue Ortkenntnis der Gegend ober und unter Mainz; welche durch die Angabe der Mordstelle in den 2 neuentdeckten Berliner Handschriften Nordheim im Nordwalde, was Worms stromabwärts gegen überliegt, und Lorch im Rheingau, als Versenkort des Schatzes, von neuem bestätigt wird. 3) Die in Mainz gefundene Handschrift Hundeshagens, wahrscheinlich der einzige Rückstand vieler anderen, die durch Brand, Krieg und Vernachlässigung abhanden gekommen sind. Es heißt hier S. 47: „und doch fand sich eine der interessantesten Abschriften mit gemalten Vorstellungen eben in Mainz, welche von dem Maler Jakob Hoch, der sie von einem Antiquar Namens Brentano kaufte, an Bernhard v. Hundeshagen kam." Daß Hundeshagen die Handschrift vom verstorbenen Maler Hoch gegen Gemälde eingetauscht, hörte ich auch in

---

[1]) Ich habe dies alte Haus, das jetzt dem Tischler Mack gehört, nun selbst besucht, darin jedoch keine alten Wappen gefunden.

Mainz; aber darin ist ein Irrthum, daß Hoch sie vom Antiquar Brentano gekauft habe. Vielmehr hatte er sie aus der ihm nahe verwandten Familie Münzenberger, wie ich schon Bd. I, S. 101 angeführt habe, und wie mir jetzt wieder Herr Weinhändler Keuser so wie Andere bestätigten. 4) Die Aehnlichkeit der Mundart im Nibelungenliede und in der Mainzer Volksprache, z. B. die Ausdrücke ze Berge (stromaufwärts) und ze Dal (stromabwärts).

Es wäre zu wünschen, daß eine öffentliche Büchersammlung diese Mainzer Handschrift kaufte, die wegen ihrer sauberen Bilder am Schlusse jeder Abenteure und wegen eigenthümlicher Lieder merkwürdig ist. So enthält die XXIX Abenteure (bei Andern XXVIII) bei der Warnung Dietrichs von Bern, sich vor Chriemhilden zu hüten, die Anzeige, daß sie in einem Hohl habe drei Röhren bereiten lassen voll Schwefel und Kohl', um die Burgunden in die Luft zu sprengen; also eine wahre Pulververschwörung! So haut zuletzt Hildebrand Chriemhilden mitten durch, und als sie des Hiebes spottet, läßt er sie einen Ring aufheben, wobei sie in zwei Stücke bricht, wie in der schönen, nach der Wilkinasaga von Simrock erneuten Dichtung Wieland der Schmid dieser seinen Nebenbuhler den Schmid Amelias so mit Mimung zerschneidet, daß er beim Schütteln in zwei Hälften zerfällt. Die Handschrift hat, wenn ich nicht irre, die Jahrzahl 1441.

Zeune.

VI.

Jahresbericht über die Arbeiten der Gesellschaft

und

Uebersicht der wichtigsten neuen Werke Deutscher Sprach- und Alterthumskunde,

im Jahre 1835.

Im Februar las Rektor Bormann einen Versuch über die Deutschen Dichtungsarten. Im März gab der zeitige Ordner Prediger Pischon nähere Kunde von dem Märkischen Dichter Bartholomäus Ringwaldt des 16ten Jahrhunderts nebst Proben aus seinen Lehrgedichten und Liedern. In der Aprilversammlung wurde die Herausgabe des Jahrbuchs fürder verhandelt. Im Mai hielt Direktor Zeune einen Vortrag über den Seidenhandel im Mittelalter, besonders in Hinsicht auf die Altdeutschen Gedichte, und Prof. Schröder aus Upsala, als Gast, trug einige Schwedische Volkslieder vor, aus der neusten trefflichen Sammlung von Arwidsson (Stockholm 1835). Im Juli las Direktor Diesterweg den zweiten Theil seiner Abhandlung über den gegenwärtigen Standpunkt der Methodik des Deutschen Sprachunterrichts.

Die öffentliche Versammlung am 18. Juni begann Prediger Pischon mit einer Vorlesung über Konrads von Megenberg Buch der Natur aus dem 15ten Jahrhundert. Schulrath Schulz berichtete über eine namenlose Sendung für die Deutsche Gesellschaft aus Hamburg, enthaltend einen alten gedruckten Aufsatz von Klaus Harms, und Briefe eines Französischen Offiziers während seiner Gefangenschaft in Deutschland 1797 über Deutschlands Kultur, worin den Deutschen und ihrer Sprache eben nicht geschmeichelt wird. Zum Beschlusse legte Prof. v. d. Hagen die neuesten, zum Theil auch der

Geſellſchaft eingeſandten Erſcheinungen ihres Bereiches vor, und berichtete über den Inhalt.

I. Geſellſchaftſchriften. 1) Jahresberichte der Leipziger Deutſchen Geſellſchaft: a) für 1833, von Dr. Ch. L. Stieglitz; meiſt kurze Auszüge ihrer Vorträge, mit Hinweiſung auf anderweitige Abdrücke; umſtändlicher und wichtig ſind die Mittheilungen von Dr. Schneider zu Fulda über die im Jahre 821 und 822 erbauten Kirchen auf dem Michelsberge daſelbſt und in Groß-Lüder, mit Abbildungen; Dr. Puttrich und Stieglitz über die merkwürdige Kirche zu Wechſelburg in Sachſen, im Rundbogenſtyl 1174, mit gleichzeitigen trefflichen Bildwerken innerhalb; und Dr. Vogel über vorzügliche Gemälde des ältern Lukas Kranach von 1505 ff. in der Frauenkirche zu Torgau. b) Für 1834, von K. A. Espe, Geſchichtſchreiber der Geſellſchaft; mehr ganze Abhandlungen: W. Boſe über die Hertha-Inſel, ſtimmt für Seeland; von Horn über die ebenfalls rundbogige Kloſterkirche der Konradsburg bei Ernsleben, 1176, mit Abbildungen; Espe über die 927 von Kaiſer Heinrich I eroberte Slaviſche Veſte Grona. 2) Mittheilungen des Thüringiſch-Sächſiſchen Vereins 1834, 4tes Heft, füllt meiſt des Bambergiſchen Archivars Oeſterreicher Geſchichte des Kloſters Veßra 1135 (Grabkirche der Henneberger Fürſten), mit Urkunden aus Magdeburg von F. Wiggert; Nachrichten und Abbildungen ausgegrabener Alterthümer.

II. Erſte Abdrücke, Ausgaben, Bearbeitungen Altdeutſcher Denkmale. 1) Auswahl der älteſten Urkunden Deutſcher Sprache im Königlichen geheimen Staats-Archiv zu Berlin, von L. F. Höfer Archiv-Rath (Hamburg 1835. 4): wichtiger noch für die Sprache und deren Geſchichte, als für die übrige Geſchichte, und muſterhaft behandelt; meiſt bisher ungedruckte Urkunden, einige aus den Urſchriften berichtigt; umfaſſen, mit dem Preußiſchen Staat, einen großen Theil Deutſchlands Hoch- und Niederdeutſcher Zunge. Merkwürdig iſt in dieſen verſchiedenen Landſchaften die Anfangszeit Deutſcher Urkunden: Trier 1248, Sayn-Sponheim 1259, Köln 1251, Rheinlande 1270, Weſtfalen 1292, Henneberg und Franken 1315, Erfurt, 1160—1200 ein Judeneid, Urkunden 1287, Halberſtadt 1307, Quedlinburg 1312, Magdeburg 1310, Sachſen, Lauſitz, Thüringen 1310, Mark Brandenburg 1305, Pommern 1306: was auch hierin

den späteren Fortschritt des Nord- und Niederdeutschen bezeugt, welcher ebenfalls 1306 in Mecklenburg anhebt. Ueberhaupt ergiebt sich große Gleichheit der Sprache durch das ganze Jahrhundert von 1250 bis 1350. 2) Deutsches Lesebuch von Dr. W. Wackernagel (jetzt auswärtigem Mitgliede der Gesellschaft), 1. Bd., Poesie und Prosa des 4. bis 15. Jahrh., oder von Ulfilas bis Seb. Brant (Basel 1835); das neuste und beste unter mannigfaltigen Büchern dieser Art, deren auch in der Vorrede und sonst keineswegs (selbst des eigenen Bruders nicht) geschont wird, zum Theil durch Schweigen (z. B. von dem im kleineren Umfange doch nicht minder guten, und durch Erläuterungen vorzüglichen Altdeutschen Lesebuche von Ziemann); wie denn auch hier jene, bei dem Hofmännischen Büchlein berührte kleine Polemik sich hervorthut, während von anderer Seite her jeder Buchstabe löblich zu Buche getragen wird. Sonst ist dieses Lesebuch allerdings das vollständigste und umfassendste, zumal in der Ausführung durch die übrige, noch auf 2 Bände angelegte Zeit; die Behandlung ist ganz diesem mannigfaltigen Stoff angemessen, und eben auch nach Zeit, Ort und Persönlichkeit verschieden. Gleich lobenswerth ist die Auswahl; unter vielen alten Bekannten, jedoch meist in verbesserter Gestalt, findet sich manches Neue, bisher ungedruckte, so daß die Sammlung auch in dieser Rücksicht eine Bereicherung ist: 10. Jahrh., aus der zu St. Gallen verfaßten Rhetorik und Abhandlung von den Syllogismen, Züricher Handschrift. — 12. Jahrh., Weihnachtsrede, ebendaher; aus Heinrichs Lied (in unvollkommenen Reimpaaren) vom gemeinen Leben, Wiener Handschrift; aus Hartmanns Gedicht vom Glauben; Gebet an St. Peter, Prosa-Handschrift in Muri; aus der (etwas überschätzten) Reim-Legende von Pilatus, Straßburger Handschrift; Bruchstücke von Predigten, zu Basel. — 13. Jahrh., aus Thomasins von Zerclâre Wälschem Gast, Gothaer Handschrift; aus Konrads von Fußesbrunnen Gedicht von Jesus Kindheit, Laßbergs Handschrift; Mähre von den drei Wünschen, Heidelberger und Würzburger Handschrift; aus Lichtensteins Frauendienst; aus Meister Konrads von Stoffeln Rittergedicht Gauriel von Muntavel, zur Tafelrunde gehörig, Handschrift in Donaueschingen; Lieder Konrads von Würzburg; aus Hugo's von Langenstein Reim-Legende von der H. Martina, und aus der Meinauer Prosa-Naturlehre, Baseler Handschrift. — 14. Jahrh., Lied von Hadlaub, wie Konrads Lieder, aus der (längst gedruckten Raßmann-Hagenschen Abschrift der) Pari-

ser Handschrift; Sprüche und Sprichwörter, Grazer Handschrift; zwei Predigten Taulers, Straßburger Handschrift; aus Hermanns von Fritzlar Heiligenleben, Heidelberger Handschrift; Sprüche und Lied der Mystiker, handschriftlich in Basel und Klosterneuburg; aus dem Gedicht Spiegel der Minne, Laßberg's Handschrift; aus einem Gespräch von Herrn Selbharts Regel zur Himmelstraße, Züricher Handschrift; aus der Verdeutschung von Johanns von Hildesheim H. Drei-Königs-Legende, Baseler Handschrift; von der Welt Falschheit, und die Heidin, Züricher Handschrift. — 15. Jahrh., aus Hans von Bühel's Reim-Verdeutschung der Lateinischen sieben weisen Meister, Baseler Handschrift; vier Lieder aus dem Liederbuche der (Klara) Hätzlerin (zu Augsburg 1470, Berliner Abschrift der) Handschrift zu Prag. Aus einem gereimten Osterspiel, Wiener Handschrift. Meister-Gesang vom ernsten König Eginhard, Heidelberger Handschrift. — Schon dieser neue Zuwachs bezeugt die Reichhaltigkeit des Buches, welches eben so sparsam als zierlich gedruckt, obschon seit 1571 wieder der erste Altdeutsche Druck in Basel ist. 3) Lieder und Sprüche der Minnesänger von F. Rückert, in Ch. Kapp's Deutschem Volks-Kalender 1835 (Erlangen): Gedichte von Reimar dem Alten, Winterstetten, Singenberg, Raute, dem Kirchherrn von Sarnen, Schreiber Rudolf, Reimar, Friedrich dem Knecht und Reimar von Zweter, mit bekannter Sprachmeisterschaft des neuen Freimund Reimar (1815), in den meist beibehaltenen Weisen, zwar ganz neu gefaßt, aber lebendig wiedergeboren mit tiefem altem Klange der Ursprache. 4) Sechs Altdeutsche Minnelieder, als Frühlingsgruß 1835, komponirt von Franz Graf Pocci (München, 4), mit Bildern, ganz in der Art, wie der von demselben erscheinende Fest-Kalender: die erneuten Lieder sind von Hamle, Hohenburg, Kürenberg, Warte; mit 5, „Trennung" und 6, „der Abendstern" schließt sich der Komponist auch wohl als Dichter den alten Sängern an. 5) Von der großen Sammlung „Volkslieder der Deutschen" durch F. K. Freiherrn von Erlach liegt der zweite Band vor, eben so beschaffen, wie der erste, aus 22 gedruckten Sammlungen, Zeitschriften u. s. w., darunter besonders auch geschichtliche Lieder, von 1450 bis in die neueste Zeit. 6) „Von Bruder Rauschen, und was Wunders er getrieben hat in einem Kloster, darin er sieben Jahr seine Zeit vertrieben und gedient hat in eines Kochs Gestalt": buchstäblicher Abdruck des alten gereimten Volksbuches, wie der Teufel die Mönche

durch Speise und Trank (Rausch) verführt, welches in Dänemark, namentlich im Roeskildischen Kloster Esrom (1160) auf Seeland, heimisch und noch gangbar, einst auch Schwedisch (1645) war, und Englisch, aber in Prosa (1620, wiederholt in Thoms collection 1828, verdeutscht von Spazier 1830) und vermuthlich aus dem Deutschen, und dies zunächst Niederdeutsch, wie es noch Herr von Meusebach hier aus dem Ende des 15ten Jahrhunderts o. O. besitzt. Die schon rühmlich bekannten Wiener Herausgeber F. Wolf (über die Altfranzösischen Rittergedichte 1833) und St. Endlicher (Herausgeber der Theotisca) erfuhren dies erst, als ihr Druck gemacht war, aus dem Oberdeutschen, Straßburg 1515; wobei sie noch zwei Ausgaben, Nürnberg um 1550—82 und Magdeburg 1587 anführen. Eine vierte, „Nürnberg durch Friedrich Gutknecht", können wir nachweisen. — Die uns verehrte neueste Ausgabe ist schon jetzt eine Seltenheit, da nur hundert Abdrücke davon gemacht sind. 7) Dr. G. G. Gervinus Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen, 1ster Band von der ältesten Zeit bis Ende des 13ten Jahrhunderts (Heidelberg 1835): auch das Neueste und Beste unter den mannigfaltigen Versuchen zur Lösung dieser großen Aufgabe, mit Geist und tüchtiger Einsicht, wenn auch nicht völlig durchdrungener Kenntnis dieser älteren, noch nicht genugsam enthüllten und zugänglichen Zeiten verfaßt. Die Haupt-Erscheinungen der Blütezeit, Nibelungen, Gudrun und das Heldenbuch, Hartmann, Gottfried, Eschenbach, Walther, werden im Ganzen wahr und würdig vorübergeführt. Andere, wie der Wälsche Gast, Freidank, Rudolf von Ems, Hugo von Langenstein, erregen Widerspruch, und die Vergleichungen mit der antiken Litteratur sind ungehörig. Bei dem Bestreben, ein Kunstwerk geschichtlicher Darstellung zu liefern (weshalb auch damit gleich Französische und Englische Uebersetzung angekündigt wurde), mußte das Gerüst und Beiwerk der Anmerkungen noch mehr beseitigt und in den Grund verbaut werden. In neueren Zeiten wird der Verfasser völliger in seinem Felde seyn: überhaupt ist nur zu bedauern, daß auch er, mit der Tages-Litteratur sich emanzipirend und überhebend, die dicht vorangehende, und namentlich den kaum abgeschiedenen großen Beherrscher derselben schon für veraltet erklärt. 8) C. K. Barth „die altteutsche Religion" (Leipzig 1835): gänzliche Umarbeitung seiner „Hertha und über die Religion der Weltmutter im alten Teutschland" (1830), und eine weit in allgemeine Mythologie eingehende Zusammenstellung der weiblichen Altdeutschen Gottheiten, wobei man ernsten Sinn

und eigene Forschung nicht verkennen, jedoch in den Sprachvergleichungen, selbst den Deutschen, mehr Sicherheit wünschen muß.

III. Sprachlehren und Wörterbücher. 1) Praktische Anweisung zur Deutschen Sprache, ein Leitfaden für Lehrer und Lernende, von Dr. J. P. Sternhagen, Direktor einer Erziehungsanstalt in Ottensee. 1ster Band. (Hamburg 1835): mit Anerkennung und Benutzung der gelehrten Vorarbeiter, verständig und brauchbar abgefaßt; zuvörderst sechs Aufsätze zur näheren Begründung und weiteren Ausführung einzelner Gegenstände, nach Art der unvollendeten guten Arbeiten Seidenstückers, worauf die ausführliche Sprachlehre folgen wird. 2) Handwörterbuch der Deutschen Sprache mit Hinsicht auf Rechtschreibung, Abstammung und Bildung, Biegung und Fügung der Wörter, so wie auf deren Sinnverwandtschaft; nach den Grundsätzen seiner Sprachlehre angelegt von Dr. J. Ch. A. Heyse, ausgeführt von (seinem Sohne) Dr. K. K. W. Heyse (Magdeburg 1835): ist mit der ersten Lieferung des zweiten Theils etwa zur Hälfte gediehen und unter den mannigfaltigen gleichzeitig erscheinenden Handwörterbüchern unbedenklich das umsichtigste, in der Sprachvergleichung genaueste, überhaupt zweckmäßigste. 3) Das dritte Heft von Graffs Althochdeutschem Sprachschatz beschließt einen Haupttheil, die mit Vocalen anlautenden Wörter.

Zugleich legte Prof. v. d. Hagen die beiden ersten Hefte des neuen Jahrbuchs der Gesellschaft vor, dessen Herausgabe ihm übertragen worden.

Die nächste öffentliche Vierteljahrsversammlung wurde diesmal, zur Gedächtnisfeier Goethe's, an seinem Geburtstage, den 28. August, gehalten. Der zeitige Ordner, Prediger Pischon, eröffnete dieselbe mit einer Vorlesung über Taulers Leben und Werke und eine neue Ausgabe derselben, besonders aus gleichzeitigen Handschriften der Königlichen Bibliothek. Hierauf hielt Dr. Yxem einen Vortrag über Goethe's Hermann und Dorothea, als einen Gipfel Goethe'scher Dichtung. Hauptmann von Rebenstock schilderte in Stanzen an dem Fürstlichen Grabmale des Dichters die verklärte Erscheinung der Hauptgestalten seiner ewigen Werke. Mit Erinnerung an Goethe's frühe Würdigung und lebendige mündliche Erneuung des Nibelungenliedes, legte Prof. v. d. Hagen die kürzlich von der Königl. Bibliothek erworbene alte Handschrift desselben vor, und zeigte ihre wichtigsten Verhältnisse zu den übrigen (nunmehr schon 18) Urkunden des alten Helden- und Volks-

liedes. Bei dem fröhlichen Mahle, wo Mancherlei aus und über den gefeierten Dichter, auch aus dem Stegreife, gesungen und gesagt wurde, suchte Professor v. d. Hagen noch durch einige Mittheilungen das hohe Bild desselben zu vergegenwärtigen, und Alle stimmten freudig ein in das Lebehoch des unsterblichen Fürsten der Dichter, welcher zugleich ist der Dichter der Fürsten und des ganzen Volkes! —

In den folgenden Versammlungen lasen: Prof. Zelle über Deutschen Wortton, und über die Gesetze der Deutschen Rechtschreibung, welche aus der Quantitätslosigkeit folgen; Dr. Lütke über die unbestimmten Zahlwörter; Prediger Pischon über Rechtschreibung, besonders der Doppellaute; derselbe legte von dem Gedichte Flos und Blankflos die Handschrift der Königl. Bibliothek vor. Direktor Zeune las über die Nibelungen in Mainz; Prof. v. d. Hagen berichtete über die im Gebiete Deutscher Sprache und Alterthumskunde neu erschienenen Bücher, welche zum Theil auch der Gesellschaft übersandt worden.

Am 4. Januar 1836 feierte die Gesellschaft ihren Stiftungstag. Prof. Yrem hielt einen Vortrag über die Quellen von Goethe's Hermann und Dorothea und Braut von Korinth. Prediger Pischon überreichte die von Herrn Konsistorialrath Mohnicke in Stralsund geschenkten Werke (Leben des Roeskildischen Bischofs Absalon nnd Fareyinga-Saga), las über die Eintheilung der epischen Gedichte des Mittelalters bis um 1300, ertheilte eine Uebersicht der Thätigkeit und des Haushaltes der Gesellschaft im abgelaufenen Jahre, (welche nunmehr 54 hiesige Mitglieder zählt) und übergab sein Ordneramt dem Prof. v. d. Hagen. Dr. Riedel theilte eine der ältesten und wichtigsten Brandenburgischen Urkunden mit, welche eine Zollbefreiung der Mark durch den Markgrafen Otto vom Jahr 1170 enthält, und zeigte ihre neulich angefochtene Echtheit. Prof. v. d. Hagen überreichte die vom Dr. Zober in Stralsund gesandten Geschenke (Ungedruckte Briefe Wallensteins und Gustav Adolfs, Orthus Lobgedicht auf Stralsund und Berkmanns Stralsundische Chronik), berichtete dann über den gesammten Zuwachs der Büchersammlung der Gesellschaft, und gab eine Uebersicht der neuesten Erscheinungen ihres Bereiches, welche zur Einsicht vorlagen.

I. Gesellschaftsschriften: 1) Baltische Studien, her. von der Ges. für Pommer. Gesch. und Alterth. 1835, 1s. Heft, darin vornämlich Uebersicht der allgemeinen Pomm. Gesch. seit Kanzow vom Prof. W. Böhmer. 2) Neue Mittheilungen des Thü-

ring. Sächs. Alterth. Vereins, her. v. Dr. K. E. Förstemann, 1835, St. 1. 2: gleichzeitige Erzählung von der Einsetzung des evangel. Bischofs Nic. von Amsdorf zu Naumburg durch Luther. 3) (v. Aufseß) Anzeiger für Kunde der Deut. Vorzeit, fortges. von Mone 1835, St. 1. 2: Althochd. und Mittelhochd. Glossen, Nachträge zu Reinhart Fuchs, Urkunden der Minnesänger Nifen (1244) und Hohenfels (1281), Bruchstück einer Niederländischen Uebertragung des Nibelungenliedes im 13. Jahrh. 4) Altdeutsche Blätter von M. Haupt u. H. Hoffmann H. 1. 2. (Leipz. 1835): meist Nachrichten, Auszüge, Abdrücke kleiner Stücke Altd. Hdschrift., darunter auch ein Nibelungen-Blatt, Märchen und Sagen aus einer Leipz. Handschrift; Nachträge zu Reinhart Fuchs von Wolf; W. Wackernagel zur Erklärung und Beurtheilung von Bürgers Lenore (zuerst in unserer Gesellschaft vorgelesen).

II. Erste Abdrücke, Ausgaben, Bearbeitungen altdeutscher Denkmäler und lebender Mundarten: 1) Ulfilas Gothische Bibel, dritte Fortsetzung [1]) der Mailänder Handschriften durch den Grafen Castiglioni (Geschenk desselben): Pauli Briefe an die Galater, Philipper, Kolosser, Thessalonicher I; ebenso behandelt wie das vorjährige Heft: unter andern erscheint hier zuerst das dem Namen deutsch entsprechende Adjektiv thiudisk. Jetzt fehlen nur noch der zweite Brief an die Thessalonicher, und beide Briefe an Timotheus; welche mit dem Wörterbuch über sämmtliche Goth. Ueberbleibsel zu erwarten sind. 2) Das Hildebrandslied, in einigen seiner schwierigsten Stellen erläutert, im Gegensatz der Grimmischen Erklärung von W. Mohr (Marburg 1836): eben nicht einleuchtend. 3) Kutrun (Gudrun) herausgegeben von A. Ziemann (Quedlinburg 1835): mit Glück durchgeführte Herstellung des herrlichen, den Nibelungen zunächst stehenden alten Heldenliedes, welches der Unterzeichnete aus der einzigen Handschrift des 16ten Jahrhunderts bekannt machte (1820). Zugleich Anfang einer „Bibliothek der gesammten Deutschen National-Literatur von der ältesten bis auf die neuere Zeit" namentlich von Ulfilas bis Liscov. 4) B. Oswalds Leben, Gedicht des 12ten Jahrhunderts herausg. von L. Ettmüller (Zürich 1835):

---

[1]) Die im vorigen Jahre gesandte zweite Fortsetzung (Bd. I, S. 92) habe ich in den Berlin. Jahrb. für wissenschaftliche Kritik 1834, Nr. 37. 38 näher angezeigt.

aus der einzigen Schaffhauser Handschrift vom J. 1472 hauptsächlich nur in Mittelhochdeutsche Rechtschreibung gebracht: die Dichtung ist eine sehr anziehende Verschmelzung der Legende mit der Volkssage. 5) „Herzog Ernsts von Baiern Erhöhung, Verbannung, Pilgerschaft und Wiederkehr. Eine ritterliche Mähre von Heinrich von Veldeck, einem Dichter des 12ten Jahrh., im verkürzten Auszug und mit erklärenden kurzen Anmerkungen von Th. A. Rixner" (Amberg 1834): nach der Ausgabe der einzigen Handschrift durch Unterschriebenen (1808); gut gemeint. 6) Der Renner Hugo's von Trimberg (vor Bamberg), her. durch den hist. Verein in Bamberg H. 1. 2. (ebd. 1833 und 1834. 4): zwar nicht der „erste Druck", als welcher schon 1549 erschien, doch die erste Ausgabe in der echteren Gestalt, aus der Heilsbronn-Erlanger Handschrift von 1347. Zur Erläuterung des beliebten lehrreichen Gedichts, davon gegen ein Halbhundert Abschriften übrig ist, und das Lessing selbst erneute (noch ungedruckt), dienen vorläufig Urkunden Hugo's 1294, 1303. 7) Von der Städte Aemtern und der Fürsten Rathgebern, Lehr- und Spruchgedicht, aus der einzigen vollständigen Handschrift v. 1409 (in Berlin ist nur ein Bruchstück s. litt. Grundr. 420) her. von Dr. A. F. C. Vilmar, Gymnas. Dir. zu Marburg (ebd. 1835. 4): abermals empfehlenswerthe Anwendung der Schulprogramme, und verständiger Abdruck des durch den Inhalt, und auch durch die Form (der wechselnden kurzen und langen Reimzeilen) merkwürdigen Gedichts. 8) „Eidgenössische Liederchronik. Sammlung der ältesten und werthvollsten Schlacht-, Bundes- und Parteilieder, vom Erlöschen der Zähringer bis zur Reformation. Aus Handschriften, Urkundensamml., Chroniken, fliegenden Blättern und anderen Quellen zusammengetragen, übersetzt und historisch erläutert von E. L. Rochholz in Bern" (ebd. 1835): beginnen 1243 und betreffen erst innere Bündnisse und Fehden, dann die Oesterreichischen, Burgundischen und Schwabenkriege; im Anhange spätere Dichtungen älterer Sagen und Geschichten, das Westfriesenlied, Tell u. a.; alles aus der Schweizer Mundart der Schriftsprache genähert, zum Theil verkürzt, zum lebendigen Gebrauch: eine tüchtige Arbeit aus echtvaterländischem Sinne, des volksmäßigen Zieles sicher. 9) Eichenblätter. Sammlung alter deutscher Romanzen, Schwänke und Balladen von A. Fischer und A. Böttcher (Leipzig 1835): verwandte Arbeit; den mythischen Romanzen (zum Theil aus Heldenbuch und Nibelungen) reihen sich auch geschichtliche an; mit der allgemeineren Beziehung

der Sammlung im Ganzen, ist dieselbe, nach Art der Romancero's, vornämlich auf diese Dichtart gerichtet, sondert schicklich die Lieder-Romanzen mit Kehrreim von den übrigen, und zeigt den Reichthum des Deutschen Volkes auch in diesem Felde. 10) „Chrestomathie des Altdeutschen oder Muster aus den vorhandenen vornehmsten Altd. Schriften nach der Zeitfolge ihres Erscheinens geordnet und mit dem Nöthigsten zu deren Verständniß versehen von F. A. G." (Gerber in Neibsheim nennt er sich in der Zueignung an den Großherzog von Baden. Bruchsal 1834): 20 Stücke von Ulfilas bis zu den Nibelungen; das Gothische in eigener, unstatthafter Schreibung; das Ganze schon durch bessere Handbücher überflüssig. 11) Wieland der Schmid. Deutsche Heldensage von K. Simrock, nebst Romanzen und Balladen (Bonn 1835): Wieland nach der Edda und Wilkina-Saga, in der Nibelungenstanze, und in der Art wie das in seiner Bearbeitung der Nibelungen selber Hinzugefügte; die übrigen Romanzen auch meist nach alten Sagen und Liedern, wie Brennenberger, Rattenfänger u. a. 12) J. K. Grübels sämmtliche Werke in Nürnberger Mundart 3 Bände. (Nürnberg 1835.) Erste vollständige und zierliche Ausgabe mit Wörterbuch, Leben und Bildnis des durch Goethe so gemüthlich gewürdigten Nürnberger Klempnermeisters (st. 1809), dessen dichterische Laufbahn mit einem Gassenhauer auf die Schlacht von Roßbach [1]) anhub. 13) Gedichte in Obersächsischer Bauernmundart von L. Döring in Leipzig (ebd. 1835), zweite auch mit Wörterbuch vermehrte Auflage: meist auch im bäuerlichen Sinne; zum Theil nach Castelli's Oesterreichischen Gedichten und Grübel; wodurch sich ein erfreulicher Verkehr der Volksmundarten hervorthut. 14) A. Kahlert, Schlesiens Antheil an Deutscher Poesie. Beitrag zur Literaturgeschichte (Breslau 1831): ein wohlgerathener Versuch, der gründliche Kenntnis und unbefangenes Urtheil bewährt. 15) „Das ärgerliche Leben und schreckliche Ende des vielberüchtigten Erzschwarzkünstlers Johannis Faust. Erstlich vor vielen Jahren fleißig beschrieben von J. R. Widmann; hernach übersehen und wieder herausgegeben von Ch. N. Pfitzer, Med. Dr. Nürnberg 1674. Jetzo aber aufs Neue aufgelegt und mit 16 Holzschnitten verziert." (Reutlingen, 1834): Abdruck der Widmannschen Erzählung (1599) ohne

---

[1]) Etwa in der Art wie: Als der große Friedrich kam, klatscht' er an die Hosen, flugs riß aus die Reichsarmee, Russen und Franzosen.

seine und Pfitzers weitschichtige Anmerkungen; gute und zeitgemäße Volksausgabe, besser als das gewöhnliche dürftige Volksbuch; auch die Holzschnitte zu loben. 16) G. Schwabs Buch der schönsten Geschichten und Sagen. Th. 1: der gehörnte Siegfried, die schöne Magelone, der arme Heinrich, Hirlanda, Genovева, das Schloß in der Höhle Xaxa (Aladdin), Griseldis, Robert der Teufel, die Schildbürger (Stuttgart 1836): nach den gangbaren Volksbüchern treu und lebhaft erzählt. 17) „J. W. Zinkgräfs scharfsinnige Sprüche der Teutschen, Apophthegmata genannt (1626). In einer umfassenden Auswahl herausgegeben von Dr. B. F. Guttenstein.“ (Mannheim 1835): ohne Rücksicht auf Weidners Fortsetzung, gut geordnete Auswahl und Erneuung treffender Sprüche, daran die Deutschen einen so eigenthümlich reichen Schatz haben. 18) Th. Kanzows Chronik von Pommern in Niederdeutscher Mundart, und Auswahl seiner übrigen ungedruckten eigenhändigen Schriften, mit Einleitung und Wörterbuch durch W. Böhmer (Stettin 1835): ein gründliches Werk, welches erst Licht in die verwickelten Verhältnisse der Niederdeutschen und Hochdeutschen Geschichtsbücher Kanzows und der Kosegartenschen Ausgabe der letzten (1816) bringt. 19) Vervemung des Herzogs Heinrich des Reichen von Baiern durch die heimliche Acht in Westfalen. Ein vollständiger Vemprozeß nach neuentdeckten Urkunden dargestellt von Dr. B. Thiersch“, Gymnas.-Dir. zu Dortmund (Essen 1835): merkwürdiger Fall dieses Oberappellationsgerichtes für ganz Deutschland, auch über Fürsten, namentlich gegen Herzog Heinrich, der seinen Vetter Ludwig von Ingolstadt meuchlings überfiel und für todt liegen ließ (1417); auch sprachlich wichtig, und in aller Hinsicht genügend ausgestattet. 20) G. Klemm, Bibliothekar in Dresden, Handbuch der Germanischen Alterthumskunde (Dresden 1836): eine selbständige fleißige Arbeit, besonders durch Benutzung neuerer Ausgrabungen, Abbildungen, und sehr vollständige Literatur. 21) Ch. S. Th. Berndt, Prof. zu Bonn, allgemeine Schriftenkunde der gesammten Wappenwissenschaft. 3r. Th. (Bonn 1835): nicht minder fleißig und vollständig. (Geschenk des Verfassers.) 22) Originalansichten der vornehmsten Städte in Deutschland, ihrer wichtigsten Dome, Kirchen und sonstigen Baudenkmäler alter und neuer Zeit, herausgegeben von L. Lange (Architekt und Zeichner) und E. Rauch (Kupferstecher), mit einer artistisch-topographischen Beschreibung begleitet von Dr. G. Lange. 11tes H. Regensburg. (Darmstadt 1835,

4): mit 4 vortrefflichen Stahlstichen, wobei die Wahl der Gegenstände und des Standortes eben so lobenswürdig sind, als die Ausführung und Beschreibung. Das ganze Werk über diese mannigfaltigen bedeutendsten Städte des Vaterlandes (bisher Frankfurt, Würzburg, Nürnberg, Bamberg, Passau) ist in aller Hinsicht wahr, rein und treu, und ähnlichen Englischen Bilderbüchern auch über Deutschland in ihrer nebligen und schwebligen Halbwahrheit weit vorzuziehen, dabei nicht minder wohlfeil. 23) Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen: die Schloßkirche zu Wechselburg, vormals Kloster Zschillen, bearbeitet und herausgegeben von Dr. L. Puttrich, unter besonderer Mitwirkung von G. W. Geyser d. j. (Maler), mit einer Einleitung vom Domprobst Dr. C. L. Stieglitz. Erstes Heft mit 8 Abbildungen. (Leipzig 1835, Fol.): verdient gleiches Lob in noch anderer Hinsicht, durch die wissenschaftliche und künstlerische weitere Ausführung in größerem Maaßstabe; vornämlich sind die dem Kirchenbau (1174) gleichzeitigen Bildwerke an Pfeilern, Kanzel und Altar (welchen eine vom Herausgeber vorläufig mitgetheilte Zeichnung anschaulich machte) durch Schönheit und Ausdruck ohnegleichen und eine höchst anziehende Aufgabe für die Kunstgeschichte; weshalb noch eine besondere Anzeige dieses wichtigen Werkes folgen wird. 24) „Der Todtentanz oder der Triumph des Todes, nach den Originalholzschnitten des Hans Holbein von L. H." (Magdeburg 1836. 4): nach der Augsburg. Ausg. 1544 mit den Reimen von Jobst Denecker; saubere Steindrücke, doch manieriert. Ein auch in geschichtlicher Hinsicht umfassendes Werk über diesen vielfach bearbeiteten Gegenstand bereitet Prof. Maßmann vor, der auch schon sehr befriedigende Abbildungen dazu hat machen lassen.

III. Wörterbücher und Sprachlehren: 1) Graffs Althochdeutscher Sprachschatz ist mit der 5ten Lieferung schon zu 75 Bogen gediehen und der erste Theil bald vollendet. 2) W. Meier „kurzgefaßte Sprachgesetzlehre der hochteutschen Sprache in rein teutschem Gewande" (Hannover 1835): giebt schon im Titel die Richtung zu erkennen. 3) Das Gothische Adjektiv von A. Wellmann, Gymnas.-Lehrer in Stettin (ebd. 1835): eine musterhaft gründliche und vollständige grammatische Darstellung, welche gleiche Bearbeitung der übrigen Gothischen Redetheile in den folgenden Programmen wünschen läßt. 4) Ueber die Sprache der Zigeuner, von Graffunder, Regierungs- und Schulrath (Erfurt 1835. 4): aus

amtlicher Verhandlung mit den dortigen Zigeunern zu ihrer Gesittigung, genauere Erforschung ihrer Sprache, welche Verwandtschaft mit dem Germanisch-Indischen Stamme bestätigt.

v. d. Hagen.

VII.

Strickers Klage über den Verfall der Dichtkunst in Oesterreich.

Ditz ist ein mer rich
Von den h^{s}ren zv Osterich.

EJn vraz der was so gar ein vraz, Daz er des wande, er hete gaz
Me gvter spise alleine, Danne die werlde [alle] gemeine;
Swie vil er gaz, so iahe er doch, Er hete grozen hvnger noch.
Do het er vrevnde ein michel teil, ie sprachen: „ez ist ein vnheil,
Ob vnser vrevnt so stirbet, Daz er niht spise erwirbet,
Daz er sich zv einem male gesate; Wir han an gvte wol die state,
Daz wir v^{s}svchen wol sin kraft, Wir suln im eine wirtschaft
Nach sin selbes willen geben; Wir mochten ungerne leben,
So man vns her nach v^{s}wisse, Daz er sin tage verslizze,
Daz er nie zeinem male wurde sat.“ Sie brachten spise an eine stat
So gvt, so manger slachte, Daz man ir aller achte
Vil kovme wizzen kvnde. Do az er vntz an die stvnde,
Daz er den gelvst gebvste Vn̄ im die spise vnsvste,
Vn̄ er si wider mvste geben. Do wart verkert sin leben,
Swie vil er az vntz an die zit, Er wart so rehte kevsche sit,
Daz er minner denne ein kint az. Svst wart der gittliche vraz
Ein vaster der beste, Den man *inder* [werlde] weste.

DEr e was ſo vrezzick, Vñ dar nach wart ſo mezzik,
Dem taten vil geliche Die h^{s}ren zv Oſterriche:
Die wurben hie vor vmbe ere, Der gelvſte ſi ſo ſere,
Daz ſi des dovchte dvrch ir gvſt, Ob mer, erde vñ lvſt
Jr lop niht mohte getragen, Sine wolten ir dennoch *me* beiagẽ.
Des gew*u*nnen ſi ſo groze gvnſt, Daz man in alle die kvnſt
Dar ze Oſteriche brachte, Der ie dehein man gedachte;
Die gvlten ſi ane maze. Do geſchach in als dem vraze,
Der az vntz in der hvnger lie Vñ im mittalle zegie.
SWer ir genaden rvchte, Der vant da ſwaz er ſvchte.
Daz triben ſi vntz an die ſtvnde, Daz ir ſo vil begvnde
Nach gvte zv Oſterriche ſtreben, Durch daz vnmezliche geben,
Daz ſi ſich heten an genom̃; Des begonde ir dar ſo vil kvm̃;
Heten ſi alle der Krichen gvt, Sine mochten alle der gernden mvt
Mit gabe niht erfvllet han. Daz ſi vnmaze m*uo*ſten lan,
Des wart verkert ir leben, So daz in vrevde vñ geben
So vngefvge wider ſtvn*t*, Daz ſi des da nv nimmer tvnt,
Denne man in andern landen tv. Dane meine ich ſi niht alle zv:
Man vinde*t* noch vil biderben da Alſ wol ſam anderſwa;
Deſn mag ich in nicht entwichen: Man vindet ovch ſvmelichen,
Den die erde niht ſolde tragen. Daz mvz man alles da v^{s}dagen,
Man getar da loben, noch ſchelten. Daz vant man e vil ſelten,
Daz iender die wandelberen Den biderben ſo liep weren,
So ſi nv ſint zv Oſterriche. Jr mvt ſtet nv vngeliche,
Swie ez doch ſi ein vrevntſchaft. Die biderben ſint ſo tvgenthaft,
Daz ſi daz dvnket miſſetan, Daz ſi ie*m*en bi vns ſchelten lan,
Vñ lazent nieman ſchelten. Wie daz die valſchen gelten?
Danen lant ſi niemen bi in loben, (ſi) Steckent in der ſchanden kloben;
Des nement ſi niemans lob vu^{e}r gvt, Swie rechte man dem rechtẽ tvt;
So man in lobte dvrch rehte ſ(ch)vlt, Daz iſt der valſchen vngedvlt;
Der grimmen nidere iſt ſo vil, Der ez ietſlicher velſchen wil,
Daz nieman ſingen getar. Man nimt ovch videlens lvtzel war,

Man gert ovch sagens kleine. Vngezogenev wort vnreine
Die sint nv leider soͤ wert, Daz man ir fvr die gvten gert.
Ritter vn̄ vrowen mvgen wol klagē, Daz saiten spil, singen vn̄ sagen
Sint worden wider zeme. Die wile si waren geneme
Do was man vrowen so holt, Daz man ir minneklichen solt
Vor allen dingen svchte; Swes ir genade rvchte,
Des tet man me danne vil. Do sagen, singen, seiten spil
Ze hove wurden vͨnvm̄, Do waren die ritter *wil* kvm̄,
Man gab in hohev ravit Vn̄ gvͤtev kleider zv aller zit
Vn̄ fvrte si zv den vrowen, Vn̄ lie sie ovch ritter schowen
Zv tvrnei vn̄ zv ritterschaft. Man sach den der mit ritters kraft
Mit gantzem harnasche reit, Dem nv niemen grawev kleit,
Noch ein gvrten geben wil; Man sihet nv hengest ritter vil,
Die doch wol rosse wêren wert. Daz man ir niht zv vrevden gert,
Dar nach ha(u)t si sich nv gestalt; Do man sagen, singen, seitē spil galt,
Do man ritter galt ir leben, Man kvnde in lihen vn̄ geben,
Man kvnde in zv gebaren, Daz si gerne zv hove waren:
Nv sint si gerner anderswa; man sihet nv lvtzel ritter da,
Wan, die da sin mvͤzen. Man mochte si so [da] grvͤzen,
Daz si dar strebten alsam e. Ein milter hat nv lobes me,
Danne zwelf in den iaren, Do si alle milte waren,
Do was die milte ein lant sit Vn̄ schalleren vf ein ander mit,
Da von m*v*ͦsen si geben Vn m*v*ͦsen milticlichen leben:
Daz leben hat sich verkeret, Daz si nv niemen leret
Die milte in disen ziten sint, Wan, Got vn̄ Krist, Gotes kint,
Vn̄ der vil heiliger geist. Dennoch habent si einen volleist,
Daz ist ir tvgende gebot. Sinen gebent nv niht wan dvrch Got
Vn̄ dvrch kristenliche trewe: Die gabe ist ane rewe.

Nv sol man sehen, wer milte si: Jm was hie vor die vorchte bi,
Daz alle die werlt die argen schalt; Des was ir schallen manicvalt,
Mit kleidern vnd mit hochgezit, Si gaben alle en wider strit;

Do man ſo mangen gebenden vant, Donen waren die milte(n) nibt bekant;
So der arge riche mvſe geben, So gap er ſo, daz man ſin leben
Fvr den milten armen lobte; Swie er nach der gabe tobte
Mit h^{s}zeklicher rewe, So was ſin lob doch newe;
Nv erkennet man die milten wol, Sit man nv niemen ſchelten ſol;
Der man tvt nv mit gvte Niht wan nach ſinem mvte.
Nv ſol man ſehen der levte mvt, Sit man ez wol lat oder tvt.

SWer nv git, der git dvrch Got Vn̄ dvrch der milte gebot
Vn̄ dvrch den rat ſin ſelbes tvgent; Des lon hat billich immer ivget
Vor Got vn̄ vor den levten; Jn ſvllen alle engel trevten,
Swer milte bi den ziten beleip; Do man ſi zv der milte treip,
So man die tregen ochſen tvt, Vn̄ ſi daz namen fvr gvt,
Swer do vor ſchanden iſt geneſen, Siht man den (nu) milte weſen,
Sit in nv nieman twinget me, So was ovch ellev ſine milte e
Von des heiligen geiſtes meiſterſchaft Vn̄ von getrewes herzen kraft:
Swer aber e vil gegeben hat, Vn̄ nv ſin geben dar vmbe lat,
Daz man im ez niht v^{s}wizzen mak, Den geſa*ch* man nie deheinen tak
Mit rechter milte leben; Der hat dvrch toren lop gegeben:
Sit toren lop zergangen ſi, Nv ſin ovch toren geber vri.
Nv ſol man wiſe geber ſehen, Die milte mvz nv ſo geſchehen,
Daz ir Got vn̄ elle ſine kint Von ſchvlden immer geeret ſint.

Ditz mere iſt hvbſch vn̄ gvt
Von einem ritter hoch gemvt.

Ez was ein ritter hoch gemvt, D^{s} gewan vil mangen habch gvt,
Er hete die gewonheit, Daz er vil dicke beizzen reit,
Vn̄ konde doch mit hebchen niht; Jm wart ein habch ſchire en wiht,
So fvrt er aber einen dar; Er nam niht gvter wurſe war;
Daz was der hebche vngemach; Swa er deheinen vogel ſach,

Swenne er beizzen wolte, Da niemen werfen solte,
Da warf er sinen habch hin; Daz was der hebche vngewin.
Er vienck der vogel niht vil, Vn̄ tôte doch manich veder spil.

DA was ein ander ritter bi, Der vienk me vogel, dan sin dri,
Der was zv hebchen wise, Er bekante wol die spise,
Die sinen hebchen was enwiht, Vn̄ gab in der nimmˢ niht;
Ern lie sie niht in toren pflege, Jr pflagen meister alle wege;
Er konde, swenne er beizzen reit, Die fvge vn̄ die bescheidenheit,
Daz er rechtes weters ware nam Vn̄ rechter wurfe tet alsam;
Sin habch mv̊s ovch sin bereit, Dar zv het er die wisheit,
Swie gerne ez vie sin veder spil, Ern warf dar vmbe niht ze vil,
Er warf, so er werfen solde, Vn̄ vie, so er beizzen wolde,
Der vogel ein vil michel teil; Er het von kvnste daz heil,
Daz sin veder spil wol genas, Vn̄ alle zit bereit was.
Nv horet mit kvrzen meren, Waz levte den baizzeren
Vil wol gelichent mit ir sit: Da mein ich milte levte mit.
Dem allez sin veder spil vˢdarp Vn̄ lvtzel vogel da mit erwarp,

DEm tvt gelich ein milter mā, Der da geit, Vn̄ doch niht gebē kan;
Dˢ swendet gvt, sam der, dˢ tobet, Vn̄ wirt doch nimmˢ wol gelobet.
Swer geit vnbescheidenliche, Gebe er zwelf kvnickriche,
Er gewunne nimmer lobes vil: Swer sin gvt gerne geben wil,
Beide, dvrch Got vn̄ dvrch ere, Dern geb ez niemen mere,
Wan, den die gvte kvnst hant Vn̄ sich mit tvgenden begant
Vn̄ gerne kristenlichen lebent Vn̄ ovch nach eren selbe strebēt;
Swaz er den gebe, daz ist geben zit. Swer sin gabe also git,
Der hat Gotes lop gemeret, Vn̄ hat sich selben geeret,
Vn̄ hat der milte ir rechte getan; Der sol vmb eine gabe han
Me lonens, danne der vmbe dri, Der niht wil wizzen, wer er si,
Der sin gvt billich(e) neme; Er git ot, ern rvchet, weme.
Ez nimt Got selten vur gvt, Swaz man dem tevfel liebes tvt;
Ezn lobet ovch die ere niht, Tvt man der schande li(e)bes iht:
Swer giͤt dvrch ere vn̄ dvrch Got, Daz ist ir beider gebot,
Daz man ir vrevnden dvrch si gebe. Jn ist li(e)ber, daz ir vint lebe

Vrvro, danne daz (er) vrevde habe. Nv merket, wie er Got labe,
Der vrewet des tevfels kint, Die mit worten vn̄ mit w[s]kē ſint
Dem tevfel da gehorſam, Vn̄ ane vorcht vn̄ ane ſcham
Wider Got vn̄ die ere lebent Vn̄ niht wan bo̊ſe bilde gebent,
Swi vil man den ſelben git, Daz let der tevfel ane nit;
Der ſiht in gerne vil geben, Da von liebet in daz leben.
Swer die verſchamten trevtet, [Vn̄] in minne vn̄ ere bevtet,
Der wil ir trâvt geſelle weſen, Vn̄ mack niht ane ſie geneſen.
Die kvnſtelosen nemer lebent Des kvnſtenloſe geber gebent.
Manger git dvrch ſinen mvt, Daz er ez nimmer getvt,
Beide, dvrch kvnſt, noch dvrch Got, Noch dvrch der eren gebot;
Der machet nemer vil, Er git daz er geben wil
Dem alrerſten, der es gert, Er hat den bo̊ſten gewert
Alſo ſchire, als den beſten. Di kvnden zv den geſten,
Die beſten zv den boeſten, Die mv̊zen ſich getro(e)ſten
Siner gabe, ſwenne er wil, So er gegit alſo vil,
Daz er in wil genvgen, So verſagt er den gefvgen
Vn̄ trvg ez den vngefvgen nach, Dem iſt geweſen alze gach,
Swer des gabe kan beiagen, Dern ſol ſin im immer dank geſagē,
Sit ers dvrch niemans liebe tvt, Wan eine dvrch ſin ſelbes mvt;
Sin ſelbes mvt der lone im ovch, Er mag wol ſin ein milder govch.
Swer meiſterlich geben kan, Der wil bekennen den man,
Dem er ſol zeigen vrevdes gvnſt, Der mvz haben tvgende vn̄ kvnſt.

Swer arm iſt vn̄ tvgenthaft, Da hat die gabe groze kraft,
Si iſt almvſen vn̄ ere, Jn lobet ein gabe mere
Vn̄ frewet im langer ſin leben, Der waiz, war vmb er ſol geben,
Vn̄ wem, vn̄ wenne, vn̄ wi, Vn̄ wa, Vn̄ ninder geben wil, wan da,
Denne icnen ſiner gabe viere, Der git vn̄ git ſo ſchire,
Daz er den aller bo̊ſten git, E ers behielt vntz an die zit,
Daz im die rechten qvemen, Die ez nach ſin[en] eren nemen.
Swer aber gabe verlevſet, Vn̄ die nemer niht enkevſet,
Vn̄ niht git, wan nach wane, Der wirt ſo gerne ane
Des gvtes daz er geben wil, E erz behielt vntz an daz zil,
Er wurfes in ein wazzer e, Er fvrchtet, daz er nimmer me
keinen gebenden tack gelebe, Vn̄ niem kvme, dem er gebe.

EJn richer der hat argen mvt Vñ git so dicke sin gvt,
Daz man wenet, er si ein milter man; Er nimt sich michel liegen an
Vñ geheizzet der gabe vil, Der er doch geben niht enwil,
Vñ wil der geheizze ere han. So ist vil manger so getan,
Den er do wenet betriegen, Daz er niht lezzet liͤgen,
Er mant in spat vñ frv Vñ kert in mit dienste (dar)zv
Vñ hangten im an vntz an die zit, Daz er im dvrch niht anders git,
Wañ daz er von im werde vri; Er ist im also swere bi,
Daz er in kovffet hin dan. Also git der arge man
Ane kvnst vñ ane milten mvt; Die gabe ist ein v'lorn gvt,
Er ist ir billich ane dank; Er machet daz beiten so lank,
Daz im des Got wol gestat Vñ der dem gegeben hat
Daz er ez vngerne hat getan Vñ ez niht mochte verlan.

ICh wil evch sagen sin kvnst, Der Gotes vñ der werlde gvnst
Mit siner gabe kovffen kan, Der ist ein wiser kovfman,
Er verkovffet die gabe sere, Da er Gotes hvlde vnde ere
Mit kovffet vñ gewinnet; Der Got vñ ere minnet,
Dem git er daz selbe gvt, Ern hat den willen, noch den mvt,
Daz er keinen dienst drvmme neme: Er wartet des lones hin zv deme,
Der nihtes vngelonet lat, Von dem er gvt vñ ere hat.
Swenne im der sinen kvmb' klaget, Dem er vngerne v'saget,
Vñ im niht mack gegeben vil, Vñ im doch niht v'sagen wil,
Die gabe git er tovgen, Vñ biten ienen lovgen.
Jch sag evh, wa von daz geschiht, Ern schamt sich der gabe niht,
Er wil niht, daz er schade dem, Der so klein gvt von im nem,
Daz im danne aber einer Gerne gebe dester kleiner,
Vñ enwil niht, daz sin genoze Dester gerner ir gabe groze
Zv kleinen gaben machen; Ern wil niemen mit swachen.
Swen er niht mag getevren, Den enwil er ovch niht stevren
Mit keiner missewende, Die in an tvgenden pfende.
Swenne er git gabe riche, Die git er offenliche;
Daz entvt er niht dvrch den rvm, Er tvt ez dvrch den wistvm.

SWer edel vñ riche si, Daz er sich bezzer da bi
Vñ dester gerner sam tv, Er gedenket nihtes dar zv,

Wan, daz Got wol gezimt Vn̄ dem frvmt der ez nimt.
Swer Got zv vorderſt eret, Des ere wirt gemeret,
Beide, hie vn̄ ewicliche dort; Swer vmb den ewigen hort
Zv vorderiſt ſin gabe git, Daz let die ere ane nit.
Die ere iſt Got vndertan, Si let in gerne vor gan;
Er iſt ovch ninder ane ſie, Si waren mit ein ander ie
Vn̄ ſint entſamt imm^s. Ern gewīnet ere nimm^s,
Der ſi niht kovfet zv Got, Er mvz weſen Gotes bot,
Der gvt vmb ere nem̄ ſol, Sw^s dem git, d^s kovfet wol.
Got der hat ere veile; Jm wirt ere vil ze teile,
Der ſi da zv im kovffen wil; Er hat ir vil, er git ir vil.
Der tevfel der hat eren niht, Swaz er da git, daz iſt enwiht,
Er git ſchande vn̄ ſvnde Vn̄ daz brinnent abgrvnde.
Die wiſen geber wizzen wol, Daz man die ere kovffen ſol
Zv Gote, der ſi veile hat Vn̄ ir niem̄ fvr ſich pflegen lat,
ER hat ſi ſelbe in ſiner hant. Da bi ſint alle die gemant,
Die gvt vmb ere wellen geben, Daz ſi da wider niht enſtreben,
Sinen kovffen do ſi veile ſi. Swer ſich bezzert da bi,
Daz iſt min wille vn̄ min rat, Sit Got die ere veile hat,
So ſol man ſi gewinnen Mit ſinen gvten minnen,
Manger hat ſo tvmben mvt, Ob er gewalt vn̄ gvt
Vn̄ ſines willen vil hat, Vn̄ lvtzel tvt oder lat
Dvrch den gewaltigen Got, Vn̄ dvrch kein ſin gebot,
So wenet er, er habe ere: Er iſt betrogen ſere.
[Ez iſt valſch nach eren geſlagen: Swenne er den valſch beginnet t^{s}gen
Vur der eren mvnzere, So wirt ſin bvzze ſwere.]
SO geſchiht im als einem man, Der den valſch niht erkennen kan,
Vn̄ vil valſch pfenninge hat Vn̄ zv dem mvnzere gat,
Des mvnze mit gevelſchet iſt; Der nimt im in vil kvrzer friſt
Den lip vn̄ alle ſin habe; Daz gewinnet er im mit reht abe.
Daz reht wirt allen den gegeben, die mit valſchen eren ir leben
Vntz an daz ende bracht hant; So ſi mit dem valſche fvr gant,
So werdent ſi verteilet: Vn̄ werdent die geheilet,
Die rehter eren habent gepflegē, Die enphahent da den Gotes ſegen.
Den geſchiht, als ich e ſprach, Als dem gvten baizzer geſchach,
Der vogel vienck genvge. Swer mit kvnſt vn̄ mit fvge

Hin zv himel riche vert, Dem ist eren vil beschert,
Vn̄ hat gevangen, swaz er wil; Er kan vil wol mit veder spil
Vn̄ ist ein wiser weide man, Der daz himelriche vahen kan.
SWer hat gebvrt vn̄ gvt, Vn̄ Gotes willen niht entvt,
Dem ist sere missegangen, Er hat eren niht gevangen;
Daz wirt sin lange swere; Der ist ein boͤser baizzere,
Vn̄ hat groze vngevelle, Der den tevfel vn̄ die helle
Mit sinem gvte vehet, Den hat daz gv͛t versmehet,
Ez belibet hie, vn̄ let in varn; Daz er ez vor Gote kvnde sparn,
Des eigen ez doch ist gewesen, Des ist sin sele vngenesen.
Swelches h͛ren kelnere So vber mvtick were,
So here vn̄ so vnwise, Daz er im sine spise
Niht engebe, swie er wolte, Jch wen, er drymbe dolte
Zv rechte sines herren zorn: Also hat er Got v͛lorn,
Swer grozes gvtes waltet, Vn̄ daz vor Got behaltet.
Daz gvt ist allezsamt Gotes, Man solte sines gebotes
Billich warten da mite. Ez ist ein vngetrevwer site,
Vn̄ ist ein groze vnselikeit, Der Got sin eigen gvt verseit,

Vorstehendes ist aus der großen Heidelberger Pergament-Handschrift Nr. 341, in Folio; welche, auf 374 Bl. in Spalten, um 1300 zusammengeschrieben, über 204 kleinere Gedichte enthält; davon die Koloczaer Handschrift nur eine spätere unvollständige Abschrift (von 184 Stücken) ist. Die Sammlung enthält, nächst den sie anhebenden Lobgedichten und Wundergeschichten von der Heiligen Jungfrau, meist Erzählungen, Schwänke, Gleichnisse, von verschiedenen, zum Theil genannten Verfassern. Darunter ist auch ein großer Theil der Beispiele (Gleichnisse) des Stricker, welche am vollständigsten, 58 an der Zahl, in der Würzburg-Müncher Handschrift stehen, benannt die Welt, und eins sind mit den Gedichten des Ungenannten Benediktiners von Mölk.[1] Zwischen einer Folge dieser Beispiele befinden sich auch die obigen (Bl. 332 b), welche auch ohnedies dem Stricker unzweiflich angehören, da sie allewege in derselben Art sind. Auch hier zeigt er sich als einen Oesterreichischen Dichter der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Dies merkwürdige Gleichnis von dem

---

[1]) Vergl. Litt. Grundr. S. 283. 298.

Ueberdrusse der Herren in Oesterreich an der Dichtkunst, (die sonst die schönste Zierde der Ritterschaft) an Singen und Sagen, an Fiedlern und Spielleuten, nachdem sie sich früher darin übernommen und ihre Gaben an die in Unzahl herbeigekommenen verschwendet, dagegen nun Fasten und Kargheit eingetreten, auch gegen die Ritter selbst, und nur ungezogene Worte beliebt sind, — diese Schilderung wird durch die ebenfalls in Oesterreich befreundeten Walther von der Vogelweide und Reinmar von Zweter (Zwetl), die dort singen und sagen lernten, bestätigt; desgleichen von dem dort heimischen Ulrich von Lichtenstein, der als Herzog Heinrichs von Oesterreich (zu Mödling) Edelknabe Sang und Ritterschaft lernte. [1]) In des letzten Klage über die Unfreude der Zeit, welche keinen Gefallen mehr an Sang und Spiel hat, stimmt auch Stricker ein, in einem andern Gedichte, das ein andermal folgen soll. Das hier beigefügte Gleichnis von der wahren Milde steht in nächster Beziehung auf das vorhergehende. Beide finden sich, so viel ich weiß, in keiner andern Handschrift.

Der Abdruck ist buchstäblich nach der Handschrift, nur sind die darin abwechselnd eingerückten kurzen Reime hier zu Einer Zeile verbunden, Unterscheidungszeichen und große Buchstaben der Eigennamen durchgeführt, und die nöthigsten Verbesserungen gemacht; runde Klammern bezeichnen Zusätze, eckige das Ueberflüssige. Anstatt der cursiv gedruckten Berichtigungen liest die Handschrift Z. 11 in. 17 in der. 22 nie. 23 gew*i*nnen. 32 mv*zz*en. 35 stun/t. 43 ie*n*en. 57 *vo*l. 58 gvͤte*r*. 64 h*at*. 72 mvͤzen — mvͤzzen. 82 mvͤse. 89 l*a*n. II, 9. Da*z*. 39 Vn̄ vro. 62 groze gabe. 63 J*r*. 68 giͤt. 100 geno*z*e. 113 E*z*. 127 sine*r*. Häufig ist z in s berichtigt, und umgekehrt. Wiederholte Reimzeilen I, 80a. 91a. II, 22a. sind weggelassen.

---

[1]) Vergl. Leben der Minnesinger Nr. 45. 77. 113.

VIII.

Des Böhmischen Ritters Johann von Michelsperg Ritterfahrt in Frankreich.

Von

Heinrich von Freiberg.

Dieses Gedicht ist aus derselben alten Sammlung, wie die vorstehenden, und beschließt sie, Bl. 373 a; welches Blatt, da die Handschrift verbunden ist, auf Bl. 370 folgen muß. Die letzte Spalte von Bl. 370 ist aber ausgeschabt, und damit der Anfang dieses Gedichts, welchen jedoch die Koloczaer Abschrift wohl noch bewahrt, wie die beim Abdruck einiger Stücke derselben (Pesth 1817) mitgetheilte Ueberschrift: dagegen die Inhaltsanzeige der Urschrift bei Wilken (S. 428), aus obigen Grunde, dieses Stück übersehen hat. Es ist eine anziehende umständliche Schilderung einer wirklichen Ritterfahrt, welche glänzenden Preis am Hofe zu Paris erwirbt. Der Held stammt aus altedlem Geschlecht, obgleich ich ihn persönlich nicht weiter nachweisen kann. Das hier von ihm geführte Wappen ist nicht das Michelspergische [1]), sondern seines Herrn, im rothen Felde der weiße Löwe des Königs von Böheim, dessen Ruhm er verherrlicht. Und dieser König ist ohne Zweifel der gesangliebende, von Dichtern gepriesene und selber dichtende Wenzel II, 1278—1305 [2]), zu dessen Zeit der Dichter lebte, welchen ich hier, mit den älteren Handschriften, Freiberg, und nicht Friedberg zueigne. Heinrich ist schon bekannt als Dichter der Le=

---

[1]) Das Wappen der Freiherren von Michelsperg, in Siebmachers Wappenbuch III, 33 ist ein senkrecht schwarz und weiß getheilter Schild; desgleichen ebd. 99 das Wappen der Tirolischen Herren von Michelspurg.

[2]) Leben der Minnesinger Nr. 3.

gende vom heiligen Kreuze, noch mehr als Vollender von Gottfrieds Tristan [1]), dem er zwar in Darstellung näher steht, als der andere Fortsetzer, Ulrich von Türheim, jedoch im Inhalt noch mehr abweicht von der Gottfriedischen Urkunde. Der Beziehung auf seine anderweitige Darstellung von Ritterfesten (Z. 2578 ff.), entspricht vorliegendes Gedicht; welches vermuthlich früher ist, als sein für den Landgrafen Reimund von Leuchtenberg um 1300 ausgedichteter Tristan. Denn unter den mancherlei als Vorbild genannten alten Rittern, wird auffallend dieser übergangen. Die meisten sind damals auch durch Deutsche Gedichte berühmte Ritter der Tafelrunde und des Grales: Iwein und Erek durch Hartmann; Gamuret, Parcival, Gawan und Wilhelm durch Wolfram; Titurel, Tschonatulander und Sigune wohl damals schon bekannter durch Albrechts Umarbeitung, als durch Wolframs Dichtung, dessen Wilhelm Meister Ulrich von dem Türlin für K. Wenzels Vater Ottokar ergänzte, in der Weise von Wirnts Wigalois. Von Attis und Profilias sind bisher nur 4 Perg. Blätter (in Arnsberg) gefunden [2]); wahrscheinlich nach dem gleichnamigen Altfranzösischen Roman Alexanders von Bernay gedichtet. Den Lanzelot hatte Ulrich von Zazichoven, Alexanders fabelhafte Geschichte Lamprecht u. a. gedichtet. Zum erstenmal aber erscheint hier, und ganz unbekannt scheint „der arme Ritter Albrand", der schwerlich mit dem gleichnamigen Sohne Meister Hildebrands in unserm Heldenbuche nähere Verwandschaft hat.

Von dem Abdrucke dieses Gedichts gilt das bei den vorigen Gesagte.

Ditz ist von dem von Michelsperk,
Der phlac ritterlicher werk.

* * * * * * * * * *
* * * * * * * *
* * * * * * * * * *

Des in fremden landen han, Ob ich icht gutes tichten kan,
Beheim, von diner ritterschaft, Vnde von den herren tugenthaft,

[1]) Einleitung zu Gottfrieds Werken S. X.

[2]) Abgedruckt in Graffs Diutiska I, 1. Das Altfranzösische Gedicht steht handschriftlich vor dem Renard contrefait, dabei die Schlacht von Bouvines (1214), Alexander u. a. Vergl. Méon Ausg. des roman du Renard 1826.

Des kuniges man in Beheim lant. Die ſchrift der buch vns tvt bekant,
Waz Parcifal, Gawin, Ywan Ritterſchaſt gepflogen han,
Her E*rek* vnde Gamuret, Wigoleys, Lancilet,
Margrave Wilhelm und Tytorel: Zv den recken ich wol zel
De*n* arme*n* ritter Albrant; Wan mir daz iſt von im bekant,
Daz er ein gut ritter was; At*t*is vnd Profilias
Nach ritterſchefte ſtrebten, Mit ſteten trewen lebten
Jn ritterlicher werdikeit. Mit ritterſchaft die lant erſtreit
Der kunich Alexander; Tſchionatulander,
Der reine jvnge telphin, Der tet daz offenlichen ſchin,
Daz er nach ritterſchefte rank, Als in ir minne des betwank,
Sygunen der vil reinen mait. Ditz hant die bvch vns vil geſait
Vnd iſt *a*n zwifel vns bekant. Nv blvet ein helt in Beheim lant,
Der vns werlich erzeiget hat, Daz er mit ritterlicher tat
Hat ſo hohen pris erkrigen, Daz ſin nam iſt fur geſtigen
Den vor be*n*anten recken gar. Min laſſer mvnt nicht offenbar
Kan ſin ritterſchaft vol-zeln: Doch ſol min ſin da*r* vz erweln
Von dem herren eine tat, Do mit er erworben hat
Jn allen landen hohen pris. Jn Frankrich ein ſtat Paris
Jn richen wirden iſt erkant; Dar kom der helt vz Beheim lant
Nach aventevre geriten; Enphangen nach herlichen ſiten
Wart da der eren riche gaſt; Daz im mvtes nie gebraſt,
Daz erzeiget er da wol. An einem tage, als ich ſol
Ev nv kvnden offenlich, Do der kvnich von Frankrich
Jn einem tier garten Mit den vrouwen tzarten
Jn vrevden wol(d) enbeizzen, Der gaſt begonde ſich vleizzen
Mit richer koſt dar an, Wie er gezieret vf den plan
So ritterlichen queme, Daz iz wol gezeme
Dem edelen kvnige in Beheim lant, Jn des lobe der wigant
Wer in vremde lant gevarn. Vf einem tebich der edel barn
Mit vriem mvte ſatzte ſich; Do wart der helt ritterlich
Jn ſine hoſen geſchvt. Sin vrecher ritterlicher mvt
Jm allez travren ſwachte, Jn frevden im do lachte
Daz herze durch die ovgen. Ach, wie die minne tovgen
Mit dem wigande rank! Vrefelichen vf ſprank
Der tewer gaſt vil werde, Herlicher geberde

Tet der helt vil da ſchin: Ein ſpalde*nir* glantz ſidin
Was im priſlich da bereit, Dar ob im ſchone wart an geleit
Ein ſilber wizzer halsperk, Dar an lag meiſterlichez werk
Von kleinen ſarringen; Den begonde twingen
Ein plate meiſterlich beſlagen: Solde ſi ze ſtrite han getragen
Her Wigoleys der kvne man, Do er den argen wurm phetan
Durch Larien willen erſlvk, Si were meiſterlich genuk
Geworcht von richen plechen. Den eren richen vrechen
Zv dem ſelben male. Von rotem tzindale
Wart geſant ein waſen kleit, Da riche koſt het an geleit
Ein vrowe mit ir wizzen hant. Dar in der tevre wigant
Wart gar ritterlich gekleit. Ovch was des heldes vrs gereit
Wol nach ſines herzen gir. Kovertevr vnde laukenir,
Dar vf geleit gar wnnenkliche, Dem wapenrocke geliche
Vnde meiſterlich gezieret, Priſlich geſvrrieret
Mit newen vedern hermelin. Ovch gabe von golde lichten ſchin
Des herren ſatel wvnnenklich, Dar in mit vriem mvte ſich
Der helt gar ritterlichen ſwank; Von golde wvnnenklichen erklank
Sin zovm vnd ſin gereite gar. Sin helm von *b*rvnem ſtahel klar
Gab[e] lichten ſpiegel varben ſchin; Ein krantz priſlichen guldin
Gleſt vf des helmes krone; Dar in geſtecket ſchone
Vergvlter gyres vedern vil; Dar an gehangen ane zil
Von golde wnnenklich talier, Der minnen zeichen, ein flogier
Vlovk ob des gyres vedern, Den man da ſach vledern
Gel ſiden vnde wol geworcht. Der tevwer degen vnervorcht
Den helm gar ritterlichen bant. Einen ſchilt der wigant
Gevie gar priſlichen, Gevazzet wvnneklichen
Mit grvͤnen porten ſam ein gras; Des ſchildes velt bezogen was
Mit nevwen roten marder keln. Sol ich die warheit nicht enheln,
So tvn ich offenlichen ſchin, Daz dar in wiz hermlin
Ein ginder lewe was geſniten. Da wol nach ritterlichen ſiten
Der helt zv velde was gereit, Die levte nach gewonheit,
Kint, man vnde vrowen Lieſſen zv dvrch ſchowen
De*n* helt lobebere, Sam ob d*a*r komen were
Ein tyer vz einer wilde. Sin banyr glich dem ſchilde
Die ſnurret in dem winde. Ob ich iz allez vinde,
Daz mir wart von im geſaget, So ſol iz bliben vnverdaget
Von mir zv rime vnverholn. Zwelf kerzen groz alſam die holn

Die wurden vor im do ze ſtvnt Mit fevwers flammen enzvnt,
Die ſo ſchone brvnnen, Daz ſi der liͤchten ſvnnen
Nohen benamen iren glaſt. Frankrich, da riͤt din werder gaſt
Jn ritterlichem ſchine! Von einem paldikine
Wart im ein himel ertracht, Vf vier ſchefte gemacht
Gar ſchone zv den ziten, Dar vnder ſach man riten
Den herren mvtes vrien. Tanburen, ſchalmien
Die gaben vor im ſvzzen ſchal. Hin rait der nevwe Parcifal
Vf ritterlicher eren phat. Daz povel volget vor die ſtat
Jm in den tier garten, Da mit den vrowen zarten
Der kvnich von Frankrich was. Do wart gebreitet vf daz gras
Gar ſchon ein nevwer paldikin, Dar vf keklich daz vrs ſin
Da mit allen vieren trat. Da hielt der helt an einer ſtat
Jn ritterlicher werdikeit, Bis dem kvnige geſeit
Wurden diſe mere, Daz vf den hof were
Ein gaſt ſo ritterlichen komen, Daz nieman hete vernomen,
Daz da in Frankriche Wer alſo ritterliche
Geſehen ein creatuͤre, Als ob vz einem fevre
Der tever degen rente, Vnd ob in flammen brente
Alles ſin gewete, Vnd ſich geziret hete
Zv kvnſtlicher ritterſchaft. Mit gedanken da behaft
Des edelen kvniges herze wart; Doch niht lange (wart) geſpart,
Daz der kvnich ritterlich Hiez in ir waffen zieren ſich
Zwene ritter vz erwelt, Die zv de*n* beſten gezelt
Waren in Frankriche; Die man ſo ritterliche
Mit ile dar zv r*u*ſte, Dar zv der richen tyuſte
Den herren nichtes gebraſt. Von dem povel wart der gaſt
Vil an gegagert vnde gekaft; Wan er ſich zv der ritterſchaft
So ſchone hete gezieret. Jn des geleyſiret
Kome ritterlichen vf den ſant Von Belole Anſchorant,
Ein vz erwelter ritter gvt, Den ovch ritterliche*r* mvt
Bi ſinen tagen nie gemeit; Des name in ritters werdikeit
Was vil manigen tak geſtigen. „Hald vz, hald vz!“ wart da geſchrigen
Lvte vnde wnneklich genvk; Die tambvre man da ſlvk.
Den helden wart gewichen, Die oͤrs gar keklichen
Mit den hovbten nikten, Die helde priſlich ſchikten
Die ſchilde fvr die bruſte Zv ritterlicher tyuſte

Stunt ir beider herzen ger. Do die herren heten die sper
Zv handen gevangen, Die ors begonden prangen
Mit sprvngen vf dem sande; Vintlich die wigande
Begonden do ir hovbet wegen, Als die gvten ritter phlegen.
Wan vf der ritterschefte phat Vrow Minne si betwungen hat
Vnde git ritterlichen mvt. Man sach gegen ritter ritter gvt
Vintlich gebaren vf dem plan; Ovch liezen da zesamne gan
Die helde so nitliche, Daz man daz ertriche
Sach biben von ir vrs lovf; Mit hvrte komen si zehovf
Jn ritterliche*n* eren, Als si wol kvnde[n] leren
Nach gewonheit ir kvrtevs. Der Beheim stach den Frantzevs
Kreftlich mit ellentricher hant, Daz im des siges wart bekant
Von dem ritter vz erkorn. Des Walhen vrs do was verlorn,
Daz zoch der Beheim mit im hin; Daz was ein prislich gewin
Dem eren richen gaste. Ein lvtzel er do raste,
Bis engegen kom gerant Grillet, der ander wigant,
Ein helt von Normandie, Von des kavalerie
Gezieret was Frankriche. De*n* stach so kreftikliche
Der tevwer gast vz Beheim lant, Daz sich gegen sin selbes hant
De*s* herren sper mit krache klovb: Der ritter viel, der melm do stovb
Von des Wal*h*en valle. Dem Beheim wart mit schalle
Do ritterlich(er) pris gegeben. Daz vrs gar an wider streben
Zoch der herre mit im hin. Do im der pris vnd der gewin
Wa*s* gegeben ane tadel, Do erzeiget er sin adel,
Die ros den herren sant er wider. Den helm gezogenlichen sider
Der tevwer degen abe bant. Do er het vol ant,
Prislich die ritterlichen werk, Do wart der von Michelsperk,
Der herre vz Beheim lant Johan Gar wvnnenklich gekapfet an
[Wart] vnd im eren vil erboten Von dem kvnige vnde von den rote
Siner ritter lobesam. Waz ovh den vrowen (wol) gezam
Zv wirden dem ritter gvt, Daz erzeiget wol ir mvt
Dem herren dvrch sin werdikeit, Vz roten mvnden wart gesait
Minnenklicher habedank. Ob sin minne ir deheine twank,
Da getar ich nicht gesprechen ab. Jch sag, als ich vernvmen hab,
Daz im der kunik gab zv der stunt. Der grozen turneys hvnd^t pfvnt
Vnd ein vrs michel vnde stark, Daz schatzet man an hvndert mark,

Vnd ander kleinôt vngezelt. Suſt wart begobet der helt
Dvrch ſin ritterlichen werk. Ob ich Heinrich von Friberk
Sine ritterliche tat, Die der helt begangen hat,
Mit worten nv vol ſage nicht, Vnd min getichte gar enwicht
Gegen des herren wirden ſi, Jdoch enwirt min herze vri
Des willen zv keiner ſtunt, Jch tv mit worten kvnt
Mere ſiner ritterlichen tat. Ob nv min laſſer mvnt nicht hat
Sin ritterliche werdikeit Vollen priſet, noch vol ſait,
Daz ſol er lazzen ane haz Durch ſin zvht vnd ovch durch daz,
Daz vrow Selde hat gegeben, Mit den beſten die nv leben,
Dem helde ritterlichen pris; Des hat er vil grozen vlis. A M.

Verbesserte Lesarten der Handschrift sind: Z. 5 *ecke* (die gewöhnliche Verwechslung). 7. De*r* arm*e*. 8 at*u*s. 18 be*k*anten. 19 dax. 39 ſpalde*rin*. 57 *g*rvnem. 72 De*r*—der. 100 de*m*. 102 rv͛ſte. 113 ritterliche*r*. 131 De*r*. 133 D*er* (für De*s*). 134 wal*Li*en.

v. d. Hagen.

IX.

Ueber Goethe's idyllisches Epos Hermann und Dorothea.

(Gelesen am 28. August 1835, von E. F. Prem.)

Goethe's idyllisches Epos Hermann und Dorothea war die Arbeit eines Monats. Der Dichter selber äußert darüber in den Tag- und Jahresheften bei der Geschichte des Jahres 1796: „Der Plan war gleichzeitig mit den Tagesläuften ausgedacht und entwickelt, die Ausführung ward während des Septembers begonnen und vollbracht, so daß sie Freunden schon producirt werden konnte.“

Das Bessern und Ueberarbeiten jedoch erstreckte sich, wie aus dem Briefwechsel mit Schiller ersichtlich ist, unter verschiedenartigen Unterbrechungen und Nebenbeschäftigungen, bis in den Juni des folgenden Jahres hinein. In diesem Monate wurde das Werk in Jena, wo es auch angefangen war, beendigt. [1]) „Es ist merkwürdig", schreibt Schiller, „wie rasch die Natur dieses Werk geboren, und wie sorgfältig und bedächtlich die Kunst es ausgebildet hat." [2])

Der Dichter hatte, als er es begann, so eben sein sieben und vierzigstes Jahr und in Hinsicht seiner öffentlich-literarischen Thätigkeit eins der fruchtbarsten Decennien seines Lebens zurückgelegt. Mehrere Jahre hatte ihn die erste Ausgabe seiner „Schriften" [3]) beschäftigt; sie enthielt manche neue Dichtung, manche, die vor dem Drucke gänzlich umgearbeitet werden mußte. Jetzt waren den acht Theilen derselben bereits sechs Bände „Neue Schriften" gefolgt [4]), unter andern sein Wilhelm Meister, „die Hauptarbeit der letzten sechs Jahre."

Wenn ein strebender Schriftsteller eine so sorgfältig überarbeitete, reiche Sammlung seiner Werke veranstaltet, so pflegt dies anzudeuten, daß er in seinem Streben einen Höhepunct erreicht hat, wenigstens war es bei der Sammlung dieser Schriften der Fall. Im jugendlichen Hochgefühle seiner Kräfte hatte sich der Dichter einst — gleich nach seinem ersten Auftreten als Autor — unter die deutsche Dichterjugend gemischt, und zum Theil mit ihr, zum Theil an ihrer Spitze, noch vor der französischen politischen Revolution, jene literarische Revolution herbeigeführt, welche in der deutschen Literaturgeschichte unter dem Namen der Sturm- und Drangperiode bekannt ist. Es galt, dem Individuum und der in ihm waltenden Natur gegen die Tyrannei der Regel und gegen die Unnatur der Form Recht zu verschaffen. Jetzt hatte er, von keinem Gespielen begleitet, den angestifteten Tumult weit hinter sich zurückgelassen. Von der individuellsten Naturfülle und Empfindungstiefe aus, war er in jenes Lichtgebiet besonnener Kunst gedrungen, wo der Geist des classischen Alterthums und die Seele moderner Weltanschauung ihre Ver-

[1]) Schiller an G. vom 16. Mai und G. an Sch. vom 3. Juni 1797.

[2]) Sch. an G. vom 18. April 1797, gratulirend daß die vier ersten Gesänge zum Verleger abgesandt worden. Das Gedicht erschien als Taschenbuch für 1798.

[3]) 1787 — 1790. Leipzig bei Göschen.

[4]) 1792 — 1796. Der siebente erschien 1800. Berlin bei Unger.

7*

einigung feiern. Von dem Wechsel der Erscheinungen in der wirklichen Welt hatte er seinen Blick auf die ewigen Formen der Dinge gerichtet, und die Nachahmung dieser ewigen Formen, in denen er nach göttlichen Gesetzen wirksame Naturkraft sah, als die Aufgabe der Poesie erkannt.

Noch war die Sammlung seiner Schriften, die ihn auf dieser Höhe zeigt, nicht vollständig erschienen; noch war die Höhe nicht mit Sicherheit, nur mit dem Vorgefühle derselben, in Besitz genommen, und es kam darauf an, sich auf dem errungenen Standpuncte zu behaupten, als die denkwürdigen Ereignisse der französischen Revolution erfolgten. Goethe hätte sie nicht nur aus der Ferne, mit fühlendem Herzen, selbst in den ahnungsvollen Anfängen und Vorzeichen beobachtet: durch seine staatsbürgerliche Stellung war er bald auch zum Augenzeugen ihrer Wirkungen in die Nähe derselben gerufen worden. Die Bilder der Verwirrung, des Jammers, des Todes hatten ihn übermannt, hatten Sorgen und Schreck in seiner Seele zurückgelassen; er glaubte für das Vaterland das ähnliche fürchten zu müssen. Aber er hatte diese Stimmung der Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung — unbekümmert um seinen literarischen Ruf, nur dem Bedürfnisse folgend — sich aus der Seele geschrieben, wovon seine Dramen: der Großcophtha (1789), der Bürgergeneral, die Aufgeregten, und seine kleine Schrift: Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten (1793) Ueberbleibsel und Zeugnisse sind. Wenn ihm daher, „in der halb verzweifelnden Hingebung an die unvermeidliche Wirklichkeit, und in der hieraus hervorgehenden, fast verletzenden Abneigung gegen alles Sentimentale", die Beschäftigung mit dem alten, ähnliche Zustände darstellenden, humoristisch-satyrischen Epos Reinecke Fuchs zu Trost und Freude gereicht; wenn er bei dieser Arbeit zugleich den Nebenzweck verfolgt, sich in der Behandlung des Hexameters zu üben; wenn auch die Farbenlehre ihn an den Rhein vor das blockirte Mainz [1]) begleitet, selbst die Theilnahme an dem Weimarschen Theater ihn nicht verläßt: so war es die Lust zu seinem poetischen und wissenschaftlichen Berufe, welche sich wieder in ihm regte; wie er sich denn selbst mit jenem Bauern vergleicht, den er bei der Belagerung von Mainz, hinter einem auf Rädern vor sich hingeschobenen Schanzkorbe, seine Feldarbeit ver-

---

[1]) 1793.

richten sah. Auch das Gemüth erhielt, nach der Erkältung, seine Lebenswärme wieder, als ihn edle und gemüth- wie geistreiche Familien, Jacobi's, die Fürstin Galitzin, in ihre Friedensasyle aufnahmen.

Er hatte hierauf Schiller's nähere Bekanntschaft gemacht. „Humboldt findet", hatte Schiller bald darauf in seiner offenen Weise, die keine Verstellung zuließ, an Goethe selber geschrieben, „Humboldt findet, wie ich, Ihren Geist in seiner ganzen männlichen Jugend, stillen Kraft und schöpferischen Fülle." Und ein anderesmal: „Ich empfinde es ganz erstaunlich, was Ihr näheres Einwirken auf mich, in mir verändert hat, und obgleich in der Art und an dem Vermögen selbst nichts anders gemacht werden kann, so ist doch eine große Läuterung in mir vorgegangen." Das war die Wirkung welche Goethe auf Schiller übte. Schiller aber ward Goethen, in der Künstlerwerkstatt, in welche uns der Briefwechsel beider manchen belehrenden Blick gestattet, ein treuer, ermunternder Gefährte der Einsamkeit und des Strebens. Was der Drang der Zeit und das Treiben der literarischen Welt in beiden, und besonders in Goethe, an Verdruß und Verletzung zurückgelassen haben mochte, war gleichfalls in den Xenien [1]) aus der Seele geräumt und ausgeworfen worden: die edlere Natur in ihnen hatte wieder Kraft und Freiheit (gleichsam Licht und Luft) gewonnen. Und so schrieb Goethe an Schiller: „Nach dem tollen Wagstücke mit den Xenien müssen wir uns bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsere Proteische Natur zur Beschämung aller Gegner in die Gestalten des Edeln und Guten umwandeln." [2]) So dichtete er, während Schiller, neben der Herausgabe der Horen und des Musenalmanachs, mit seinem dramatischen Wallenstein beschäftigt war, sein episches Idyll: Hermann und Dorothea, dessen Erscheinen er durch die gleichnamige Elegie ankündigte. „Deutsche selber", heißt es am Schlusse der letzteren,

Deutsche selber führ' ich euch zu, in die stillere Wohnung,
Wo sich, nah der Natur, menschlich der Mensch noch erzieht.
Uns begleite des Dichters Geist, der seine Luise
Rasch dem würdigen Freund, uns zu entzücken, verband.
Auch die traurigen Bilder der Zeit, sie führ' ich vorüber;
Aber es siege der Muth in dem gesunden Geschlecht.

---

[1]) 1797; aber schon 1796 um die Zeit wo Hermann und Dorothea gedichtet wurde, im Drucke fertig und ausgegeben.
[2]) 15. Nov. 1796.

Hab' ich euch Thränen ins Auge gelockt und Lust in die Seele
Singend geflößt, so kommt, drücket mich herzlich ans Herz!
Weise denn sei das Gespräch! Uns lehret Weisheit am Ende
Das Jahrhundert; wen hat das Geschick nicht geprüft?
Blicket heiterer nun auf jene Schmerzen zurücke,
Wenn euch ein fröhlicher Sinn manches entbehrlich erklärt.
Menschen lernten wir kennen und Nationen; so laßt uns
Unser eigenes Herz kennend uns dessen erfreun."

Schiller hatte, als ihm Goethe diese Elegie vor dem Drucke [1]) mittheilte, begeistert geantwortet: „Es ist mir eine neue trostreiche Erfahrung, wie der poetische Geist alles Gemeine der Wirklichkeit so schnell und so glücklich unter sich bringt und durch einen Schwung, den er sich selber giebt, aus diesen Banden heraus ist, so daß die gemeinen Seelen ihm nur mit hoffnungsloser Verzweiflung nachsehen können." [2]) In einem etwas späteren Briefe, an den Professor Meyer, nennt Schiller Goethe's Hermann uud Dorothea sogar: „den Gipfel seiner und unserer ganzen neueren Kunst."

Das alles erregt das günstigste allgemeine Vorurtheil für diese Dichtung; ich darf hinzusetzen, es erregt (in Hinsicht auf den Zweck unseres heutigen Festes) die bestimmte Erwartung: daß aus der Betrachtung dieses Gedichts am ersten werde zu gewinnen sein was ich das Bild des abgeschiedenen Dichters nennen möchte — wie uns von jedem Abgeschiedenen, dem wir im Leben nahe standen, in der Seele ein Bild zurückbleibt, aus welchem die läuternde Zeit alle zufälligen, alle dem Irdischen mit seiner Störung und Noth angehörigen Züge hinweg genommen hat, und das wir als das Ideal dessen ehren, was der Hingeschiedene war. Wer solch ein Bild gewahr wird, fühlt sich versöhnt: laßt uns vergessen, was wir selber, was, außer oder in uns, der Theolog, der von den Interessen einer großen Gegenwart bewegte Mensch, mit dem Todten, mit Recht oder Unrecht, zu hadern gehabt! Wir betrachten, was er auf der Höhe seines thätigen Strebens

---

[1]) Am 7. December 1796.

[2]) Merkwürdig, daß Schiller hier etwas auf Goethe überträgt, was dieser Schillern später, im Epilog zum Liede von der Glocke, als eigenthümlich zugestand, indem er sagt:

Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

gewesen und geleistet, um uns dessen als eines vaterländischen Gutes zu freuen.

Wenn ein Kunstwerk empfunden und genossen werden soll, so ist vor allem eine unbefangene Hingebung an die Erscheinung erforderlich, und eine solche ist, wiewohl nicht mittheilbar, doch möglich; soll es aber auch beurtheilt und verstanden werden, so muß diese Hingebung von dem Aeußern zu einem Innern hindurchdringen, sie muß sich in thätiges und mittheilbares Erkennen verwandeln: „das war es was der Dichter darstellen wollte", muß es zuletzt heißen. Doch wer bürgt uns dafür, daß wir hier nicht irren? daß wir dem Künstler nicht das Unsrige unterschieben? daß er das wirklich wollte? daß er überhaupt nur etwas gewollt hat? zumal wenn der Künstler ein Dichter ist, der, so sagt man, absichtslos, wie der Vogel in der Luft, wie der Quell im Thale, nur weil es seine Natur so mit sich bringt, sein süßes Geschwätz ertönen läßt? Wie will man ermitteln welcher Grad von Bewußtsein jedesmal in ihm über die Zwecke seiner Dichtungen vorhanden gewesen? Es würde zu weit führen, wenn ich diese Fragen im allgemeinen für jede Betrachtung dieser Art beantworten wollte; hier genügt es, den ihnen zum Grunde liegenden Zweifel: ob sich der Dichter auch wohl bei seinen Dichtungen bestimmter Zwecke bewußt gewesen seyn möchte, in Hinsicht auf das idyllische Epos das wir betrachten, zu prüfen. Freilich führt diese Untersuchung, wie jede Frage über das, was im Innern eines Menschen vorging, in eine an Irrgängen reiche Tiefe, deren Gefahr noch durch das Dunkel vermehrt wird, welches den von außen Eindringenden hier zu empfangen pflegt. Glücklicher Weise fallen jedoch diesmal aus den, wenn auch nicht immer äther-heitern, doch immer lichtvollen Regionen der Lebensgeschichte unseres Dichters einige Strahlen in die Tiefe, bei denen wir uns — der bergmännischen, mit Grubenlicht und Magnetnadel anzustellenden Erörterung überhoben — hinreichend nach dem Gesuchten werden umschauen können. Ich knüpfe an jene, zuerst im Morgenblatte gelesene Erzählung von dem „glücklichen Ereignisse" an, durch welches Goethe's Freundschaft und Verkehr mit Schiller eingeleitet wurde. Die beiden Dichter, in Jena durch eine Vorlesung welcher sie beigewohnt hatten zusammengeführt, gerathen, sich bis dahin fremd, auf dem Rückwege zu ihren Wohnungen, mit einander in Gespräch. Nachdem der wechselseitige Austausch der Gedanken eine Zeit lang glücklich von Statten gegangen war, kommt Goethe auf seine

Träume von einer Urpflanze. Hier lauerte die Schlange, von welcher die Eintracht der Dichter fast in der Wiege erstickt worden wäre; denn kaum hatte Goethe seinen lebhaften Vortrag geendet, als Schiller ihm in seiner Weise unbefangen entgegnete: „Das Gesuchte sei kein Gegenstand der Anschauung und Erfahrung mehr, es sei die Idee der Pflanze." Die scheinbare Kluft, die zwischen beiden Dichtern lag — der eben so scheinbaren Kluft gleich, die zwischen Natur und Geist liegt — war aufgedeckt; die Bewußtlosigkeit, mit welcher der Naturforscher Dichter und der Dichter Denker gewesen war, war mit einem Worte ausgesprochen; das Wesen der ganzen Goethe-schen Poesie war ausgesprochen: sie strebt, das Individuum in seiner Durchdringung und Einheit mit dem Begriff, als ein Dauerndes, Ewiges, also als Idee darzustellen. Sie sind nicht aus der Luft gegriffen ihre Ideale, sie sind mit Befragung der Geschichte, von der Wirklichkeit und Natur aus, empor gehoben in das geistige Gebiet der Kunst. „Dein Bestreben", hatte schon 1775 sein Freund und strenger Mentor, der Kriegsrath Merck in Darmstadt, treffend geäußert, chen „deine unablenkbare Richtung ist: dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben. Andere suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative, zu verwirklichen, und das giebt nichts als dummes Zeug." [1]) Alle Ideale Goethe's haben die Fülle der Realität in sich, das Ideale ist vom Wirklichen gesättigt, worin zugleich die Wahrheit seiner Dichtungen liegt. Aber sie streben, in der sinnlichen Erscheinung das Geistige, im Flüchtigen das Ewige zu erfassen und darzustellen. Das ist es, was seinen Werther ängstigt und fast erdrückt, wenn er (dem Herderischen Kinde gleich, dem bei dem Reichthume seiner Anlagen und Kräfte noch die Sprache fehlt), der Fülle und dem Wechsel der Naturerscheinungen gegenüber, als ein ohnmächtiges, solchem Reichthume zu schwaches, solcher Fülle und Last erliegendes Wesen erscheint. Das ist es, was seinen Faust bewegt, wenn er, in ähnlicher Lage, die einfachen Worte stammelt:

Wo faß' ich dich, unendliche Natur!

Das ist es, was seinen Tasso begeistert, wenn er sich rühmt, das

---

[1]) Deutlicher noch sagte Goethe's Mutter, wie Bettina von Arnim im 2ten Theile ihres Briefwechsels mit Goethe erzählt, „die Poesie sey dazu, um das Edle, Einfache, Große aus den Krallen des Philisterthums zu retten; Alles sey Poesie in seiner Ursprünglichkeit; und der Dichter sey dazu, diese wieder hervorzurufen, weil alles nur als Poesie sich verewige."

Urbild „jeder Tugend, jeder Schöne“ gesehen, dem Herzen, dem individuellsten Innern des Menschen, die Töne, durch die es ein Ewiges und allen edlen Menschennaturen Gemeinsames ist, abgelauscht zu haben. — Ueberall ringt der Dichter nach der Erfassung des Dauernden in diesem Wechsel, des Seienden in dieser Welt des Scheines, wie er es in dem späteren Gedichte „Dauer im Wechsel“ ausgesprochen hat. Dadurch unterscheidet sich seine Darstellung des Wirklichen und Nackten von der bisweilen täuschend ähnlichen Heine'schen Poesie.

Wenn aber dieses Bestreben: immer das Individuum als den Repräsentanten seiner Gattung, das Besondere als das Symbol des Allgemeinen darzustellen, in seinen früheren Dichtungen, bis in die letzten Jahre des Sturm- und Drangdecenniums (1770—1780), als eine, ihm selber unbewußte, Eigenthümlichkeit seiner Anschauungsweise vorhanden ist, so wird es in den hierauf folgenden Dichtungen, im Tasso, in der Iphigenie, als bestimmteres, schon Keime des Bewußtseins in sich hegendes Streben erkennbar. Wie sein Faust, aus Haß gegen das Wort, den Anfang der Welt nicht mit dem Worte, sondern mit der That gemacht wissen will, und, als er von Gretchen für einen Gotteslängner gehalten wird, sie beruhigend und das ihm im Innern lodernde Gottesgefühl aussprechend, ausruft:

„Name ist — Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut“

so war es auch jetzt, bei dem Meister und Schöpfer dieses Faust, nur das Wort für sein Thun und Dichten, was er noch scheute und floh, die Sache war längst sein Eigenthum geworden. Als daher Schiller dieses Wort aussprach, indem er die vermeinte Anschauung für eine — Idee erklärte, da fühlte Goethe, so erzählt er selber, in diesem Einen Worte, alles aufgeregt was ihn von Schiller entfremdete, — da erwachte eine Abneigung, ein oft empfundener Schmerz, und weckte alle ähnliche Empfindungen im Gedächtnisse seiner Seele. — Er sollte in seiner unmittelbaren Anschauung das bis dahin immer aus ihr vertriebene rein Geistige dulden, sollte eingestehen, daß das, wonach er bis dahin, als nach dem letzten Zufluchtsorte und nach der ersten Wiege aller Wahrheit, gestrebt, das, woran er bis dahin, weil er es für das gesuchte Wesenhafte hielt, sich emporgehalten, mit dem, was ihm ein Leeres, Eingebildetes, ein Schall und Nichts zu sein schien, und was er deßhalb immer geflissentlich vermieden oder

unwillkürlich mißachtet hatte, eins und dasselbe sei! Aber er bezwang sich, er antwortete etwas Ausweichendes; er gab seine Ansicht nicht auf, aber er fing an, eine Vermittlung zwischen ihr und der entgegengesetzten Ansicht Schillers zu erkennen.

Als Friedrich der Große im Jahre 1780 in seiner kleinen Abhandlung über deutsche Literatur, zwar vom Standpuncte französischer Dramaturgie aus, doch in allgemeinster Beziehung nicht unrichtig, bemerkte: „der Götz von Berlichingen sei, wegen seiner Formlosigkeit, ein nur der Wilden Canada's würdiges Machwerk", hatte Goethe auch einen solchen Kampf mit sich selber bestanden. Nirgends erwähnt er dieses Richterspruchs, der ihm, dem Verehrer Friedrichs, nicht unbekannt geblieben sein konnte [1]), zumal da jene Abhandlung Aufsehn erregte, mehrere Gegenschriften zum Theil bedeutender und bekannter Männer [2]) veranlaßte und den Dichter und Schriftsteller ohnedies näher anging. Aber sein episches Fragment „die Geheimnisse [3])", mit der „Zueignung", welche das Vorwort zu demselben bildete, ferner seine Iphigenie, sein Tasso, diese Muster edelster Form, sind Beweise, wie wenig er den Tadel des großen Königs unbeachtet gelassen, wie richtig und selbstergänzend er denselben aufgefaßt hatte, ja wie glücklich er ihm bereits von selber entwachsen war. Er that damit den ersten Schritt aus der Sturm und Drangperiode seines Strebens. Jetzt, vierzehn Jahre später, bot er dem verkannten Freunde Schiller die brüderliche Rechte dar, und — that den zweiten. Gerade das was beide Dichter bis dahin getrennt hatte, wurde nun ein, nur durch den Tod erst, und selbst durch diesen nicht, gelöstes Band der Einigung zwischen ihnen: Goethe fing an, in Schiller seine Ergänzung zu ehren. Bald war auch die Abneigung gegen Schillers Wort überwunden.

„Es ist mir aufgefallen", schreibt Schiller, als er die ersten Gesänge unseres Idylls gelesen, indem er die dadurch veranlaßten Reflexionen über das Wesen der Dichtungsarten mittheilt, „daß die Charaktere des griechischen Trauerspiels mehr oder weniger ideale Masken und keine eigentliche Individuen sind — z. B. Ulysses im Ajax und

---

1) Abeken (in den Jahrb. f. wissenschaftl. Kritik 1835 Nr. 90) theilt einen Brief G's an Justus Möser's Tochter vom J. 1781 mit, in welchem G. sich über Friedrichs des Großen Urtheil äußert.

2) Jerusalem, Justus Möser.

3) 1785 gedichtet. Vergl. Nachlaß V. S. 327.

im Philoktet offenbar nur das Ideal der listigen, über ihre Mittel nie verlegenen, engherzigen Klugheit; so ist Kreon im Oedipus und in der Antigone bloß die kalte Königswürde." Und Goethe stimmt ihm bei: „Sie haben ganz recht, erwiedert er, daß in den Gestalten der alten Dichtkunst, wie in der Bildhauerkunst, ein Abstractum erscheint, das seine Höhe durch das was man Styl nennt erreicht." Einige Monate nach dieser Bemerkung Schillers, noch während des Drucks von Hermann und Dorothea, geht Goethe zur Fortsetzung seines Faust über, und spricht nun selber aus, daß er hier eine Idee darzustellen beabsichtige. Schiller bemerkt, ihm nachgiebig entgegenkommend, daß diese Dichtung auf einer Anschauung beruhe, daß sie aber bei aller dichterischen Individualität eine symbolische Bedeutung nicht ganz werde von sich weisen können; die Natur des Gegenstandes nöthige zu einer philosophischen Behandlung; die Einbildungskraft werde sich zum Dienste einer Vernunftidee bequemen müssen." Goethe ist mit dieser Ansicht über den Weg, den er in jener „Symbol-, Ideen- und Nebelwelt" (wie er seinen Faust nennt) einzuschlagen habe, sehr zufrieden. Seine Aeußerung: „Verstand und Vernunft sollen sich darin, wie zwei Klopffechter, grimmig herumschlagen, um Abends zusammen freundschaftlich auszuruhen", ist das Resultat einer in reines Denken übergehenden Anschauungsweise. Die Fortsetzung des Faust wird jedoch bald durch eine Reise unterbrochen. Da rührt den längst über die sentimentalen Jahre hinausgeschrittenen Dichter — der Anblick des Frankfurter Marktes. Er findet den Grund dieser Rührung in dem Symbolischen des Gegenstandes, und Schiller, bei dem er, als bei einem glücklichen Errather und Freunde solcher psychologischen Räthsel, anfrägt, wofür er diese Neigung zum Sentimentalen halte? erklärt sie für poetische Stimmung: in der That aber war sie wohl mehr Nachwirkung der vorhergehenden, angestrengten Thätigkeit, und läßt auf die Art derselben, auf die symbolische Behandlungsweise der Poesie in den unmittelbar vorhergehenden Dichtungen zurückschließen; die Seele beharrt in der erhaltenen Richtung — auf ähnliche Weise, wie viele Jahre vorher Goethe, nach dem Besuche der äußern Gemäldegalerie in Dresden, die Werkstätte des Schusters bei dem er wohnte, zu seinem an Schreck gränzenden Erstaunen, wie ein Gemälde von Ostade vor sich zu sehen glaubte, nicht wie Wirklichkeit. Unverkennbar entwickelte der Umgang mit Schiller in Goethe die Anerkenntniß des philosophischen

Charakters seiner Poesie; er suchte diesen Charakter nunmehr auch mit Bewußtsein durchzuführen. In der erwähnten Erzählung heißt es: „Nach diesem glücklichen Beginnen entwickelten sich, in Verfolg eines zehnjährigen Umgangs, die philosophischen Anlagen, in wie fern sie meine Natur enthielt, nach und nach." Es ist die Rede von „Uebergängen in einen geläuterten, freieren, selbstbewußten Zustand", von „unbeabsichtigtem Sprung und belebtem Aufsprung zu einer höhern Cultur."

Es läßt sich erwarten, daß dies alles auch auf unsere Dichtung, welche etwa zwei Jahre nach jenem Ereignisse begonnen wurde, Einfluß gehabt haben werde und dies erhöht nicht nur jenes günstige Vorurtheil, das wir bereits im allgemeinen über sie gefaßt haben, sondern gewährt auch einen Standpunct für die nähere Betrachtung derselben: wir dürfen sie als das Werk eines mit Bewußtsein schaffenden Geistes betrachten.

Der Gegenstand des Goetheschen Idylls ist, wie nunmehr genugsam bekannt, eine wirkliche Begebenheit, deren Erzählung der Dichter in einem der Berichte über die Auswanderung der 20,000 Salzburger fand, welche im J. 1732 als Anhänger der Lutherschen Lehre ihr Vaterland hatten verlassen müssen. In der zu Leipzig 1732 erschienenen „Ausführlichen Historie derer Emigranten oder vertriebenen Lutheraner aus dem Erzbisthum Salzburg" wird der Vorfall, welcher der Goetheschen Dichtung zum Grunde liegt, folgendermaßen erzählt.

„Noch ein Exempel muß ich anführen, was zu Altmühl in dem Oettingschen vorgegangen ist, und das die Emigranten zu Gera erzählt haben. Ein feiner und vermögender Bürger daselbst hatte einen Sohn, welchen er oftmals ermahnt zu heirathen, aber ihn niemals darzu bewegen können. Als die Emigranten durch dieses Städtchen reisen, siehet er unter ihnen eine Person, die ihm von Herzen wohlgefällt. Dannenhero fasset er den Schluß bei sich, dieselbe zu heirathen, wo es angehen wolle. Aus der Absicht erkundigt er sich bei denen übrigen wie ihre Familie und Aufführung beschaffen sey. Diese berichten ihm, daß sie von redlichen Eltern geboren wäre, und sich allezeit wohl verhalten hätte. Um der Religion willen aber wäre sie von denselben geschieden, und hätte sie zurücke gelassen. Hierauf gehet er zu seinem Vater, und vermeldet ihm, daß er nunmehro seinen Vermahnungen folgen und sich in den Ehestand begeben wolle. Er habe sich eine Person erlesen, die seinen Augen gefalle, wenn er ihm erlauben wolle, die-

selbe zur Ehe zu nehmen. Der Vater verlangt zu wissen, wer sie sey und wie sie heiße. Er erzählet ihm, es sey eine Saltzburgerinn, und wo er ihm diese nicht geben werde, wolle er niemals heirathen. Hierüber erschrickt der Vater und bemühet sich, ihm solches auszureden. Er läßt derowegen auch einige von seinen Freunden und einen Prediger rufen. Alle wenden allen Fleiß an, den Sohn auf andere Gedanken zu bringen. Aber alles war vergeblich. Daher der Priester endlich meinet, es könne Gott seine sonderbare Fügung dabei haben, daß es sowohl dem Sohne, als der Emigrantinn zum Besten gereiche. Hierauf geben alle ihre Einwilligung darzu, und stellen es dem Sohne in seinen Gefallen. Dieser geht sogleich zu seiner Saltzburgerinn, und fragt sie, wie es ihr hier im Lande gefalle? Sie antwortet: Herr, ganz wohl. Er versetzet weiter: Ob sie wohl bei seinem Vater dienen wolle? Sie sagt: Gar gerne, wenn er sie annehmen wolle, gedenke sie ihm treu und fleißig zu dienen. Hierauf erzählet sie ihm alle ihre Künste, daß sie das Vieh füttern, die Kühe melken, das Feld bestellen, Heu machen, und andere Hausarbeit verrichten könne. Er nimmt sie also mit sich und stellet sie vor seinen Vater. Dieser fragt das Mädchen, ob ihr denn sein Sohn gefalle, und sie ihn heirathen wolle? Weil sie nun nichts von der Sache wußte, so meinte sie, man pflegte sie zu vexiren, darum sagte sie: Ei man solle sie nur nicht foppen. Der Sohn hätte vor seinen Vater eine Magd verlangt, und wenn er sie haben wolle, werde sie ihm treu dienen, und ihr Brod wohl erwerben. Doch der Vater beharret darauf, und der Sohn zeiget auch nach ihr sein ernstliches Verlangen. Hierauf erklärt sie sich also: Wenn es denn Ernst seyn soll, so bin ich es gar wohl zufrieden, und will ihn halten, wie mein Auge im Kopfe. Der Sohn reichet ihr darauf ein Ehepfand, damit sie sein ernstliches Bezeigen daraus ersehen möge. Sie aber sagt zu ihm: Sie müsse ihm doch wohl auch einen Mahlschatz geben. Unterdessen greift sie in den Busen, und überreicht ihm ein Beutelchen, in welchem sich zweyhundert Stück Ducaten befanden." —

Läßt man aus dieser Erzählung die Namen der Städte, das Motiv der Auswanderung: daß sie der Religion wegen geschehen, und den Schluß, der die Geschichte zur Anekdote macht, so wie die Längen und Details, fort, so hat man den von aller poetischen Zuthat entblößten Stoff der Goetheschen Dichtung. Aristoteles machte den Dichtern diese Sonderung des Factums von den zur lebendigen, motivirten Erzählung nothwendigen Zusätzen zur Regel,

und würde kein Bedenken getragen haben, die mitgetheilte Fabel, so entblößt, statt der von ihm gewählten Iphigenien- und Ulysses-Fabel, als Muster für die Grundlage einer poetischen Arbeit in seine Poetik aufzunehmen. Diderot hatte in den Anmerkungen zu seinen Dramen die Aristotelische Regel sehr ausführlich besprochen und aufs neue empfohlen. Sein Uebersetzer Lessing hatte das Diderotsche Werk durch ein nachdrückliches Vorwort als Epoche machend bezeichnet.[1]) Daß Goethe die so mächtig empfohlene, und schon einmal, in der Iphigenie, auch erprobte Sonderungsmethode, bei unserm Epos, sei es durch einen besondern Act seiner Thätigkeit, sei es durch unmittelbares poetisches Erfassen, oder durch beides, angewandt, kann für den, welcher die Dichtung mit der Originalfabel vergleicht, nicht zweifelhaft sein. Die Vortheile dieses Verfahrens sind einleuchtend. Dadurch daß der Dichter jenes Factum der ihm vom Erzähler gegebenen Bekleidung und Färbung wieder beraubte, es von allem Subjectiven und Zufälligen säuberte, war ihm selber für Geist und Phantasie die höchste Freiheit gegeben. Der Stoff war nunmehr etwas Todtes, der lebendige Geist sollte ihm Seele und Leben einhauchen; er war etwas Nacktes, die Phantasie sollte es bekleiden; diese eingehauchte Seele sollte ihm Form verleihen, und diese Bekleidung die Schönheit der Form erhöhen: hiemit beginnt die eigentliche Arbeit des Dichters.

Er mußte das Allgemeine der Fabel individualisiren. Die Namen, Charaktere, Gesinnungen und individuellen Züge aber, die Motive und die Episoden, — alles mußte von der Grundanschauung abhängig sein, die in das Ganze gelegt wurde. Das Schicksal, von welchem die Bewohner des Salzburgischen Ländchens in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts heimgesucht wurden, war in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts bereits vergessen: das die ganze Menschheit berührende Schicksal der französischen Nation hatte selbst die Erinnerung daran verschlungen. Der Zeitgenosse der französischen Revolution mußte in den Ereignissen der Gegenwart nur die großartigere Wiederholung des Vergangenen sehen; es lag nahe, die Zeiten und Völker mit einander zu vertauschen, das gegenwärtige Schicksal der Menschheit nach seinen Wirkungen als den Gehalt der Fabel aufzufassen, und mithin darzustellen, wie dieses Schicksal eine einzelne Familie des Auslandes berührt, wie es den

[1]) Diderots Theater durch Lessing übersetzt, 1760. Zweite Auflage 1781.

Frieden derselben zu untergraben und sie, im Kleinen, zum Abbilde der grossen Auflösung und Zerstörung zu machen droht, wie aber das Zusammenwirken der in den einzelnen Gliedern einer Familie ewig sich gleich bleibenden Naturmächte, von göttlicher Fürsorge geleitet, neuen Lebenssegen keimen läßt. Dieser Gedanke, der mit der ganzen Denkweise unseres Dichters auf das innigste übereinstimmt, ist denn auch in der That die Grundanschauung seiner Dichtung.

Indem er diese Anschauung weiter verfolgte, machte er die französische Revolution nicht bloß zu einer Theaterdecoration im Hintergrunde der Handlung, sondern auch zu einer bis in den Vordergrund sich erstreckenden Bewegung; ließ, der bewegten Masse gegenüber, die er in der Ferne als ausartende Menschennatur zeigt, die Familie als ein natürlich Bewegtes in den Vordergrund treten; gesellte den Gliedern derselben die in der Fabel fehlende, aber der gründlichen Motivirung, der poetischen Symmetrie und selbst der epischen Breite wegen nothwendige Person der Mutter als eine Hauptgestalt bei; gab allen diesen Gestalten den Charakter unverdorbener Naturkräfte, und stellte, indem er sie in Bewegung nach einem Ziele und in Wechselwirkung mit jenem welthistorischen Ereignisse zeigte, die Idee der in ihrem Volke, und mit diesem wieder in der Menschheit stehenden Familie dar.

Wenn Kant der Kunst und der Natur ausnahmsweise das Recht zugesteht, aus großen Principien zwecklos zu schaffen, so hat dies unstreitig, wie auch Kant selber nicht läugnen wollte, für beide Gebiete seine Grenzen: in beiden ist es Gesetz, daß, wenn der Keim des zu Gestaltenden da ist, die Ausbildung der in diesem Keime liegenden Anlagen Zweck wird. Wäre daher auch in Goethe das Bewußtsein der rein geistigen Bestandtheile, und namentlich des Zweckes seiner Dichtung, in geringerem Grade entwickelt gewesen, als nach dem Gesagten bei dem gereiften Manne in der That der Fall war: die Entwicklung des Keimes seiner Dichtung hätte dieselbe zur Darstellung einer Idee emporzuschießen genöthigt. Denn ein Vater, eine Mutter, eine Tochter (eine solche will Dorothea den Eltern Hermanns sein) ein Sohn, zwei Familienfreunde — diese Gestalten, von der Hand des Dichters des Werther, des Faust, des Tasso, der Iphigenie gebildet, mußten, gruppirt, von selber zur Darstellung der Idee der Familie werden; die Erscheinung des wirklichen Le-

bens mußte, durch seine Poesie, sich von selbst in die Darstellung einer Idee verwandeln. Das Bild einer einzelnen Familie, wie es Voß mit der materiellen Treue eines Spiegels hingezaubert hatte, nur mit Variationen zu wiederholen, wäre seinem im geistigen Spiegel der Seele auffassenden Genius unmöglich gewesen. So mag denn Vieles in seiner Dichtung ursprünglich auch Werk des Glückes, des richtigen Tactes, der Begeisterung gewesen sein. Aber, was er so genial schuf, muß — das zeigt die Dichtung selbst — nach einem Plane entworfen, nach dem angegebenen Zwecke wenigstens überarbeitet und gebessert sein, indem kein Bestandtheil, kein Glied derselben vorhanden ist, welches diesem Zwecke nicht untergeordnet und dienstbar wäre. Ueberall sind in derselben die Mittel, deren er sich zu Erreichung dieses Zweckes bedient, als solche, überall ist Fertigkeit einer kunstgeübten, sichern Bildnerhand, redlichstes Künstlerstudium, kurz Thätigkeit des sich seiner Zwecke bewußten Geistes, unbeschadet der Lebensfrische, Innigkeit und Seele des Ganzen, und daher freilich nicht auf den ersten Blick, aber doch bei verweilender Prüfung sichtbar. Nicht ein in dem Ganzen bewußtlos untergehender, sondern ein das Ganze beherrschender Geist, gleichsam der Schöpfer in seiner Schöpfung, offenbart sich in demselben.

Ich fühle hier, indem ich zur nähern Betrachtung des Kunstwerks übergehe, wie schwer es ist, das was als Ganzes gefaßt sein will, ohne das Ganze zu zerstören, nach seinen Theilen zu betrachten. Das Kleinste darf nicht übersehen werden, es trägt zur Wirkung des Ganzen bei; und doch darf der betrachtende Blick nur daran hinstreifen, — er soll es bemerken, ohne dabei zu verweilen. Ich kann nicht umhin, von solchen kleinsten Bestandtheilen des Kunstwerkes auszugehen, um stufenweise zu dem Größern und endlich auf den Gipfel zu gelangen. Ich versuche zuerst zu zeigen: wie der Dichter es angefangen habe, seine aus dem Gebiete der Wirklichkeit herausgegriffenen Gestalten in die Lichtwelt der Ideen zu erheben.

Das erste und vorzüglichste Mittel zu Erreichung dieses Zweckes ist: daß er in demjenigen, was in dem Innern der Gestalten vorgeht, was ihnen begegnet, etwas, bald der ganzen Menschheit, bald der ganzen Gattung derselben welche durch das Individuum repräsentirt wird, Gemeinsames hervorhebt und es auch als solches bezeichnet. So sind die Menschen. So sind die Männer! So sind

die Weiber!" heißt es einmal über das andere. So nennt der Sohn die Eltern: „Vater und Mutter, so wie sie verständige Kinder wünschen." So wird in dem herrlichen Bilde der den Sohn suchenden Mutter, wo die mütterliche Sorge selbst durch das Haus-, Garten- und Ackerwesen hinzuschreiten scheint, mit rührender Wahrheit der Zug hervorgehoben, wie sie als ein geschäftiges Weib keine Schritte vergebens thut. Der Vater erfährt,

„was jedem Vater bedroht ist,
Daß den Willen des Sohns, den heftigen, gerne die Mutter
Allzugelind begünstigt und jeder Nachbar Partei nimmt."

Selbst der in der Fabel gegebene Umstand, daß Dorothea als Magd in's Haus kommt, ist so benutzt: Dorothea erkennt in diesem Schicksale nur dieselbe Bestimmung, die sie als Weib und Mutter einst in viel höherm Grade zu erfüllen haben wird.

Der Apotheker und der Prediger sind, der erstere als Hagestolz, der letztere als „Jüngling, näher dem Manne," beide aber, neben dem Gastwirth, als Bürger dargestellt, die im geordneten Stadtwesen, den als Weltbürgern im Zustande aufgelöster Civilisation begriffenen Ausgewanderten gegenüberstehen. Daher erzählt auch Thalia ihre Gespräche.

Am meisten durchgeführt ist diese philosophische Gestaltung in der Person Hermanns. Die Veränderung, welche mit ihm vorgeht, wird von ihm selber als ein Phänomen beschrieben, welches in jeder Familie so vorgeht. „Ja," ruft er aus,

„es löset die Liebe, das fühl' ich, jegliche Bande,
Wenn sie die ihrigen knüpft; und nicht das Mädchen allein läßt
Vater und Mutter zurück, wenn sie dem erwähleten Mann folgt;
Auch der Jüngling, er weiß nichts mehr von Mutter und Vater,
Wenn er das Mädchen sieht, das einziggeliebte, davonziehn."

So allgemein ist hier die Darstellung gehalten, daß darin das ewige Gesetz der Menschheit durchtönt: „darum wird ein Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen." (1 Mos. 2, 24.) Solche Stellen des Gedichts nöthigen nun den Leser, auch individuellere Züge als allgemein gültige aufzufassen, oder vielmehr das scheinbar Individuelle enthält schon allgemeine Züge und bereitet dadurch die ganz allgemein gehaltenen Stellen vor; die ganze hier dargestellte Welt ist nur scheinbar individuell, auch das Einzelne hat die Bedeutung des Allgemeinen. Derselbe Jüngling,

der jetzt die mit ihm vorgehende Veränderung beschrieb, sprach noch so eben die Worte:

„Die Eltern zu ehren war früh mein Liebstes, und Niemand
Schien mir klüger zu sein und weiser, als die mich erzeugten."

Kurz vorher erfuhren wir noch von ihm, wie ihn zu suchen der Mutter fremd war,

„er entfernte sich niemals
Weit, er sagt' es ihr denn, um zu verhüten die Sorge."

Wir hörten aus seinem Munde, wie er oft geduldig den von andern veranlaßten Verdruß des Vaters ausgebüßt; wie er sich für den Vater, wenn die Gespielen über dessen Haltung und Tracht spotteten, herumgeschlagen; wie er die Töchter des Nachbarn vor der Knaben Wildheit beschützt; wir hörten den Vater über das ungesellige, schüchterne Wesen des Jünglings klagen, wie er jetzt sogar der jungen Mädchen Gesellschaft meidet,

„Und den fröhlichen Tanz, den alle Jugend begehret."

In diesen und andern Zügen sehen wir zwar den Knaben, den unentwickelten Jüngling, der Hermann vorher war, zugleich aber die charakteristischen Züge des Knaben- und Jünglingsalters überhaupt, die grade dadurch unendlich rührend und schön werden, daß wir sie nicht mit dem beschränkten Blicke und der Leidenschaft des wirklichen Lebens (wo diese Eigenschaften meistens unschön und ärgerlich sind) vereinzelt sehen, sondern daß wir sie in ihrem Zusammenhange mit der geläuterten Natur des gereiften Mannes erblicken. So fehlt es denn auch nicht an Andeutungen, daß Hermann nach und nach ein solcher Mann wird. Hermann selber ist es, der die mit ihm vorgehende Veränderung zuerst, ihrer allgemeinen Bedeutung nach, erkennt. „Ihr irret, Mutter!" sagt er in Bezug auf sich selbst,

„Ein Tag ist
Nicht dem anderen gleich. Der Jüngling reifet zum Manne!"

eine Ansicht, welche der Prediger auch bei den Andern zur Anerkennung bringt, wo er ausruft:

„Ja, ich seh es an ihm, es ist sein Schicksal entschieden.
Wahre Neigung vollendet sogleich zum Manne den Jüngling."

Diese Allgemeinheit der Darstellung, bloß durch die Auswahl der individuellen Züge und durch abschließende, allgemeine Sätze und Ausdrücke bewirkt, genügte dem Dichter noch nicht: er steigerte sie

noch dadurch, daß er die geschilderte Störung des Familienfriedens als ein der Störung des Bürger- und Völkerfriedens analoges Phänomen erscheinen läßt, nur daß er diese, die politische Revolution, als Empörung gegen Vernunft und Natur, jene als naturgemäße, an diese Empörung zwar hingetriebene, sie aber doch glücklich vermeidende Entwicklung darstellt. Dieselben Erscheinungen, welche der Dichter als Wirkungen der Revolution bezeichnet, läßt er auch in der Familie wahrnehmen. Von den Anfängen der französischen Revolution rühmt der Schulz und Richter der Ausgewanderten:

„Wuchs nicht jeglichem Menschen der Muth und der Geist und
die Sprache!"

und weiterhin:

„Da war Jedem die Zunge gelöst, es sprachen die Greise,
Männer und Jünglinge laut voll hohen Sinns und Gefühles."

Die hierauf folgende Verwirrung wird am Schlusse des Gedichts mit folgenden Worten geschildert:

„Alles bewegt sich
Jetzt auf Erden einmal, es scheint sich Alles zu trennen.
Grundgesetze lösen sich auf der festesten Staaten,
Und es löst der Besitz sich los vom alten Besitzer,
Freund sich los von Freund; so löst sich Liebe von Liebe. — —
Alles regt sich, als wollte die Welt, die gestaltete, rückwärts
Lösen in Chaos und Nacht sich auf, und neu sich gestalten."

Dieselbe Begeisterung, dieselbe erhöhte Sprache, dieselbe Trennung von Vater und Mutter, wie von dem gewohnten Besitze, werden in Hermann, dieselbe Gährung und dasselbe Ringen zur Wiedergeburt und neuer Gestaltung wird in der Familie sichtbar. Aber der Frieden der Familie wird nicht bis zur gänzlichen Lösung dieser Naturbande gestört.

Die Worte, mit denen Hermann des Apothekers Lob der Ehelosigkeit abweist:

„Manch gutes Mädchen bedarf jetzt des schützenden Mannes."

verrathen das in ihm keimende Bewußtsein seines Berufes zur Vertheidigung der Seinen und des Vaterlandes. Er ist Naturmensch und sieht das Vaterland nur in den Seinen. Als daher seine Hoffnung fehl zu schlagen scheint und er sich ohne die Geliebte auch den Seinen, ja selbst seinem dereinstigen Erbbesitz entfremdet fühlt, artet

jener männliche Sinn in Verzweiflung aus: er will in den Krieg. Er weiß, daß sein Ehrgefühl, das als die nächste Veranlassung dazu erscheint, wahr ist; er bekennt, daß die Liebe das schlummernde Gefühl geweckt; aber er fühlt auch, daß es nun ausartet. Die Hoffnung, noch zum Besitze des geliebten Gegenstandes zu gelangen, besänftigt das empörte Herz. Der Erfüllung seines Wunsches endlich froh, schaut er am Schlusse der Erzählung getrost auf Zukunft und Gefahr hin; die vorher sich lösenden Bande sind nur desto fester geknüpft. „Nun ist das Meine meiner als jemals!" ruft er aus, und das Bewußtsein, zur Vertheidigung dieses Besitzes geboren und berufen zu sein, welcher nun wieder auch Vater und Mutter, Erbe und Vaterland umfaßt, hat jetzt erst seine nur innerhalb des rechten Maßes volle Wahrheit erhalten. Er ist nun Mann. Dieselbe Entwicklung, welche der Schulze als eine der erfreulichen Folgen der politischen Revolution, jedoch gewaltsam und unnatürlich hatte vorgehen sehen, denn auch er sah dort,

— „wie der Jüngling auf einmal zum Mann ward,"

ist hier im Schooße der Familie naturgemäß vorgegangen.

Alle diese Züge erhalten, so individuell sie auch scheinen, durch des Dichters Behandlung die Bedeutung des Allgemeinen; er hat in Hermann den zum Manne reifenden Jüngling dargestellt und in ihm einen wesentlichen Bestandtheil seines Thema's zur Anschauung gebracht.

Mit dieser begriffartigen Darstellung der Gestalten hängt eine Eigenthümlichkeit des Goetheschen Idylls zusammen, durch welche es sich von dem Vossischen, selbst für das weniger geübte Auge, sogleich unterscheidet. Wenn man von der Lectüre Vossens zu Goethe übergeht, erscheint dieser sinnlich arm, eine Armuth, die vorzüglich in beschreibenden Stellen fühlbar wird. Genauer betrachtet bestätigt sie das Gesagte.

Man prüfe in unserm Gedichte Bild für Bild, und man wird finden, daß grade so viele sinnliche Züge gegeben sind, als hinreichen die Phantasie zur Hervorbringung und Nachschöpfung des Gegenstandes zu nöthigen. Nur die malerisch-wesentlichen Züge sind angegeben, in der richtigen Voraussetzung, daß die Phantasie das Weitere innerhalb der ihr dadurch gesetzten Schranken hinzuthun werde. Wie auf Bildern das Anstoßen, reicht das Anklingen mit den Gläsern hin, die Trinkenden zu vergegenwärtigen; als aber Doro-

thea das vom Lindenbrunnen geholte Wasser zu Jedermanns Labung herumreicht, heißt es:

„da tranken die Kinder,
Und die Wöchnerin trank, mit den Töchtern, so trank auch der Richter.
Alle waren geletzt und lobten das herrliche Wasser.“

Der Apotheker führt zwar Tabak bei sich und vertheilt ihn, „da finden sich Pfeifen,“ er lobt seinen Tabak, aber vom Rauchen selbst ist nicht die Rede. Den Gastwirth im Anfange der Dichtung Tabak rauchend erscheinen zu lassen, wäre nun gar ein Verstoß gegen natürliche Schicklichkeit und Wahrscheinlichkeit gewesen.

Am deutlichsten und ausführlichsten individualisirt ist das Locale. Nur hier ist Voß ganz erreicht. Das Haus des Gastwirths und die Umgebungen des Städtchens glauben wir so genau zu kennen, daß wir für den Fremden den Dienst eines Führers übernehmen könnten, vom Linden-Gesundbrunnen vor der Stadt, bis zu dem Erkerstübchen hinauf, welches Hermann bewohnt. Wir haben uns mit den wartenden Eltern, unter dem Thorwege des Hauses, am Markte, umgeschaut; wir sind den Freunden in den hinteren Raum, das kühlere Sälchen, gefolgt; wir haben Höfe, Garten und Feld mit der geschäftigen Hausfrau durchschritten, haben dem bewegten Jünglinge beim Anschirren der Pferde im Stalle Gesellschaft geleistet, haben ihn auf Fahr- und Fußwegen der Umgegend begleitet. Aber selbst durch diese Individualisirung des Localen und scheinbar Zufälligen hat der Dichter einen Begriff dargestellt. Er hat uns die Familie, an deren Schicksal wir theilnehmen sollten, indem er uns ihr Haus und Hof, Garten und Feld nur wie zufällig und wie mit ihren eignen Augen sehen läßt, als eine Familie dargestellt, deren Haupt und Vater Inhaber einer Wirth- und Gastwirthschaft ist, die wir bis zu den großen Trauben kennen, die der Wirth seinen Gästen auf die Tafel setzt. So hat der Dichter den Begriff des Vaters, den er gestaltet darstellen wollte, um rein und doch nicht abstract, allgemein und doch nicht ohne Individualisirung darzustellen, von dem Begriffe des Wirthes abgesondert, und diesen in das Locale gleichsam versenkt. Der Wirth und Bürger rühmt sich zwar seines Benehmens im Rath und in Bedienung der Gäste, aber die gerühmten Eigenschaften werden hier, in der Familie, wo er Vater ist, nicht sichtbar, wie auch nicht ankommende oder abreisende fremde Gäste erscheinen.

Hieher gehört endlich auch seine Kargheit an Gleichnissen. Er giebt selber den Grund an: „weil einem mehr sittlichen Gegenstande das Zudringen von Bildern aus der physischen Natur nur lästig gewesen wäre."

Zeigt sich in dem Vorigen eine mit Bewußtsein angewandte Gabe des Dichters, im Besondern das Allgemeine aufzufassen und darzustellen, und erscheint die Anwendung derselben, verbunden mit seiner Seelen- und Menschenkenntniß, als das vorzüglichste und erste Mittel, dessen er sich zur Idealisirung seiner Individuen und zur Verkörperung seiner Ideen bedient: so war auf der andern Seite, mit nicht geringerem Bewußtsein, seine Gabe, Vergangenes und Gegenwärtiges in Eins zu sehen, dabei thätig, welche wieder durch sein Studium des Alterthums unterstützt und genährt erscheint. Die Nahrung, die er aus diesem Studium eingesogen, ist völlig assimilirt; die Nachahmung der alten Muster ist ihm nicht Zweck, sondern nur Mittel; er freut sich der Nachahmung nicht als eines Kunststücks, er ist sich nur der Schätze bewußt, die er in seinem eigenen Innern entdeckt, oder aus seiner eignen Umgebung erworben, und nun seinen Zwecken gemäß nach jenen alten Mustern in dem Lichte der Kunst darzustellen im Stande ist. So — dient ihm das Alterthümliche der Form schon im allgemeinen, um eine Sonderung seiner Welt von der Wirklichkeit durch den Klang, die Stellung und die Wahl der Wörter zu bewirken. Erst in den letzten Gesängen, wo die Phantasie schon hinlänglich gesteigert ist, werden die ihr gegenwärtigen Gebilde des Apothekers und des Richters mit dem Homerischen Du angeredet. Erst im Schlußgesange konnte die denselben beginnende Anrede an die Musen Wahrheit für unser Gefühl haben, während sie am schlichten Anfange zu pathetisch gewesen sein würde, daher der Dichter vorzog, an der Spitze eines jeden Gesanges dem Auge des Lesers nur den Namen einer Muse begegnen zu lassen: „der Rhapsode" — so erklärt er sich selber hierüber — „sollte als ein höheres Wesen in seinem Gedichte nicht selbst erscheinen; er läse hinter einem Vorhange am allerbesten, so daß man von aller Persönlichkeit abstrahirte und nur die Stimme der Musen im allgemeinen zu hören glaubte." Unstreitig ist also in dem Wechsel der singend vortragenden Musen, nicht (wie A. W. Schlegel meinte) eine doch immer spielende Nachahmung etwa Herodots oder des Scholiasten bezweckt, welcher die Namen der Musen den Ge-

schichtsbüchern Herodots (ohnehin auch in anderer Ordnung) als Titel voraussetzte, sondern die Homerische Vorstellung, nach welcher die Musen „abwechselnd sangen mit schöner Stimme", ist nur benutzt, die bezweckte Idealisirung des Darzustellenden abzuschließen.

Diese Wirkung des Alterthümlichen hatte Goethe seinem Freunde Voß abgesehen. Ganz eigenthümlich aber wird sie, wo jene Gabe, Vergangenes und Gegenwärtiges in Eins zu sehen, das Gestaltete zu ewigen, bis in das höchste Alterthum zurück erkennbaren Formen ausprägt. So hat sein Hermann, der Nausikaa= und Athene= und Andromache=Dorothea gegenüber, wenn er in der Schule immer nichts lernt, wenn er im Stalle die Pferde anschirrt, oder „mit Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes" trägt, oder seiner Dorothea am Schlusse des Gedichts zuruft:

„Und drohen diesmal die Feinde,
Oder künftig, so rüste mich selbst, und reiche die Waffen!"

etwas Herosartiges, und selbst sein Name scheint absichtlich gewählt, um an den kräftigen Nationalheros der Deutschen zu erinnern. Der Apotheker ist ein Charakter, der, durch die Charaktere des Goetheschen Pylades, des Antonio, des Clavigo=Carlos, des Mephistopheles hindurch, bis zum Ulysses des Homer hinauf reicht. Ein Ideal: Verstand im Besitze der Erfahrung ist in ihm dargestellt. Auch die Gestalt des Predigers repräsentirt ein Ideal: die Vernunft, als das Vermögen, die Gottheit nach ihrer Weisheit und Güte auch in dem Gange der menschlichen Angelegenheiten, und so auch in den Gegensätzen des Lebens die höhere Einheit zu erkennen. Der Prediger ist es, der als ein zeichendeutender Seher zuerst in dem Zusammentreffen Hermanns und Dorotheens eine Offenbarung der göttlichen Vorsehung erkennt. Und wenn es gleich im Anfange von ihm heißt:

„Dieser kannte das Leben und kannte der Hörer Bedürfniß,
War vom hohen Werthe der heiligen Schriften durchdrungen,
Die uns der Menschen Geschick enthüllen und ihre Gesinnung;
Und so kannt' er auch wohl die besten weltlichen Schriften."

so verräth selbst die rhetorische Figur, welche hier angewendet ist, daß dem Dichter dabei der zeichendeutende Priester der Griechen vorschwebte, Homers Kalchas:

„Der erkannte, was ist, was sein wird oder zuvor war.[1])"

Der Vater ist — um es kurz auszusprechen — ein Homerischer Zeus im Kleinen, nur daß sein an Hektor erinnernder Wunsch: es möge der Sohn dem Vater nicht gleich, sondern ein besserer werden, seinen Schwächen mehr Adel verleiht, als dort dem Vater der Götter und Menschen das ambrosisch-gelockte Haupt, bei dessen Bewegung die Höhn des Olympos erbeben. An so etwas scheint Goethe's einstmaliger Busenfreund Lenz gedacht zu haben, wenn er im Pandaemonium Germanicum[2]) ausruft: „Was ehemals auf dem Kothurn ging, Herr! sollte doch jetzt an unsere im Soccus reichen. So viel Trauerspiele sind doch nicht umsonst gespielt worden; was ehemals Helden grausen machte, sollte jetzt Bürger lächeln machen." Der Schulze oder Richter der Vertriebenen endlich erscheint in seiner ganzen Weise und Umgebung als ein aus der Bibel bekanntes Phänomen der Geschichte der Menschheit. Was der Dichter damit gemeint, läßt er den Prediger aussprechen, wo dieser gegen den Schulzen äußert:

„Ja, Ihr erscheint mir heut als einer der ältesten Führer,
Die durch Wüsten und Irren vertriebene Völker geleitet,
Denk' ich doch eben, ich rede mit Josua oder mit Moses."

Auch die Brunnenscene versetzt uns in patriarchalische Zeiten.

Durch diese zu den Naturzuständen der Menschheit hinaufreichende Darstellung aber, zu deren Unterstützung auch das Ackerbürger-Städtchen und das Gastwirthshaus als Local gewählt ist, wird zugleich noch ein anderer, ein zweiter Zweck vom Dichter erreicht. Wir sind in die stillere Wohnung geführt,

„Wo sich, nah der Natur, menschlich der Mensch noch erzieht."

Und so sind die angeschauten Gestalten, des Vaters, der Mutter, der Familienfreunde und vorzüglich des Sohnes, sobald sie in Bewegung gerathen und thätig werden, als die in der Familie ewig sich gleich bleibenden Naturkräfte thätig.

---

[1]) Dieser Prediger ist der Dichter selbst, wie er durch den Wahlspruch unter seinem Bilde angedeutet hat:

Liegt dir Gestern klar und offen,
Wirkst du Heute kräftig, frei,
Kannst auch auf ein Morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich sei.

[2]) Dieses geistreiche, viele Jahre früher geschriebene Xenien-Drama enthält für die Geschichte des Dichterkreises, aus welchem Goethe in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hervortrat, schätzbare Aufschlüsse.

Daß der Dichter diese Naturkräfte und Begriffe, mit denen er auch die Charaktere der Individuen zusammenfallen läßt, von der Kälte, die sie als reine Formen des Geistes haben mußten, so durchaus frei zu halten verstanden, daß Rührung, und Rührung bis zu Thränen, selbst bei wiederholtem Lesen, die Wirkung seiner Darstellung ist, das hat gewiß selbst mancher gar nicht sentimental gestimmte Leser schon empfunden. Goethe selbst konnte die Dichtung, wie er in den Annalen seines Lebens erzählt, nie vortragen, ohne von seinen eignen Thränen überrascht und gehindert zu werden. Wie er es aber angefangen, seinen Gestalten bei jener Kälte der Form dieses tief ergreifende Leben einzuhauchen, das hat er an einer Stelle seines Gedichts selber verrathen. Als nämlich Hermann, auf dem Rückwege zur elterlichen Wohnung, die ihrer Meinung nach als Magd an seiner Seite daherschreitende Dorothea, indem sie auf den Stufen des Laubganges ausgleitet, mit rascher Gewandtheit emporhält, aber, sich selbst beherrschend, nicht an sich drückt, da vollendet der Dichter das Plastische dieser Gruppe durch den Zusatz:

„So stand er,
Starr, wie ein Marmorbild, vom ernsten Willen gebändigt."

Vorher dagegen, als die Freunde die Wahl des Jünglings geprüft, ruft der Prediger diesem die Worte zu:

„Heil Dir, junger Mann! Dein treues Auge, Dein treues
Herz hat richtig gewählt!"

Das Herz also mit seinen Regungen und Gefühlen ist es, was den Gestalten inneres Leben verleiht; die offenen Sinne der Gestalten sind es, welche, dem Herzen die Gegenstände seiner Bewegung zuführend, den Gehalt dieses innern Lebens als Lebendiges und belebend Wirkendes zu Tage fördern helfen. Fast überall ist, wo sich der Ausdruck der Redenden dem Abstracten nähert, durch ein eingeschaltetes „ich fühl's", „ich seh' es" dieses Uebergewicht des Abstracten über das Individuelle ausgeglichen. Nur an jener Stelle, wo das Herz, vom Willen gebändigt, schweigen muß, tritt der Schein einer Kälte ein, die sonst diesen Gestalten selbst als Schein von Kälte fremd ist. Und jeder der Charaktere hat das ihm gemäße Herz zugetheilt erhalten; der Vater hat auch ein Herz, aber ein anderes als die Mutter, als der Jüngling und Sohn, er hat sein Vaterherz.

Die auf diese Weise mit Herz und Sinn begabten und dadurch wieder zu Individuen gewordenen Gestalten mußten in Bewegung

dargestellt werden, und zwar in Bewegung nach einem bestimmten Ziele hin, wie es der gewählte Gegenstand der Darstellung, die der Dichtung zum Grunde liegende Fabel, vorschrieb. Die Bewegung konnte als eine gegenwärtige, vor den sinnlichen Augen von Zuschauern vor sich gehende, also dramatisch dargestellt werden. Aber die Mängel, welche mit dieser Darstellungsweise verbunden gewesen sein würden, waren bereits in der Goetheschen Iphigenie sichtbar geworden. Hier war derselbe Gegenstand dramatisch behandelt. Die Fürstentochter, die unsere Dorothea nach einer Stelle des Gedichts auch sein könnte[1]), als Opfer einer Nationalverirrung aus der Heimath verstoßen, einen von der Gottheit vorgeschriebenen Beruf in sich fühlend, durch den sie, in der ihr unheimlichen Fremde, Andere an sich, sich an Andere gefesselt hat, wird von dem, dem sie durch göttlichen Rathschluß bestimmt ist, gefunden, geräth, ehe sie ihn als solchen erkannt, in Gefahr ihn hinzuopfern, wird aber von ihm, als die Erkennung erfolgt ist, ungeachtet aller Hindernisse in ihre Heimath und Familie gerettet. Daß dieser Stoff, dramatisirt, der sinnlichen Anschauung eines heutigen Zuschauers zu geringe Beschäftigung darbietet, ist oft bemerkt worden, und Goethe selber gesteht, daß die Hinneigung seines Drama's zum Idyll ein die dramatische Wirkung zerstörender Fehler ist. Das Epos dagegen, in welchem Vergangenes als solches für einen nur hörenden, nicht wirklich schauenden Kreis dargestellt wird, beschäftigt überwiegend den innern Sinn. Es ist weniger als das Drama durch die Schranken der Zeit und des Raumes beengt; es ist nicht durch die Macht gebunden, welche die dem wirklichen Auge vorgeführte sinnliche Erscheinung auf den Zuschauer übt. Ungehindert kann es in die innere Welt der Gesinnung und Reflexion hinabsteigen. Ueberall kann es die Phantasie des Hörers an dem Strome der darzustellenden Begebenheit zu verweilen einladen, indem es die darin abgespiegelten Bilder der Vergangenheit und Gegenwart, bald vor- bald zurückschreitend, betrachten läßt. So ersetzt es jenen in dem gewählten Gegenstande liegenden Mangel an Handlung. Reißt es den Betrachtenden endlich sogar in den Strom selbst hinein, steigert sich das Epische zum Dramatischen, so ist nicht die Zerstörung der poetischen Wirkung, sondern eine das Höchste, dessen die Gattung

---

[1]) Polyhymnia v. 99—102.

fähig ist, erreichende Schönheit die Folge. So wählte der erfahrene und umsichtige Dichter die Form des Epos, seine bereits zum Leben gereiften Gestalten, vor dem inneren Sinne des Zuhörers, in Bewegung gerathen zu lassen.

Wie hat er es nun angefangen, diese Gestalten nicht abgesondert, allein stehend, sondern in der Perspective und Umgebung einer gleichfalls bewegten Menschheit erscheinen zu lassen, damit im Ganzen die in ihrem Volke, und mit diesem in der Menschheit stehende, aus Leben in Leben blühende Familie dargestellt sei? Ich hole etwas weit aus, bin jedoch bald wieder bei der Sache.

Es ist oft bemerkt, daß Vossens Individuen auf das Kaffeetrinken, das Tabakrauchen, Kartoffelessen und ähnliche sinnliche Genüsse und Gegenstände zu großes Gewicht legen, wiewohl man in diesem Tadel auch mitunter zu weit gegangen sein mag. Kaffee und Tabak sind Genüsse, welche an die Breite des prosaischen Lebens erinnern. Hier ließ Goethe, wie schon angedeutet ist, das unpoetische Detail fallen. Nur der philisterhafte Apotheker spricht auch von Kaffee, aber er spricht nur davon.[1]) Kaffee und Tabak nun sind zugleich moderne Genüsse. Das Moderne aber ist es grade, was diese Dichtung zu einer eigenen Gattung stempelt, indem es als ein in den idyllischen Naturkreis der Familie von außen Eindringendes dargestellt, und zur Charakteristik der Individuen oder zu tragikomischen Motiven, welche auf die echt tragischen Motive vorbereiten, verbraucht ist. Rheinwein zwar, nicht Kaffee wird hier getrunken, drei und achtziger, den aber das Mütterchen in geschliffener Flasche bringt; so bringt sie auch die dazu gehörigen grünen Römer, „die echten Becher des Rheinweins."[2]) Der alte Schlafrock echt ostindischen Stoffs wird weggegeben, weil er aus der Mode gekommen und „dem Sürtout und der Pekesche" gewichen ist. Doch geschieht dies ungern, obgleich ihn der Sohn gegen den Spott der Gespielen schon hat durch Faustrecht

---

1) In der Thalia. Man vergleiche das über die Worte „da fanden sich Pfeifen" Gesagte.

2) Allerdings wird hierdurch, wie Hegel bemerkt hat, in dem Leser das Gefühl des Heimathlichen hervorgerufen, allein es wird, wie schon die geschliffene Flasche andeutet, nicht abgeschlossen. Hegels Aesthetik S. 337.

schützen müssen. Dem alten Schlafrock ist unverkennbar das Kütschchen, das neue, gegenübergestellt.[1]) Durch alles dies ist der Wohlstand der Familie und der Charakter ihrer Individuen bezeichnet. So ist das Moderne als Sache der Mode auch in den Naturkreis der Familie mit Geschick eingeführt. Mehr jedoch ist es in dessen Umgebung gezeigt. Schon früh erfahren wir, daß man sich mancher Fabriken in diesem Städtchen befliß und manches Gewerbes. Von dem Kaufmanne gegenüber heißt es: „sein Handel und seine Fabriken machen ihn täglich reicher." In seinem Hause wird auch Clavier gespielt, und zwar die neuesten Sachen, aus der Zauberflöte. Am meisten ist das Eindringen einer fremdartigen Cultur in der Thalia zur Sprache gebracht. Die dargestellten Individuen können sich in das Neue oft nicht recht finden, es wird auf mancherlei Weise Anlaß zu Verdruß; am meisten erbittert darüber ist der Apotheker, es greift ihm in die Casse. Indem so das von außen Eindringende sich schon auf mehrfache Weise unangenehm geltend gemacht hat, droht nun das Ausland selbst dem Ganzen Verderben, die Söhne der Stadt sind schon hinaus, die Grenzen zu schützen; nun nahen die Ausgewanderten und auch Hermann will fort. Das Moderne also grade ist es, was den Uebergang des Idyllischen in das Epische vorbereitet. Indem es als neues Bedürfniß der Gegenwart erscheint, bereitet es das Eindringen einer größern Gegenwart vermittelnd vor. Die Art und Weise, wie dieses Eindringen der bedeutungsvolleren Gegenwart in den harmlosen Familienkreis die Gestalten desselben in Bewegung setzt, ist meisterhaft. Es wird der Mühe werth sein, den Verlauf der epischen Darstellung in dieser Hinsicht etwas genauer zu betrachten.

Die Dichtung beginnt mit dem Bilde der größten Ruhe. Die leere Stadt, deren Bewohner hinausgegangen sind den Zug der Vertriebenen zu sehen, wird auf das nachdrücklichste durch viermalige Wiederholung desselben Gedankens vergegenwärtigt:

„Hab' ich den Markt und die Straßen doch nie so einsam gesehen!
Ist doch die Stadt wie gekehrt! wie ausgestorben! Nicht funfzig,
Däucht mir, blieben zurück von allen unsern Bewohnern!"

Nur die abgerissen hingeworfenen, lange durch keine Einrede unterbrochenen Worte eines Einzelnen hört man; es ist die Sprache ei-

---

[1]) Im Anfange des ersten Gesangs.

ner Seele, die, ungestörter Anschauung hingegeben, vergißt, daß sie nicht allein ist. So tautologisch und so episch, wie hier am Anfange, ist der Dialog im ganzen Verlaufe der Handlung nicht wieder.

Die Phantasie erräth, sie weiß nicht ob richtig, wer der Sprechende ist. Sie hört, daß er nicht allein ist: die Frau ist's, mit der er spricht. Endlich wird sie befriedigt: es ist der Wirth zum goldenen Löwen, der, unter dem Thore des Hauses sitzend, am Markte, zur Frau spricht. Aus dem Innern dieser beiden Gestalten kamen die ersten Anlässe zur Thätigkeit der Phantasie; nur von da aus hat sie Augen und Sinn.

Von da aus läßt der Dichter sie nun auch ein neues Bild gewahr werden: nach dem Bilde der leeren Stadt das Bild der heimkehrenden Bewohner derselben, das Bild des Lebens nach dem Bilde der Ausgestorbenheit. Zuerst erscheinen Einzelne. Sie sind bestaubt und erhitzt. Das hatte der Mann im Beginne des Gesprächs, als er sie noch hinausziehend dachte, vorhergesehn. Darum hatte er die Macht der menschlichen Neugier bewundert. Jetzt veranlaßt die Anschauung der Sache, von Seiten der Frau, die Wiederholung jener Betrachtung. Der Mann wird durch den Anblick der Heimkehrenden an die morgen bevorstehende Ernte erinnert.

Indem der Dichter so das Gespräch fortdauern, den weiblichen Charakter das Gegenwärtige sehen und das Nächste erwarten, den männlichen von der Gegenwart abspringen und die Zukunft in's Auge fassen läßt, dann aber in der Schilderung der heimkehrenden Masse erzählend fortfährt, hat er nicht nur diese Bewegung der Masse selbst, naturgemäß, als eine gleichsam in Pulsen fortdauernde vergegenwärtigt, sondern auch die beiden Charaktere, welche der bewegten Masse ruhend gegenüberstehen, noch mehr in den Vordergrund gerückt.

Unter den Zurückkehrenden treten fast gleichzeitig Zwei an das beobachtende Paar: der Prediger und der Apotheker. Der letztere, beinahe verdrießlich, wiederholt die Klage über den Leichtsinn der menschlichen Neugier; der Prediger entschuldigt den Trieb der Natur, indem er zeigt, wie dieser Trieb, wenigstens vorübergehend, zur Entwickelung des Menschen beitrage und reize. Doch die ungeduldige Hausfrau, die sich nicht für diese Erörterung über das Motiv der Theilnehmenden interessirt, dringt auf die Erzählung, welche denn der Apotheker, wie immer, „mit Nachdruck" vorträgt.

Indem der Dichter so das Motiv des großen Haufens, die Neugier, zum dritten male, und diesmal bei demselben verweilend, zur Sprache bringt, und einen Zusammenhang desselben mit den weisen Absichten des Schöpfers nachweist, stimmt er den Leser, auch das Motiv, durch welches die Mutter bewogen wurde ihren Hermann hinauszuschicken, und überhaupt das Motiv der Theilnahme dieser Familie, welches ohnehin schon als ein edleres erkannt ist (es soll Hülfsbedürftigen geholfen werden), von dem noch höheren Standpuncte einer göttlichen Weltordnung zu beurtheilen. Wie er die einzelne Familie, der Masse gegenüber, in den Vordergrund gerückt hat, läßt er mit Zartheit auch das Motiv der ersteren als ein dem Motiv der letzteren entgegengesetztes erscheinen. Seine Gestalten werden wie durch einen Zauber durchsichtig, wir können bis auf den Grund ihrer Seele sehen.

Der Zug der Vertriebenen wird nun in der Erzählung des Apothekers als eine zweite, gleichfalls nach der Erreichung eines Ruhepunctes hinstrebende Masse deutlich. Sie eilen dem Dorfe zu, in welchem sie übernachten wollen. Mit dem Umsturz eines Wagens bricht die Schilderung ab. Auf diesem Wagen hatten Alte und Kranke gesessen; sie waren zwar glücklich, doch nicht ohne Beschädigung gefallen und nun in hülfloser Lage; so hatte sie der Apotheker verlassen. „Möge doch Hermann sie treffen," sagt gerührt der menschliche Hauswirth. Die Phantasie theilt dieses Gefühl und diesen Wunsch. So muß sie denn auch, einmal an die Gegenwärtigen und ihr Interesse gekettet, mit ihnen den zurückkehrenden Sohn erwarten, und sie in das kühlere Sälchen des Hauses begleiten, wo ihr das Bild des harmlosen Genusses Erholung von dem vorhergehenden, bis zum Anblicke des Einzelnen vergegenwärtigten Bilde des Unglücks gönnt. Die nach dem Brande neugebaute Stadt, der imposante schützende Rheinstrom erscheinen ihr, wie den redenden Bürgern, neben dem so eben betrachteten Unglück, in tröstlichem Zusammenhange mit einer gütigen Allmacht. Ohne sich dessen deutlich bewußt zu sein, muß sie selbst die Unzufriedenheit des Vaters mit dem Sohne, weil sie grade jetzt wieder an den letzteren, und bestimmter als vorher, erinnert wird, aus jenem höheren Gesichtspuncte betrachten. Sie ist in eine unsichtbare Welt der Wunder und des Geheimnisses emporgehoben. Sie hört (der Vater spricht davon) die Friedensdrommete in der Kirche schmettern, sie sieht den Sohn mit der

Braut am Altare stehn, doch rasch ist das Bild vorüber, und der scheltende Vater spricht das letzte Wort, als die Ankunft des Sohnes das zurückgetretene Bild der mit den Freunden wartenden Eltern als das Hauptbild in den Vordergrund rückt und die in demselben sichtbare Bewegung gänzlich abschließt, indem die Harrenden nun befriedigt sind.

Ein großes „Schicksal," der „Antheil" der Bewohner des Städtchens an demselben, die Theilnahme dieser einzelnen Familie ist unserm Auge innerhalb bestimmter Zeit- und Raumgränzen, massenhaft und nach einzelnen, in bestimmtem Verhältniß mehr oder minder erkennbaren Theilen, gestaltet und doch bis zu den Motiven hin durchsichtig, verkörpert und doch wunderbar durchgeistet, als Wirkliches und doch auch als begriffartig Allgemeines, über der Wirklichkeit Schwebendes, sichtbar gemacht worden. Der Jüngling steht jetzt den Eltern als den Häuptern der Familie, den gebildetsten Bürgern als den Freunden derselben, die Familie steht den Bewohnern der Stadt, die Stadt dem Zuge der Vertriebenen gegenüber, und doch ist alles in Wechselwirkung und Bewegung. Aber noch sind die Hauptgestalten nicht nach einem bestimmten Ziel hin in Bewegung gerathen. Wie läßt der Dichter diese Bewegung entstehen? Was läßt er in derselben, seinen Zwecken gemäß, sichtbar werden?

Nach den letzten Worten des Vaters dachten wir den Sohn ungesellig, blöde, nur in den Arbeiten des Hauses tüchtig und regsam. Und so war er. Aber es ist eine Verwandlung mit ihm vorgegangen.

„Ich habe noch niemals
Euch so munter gesehn und Eure Blicke so lebhaft,
Fröhlich kommt Ihr und heiter."

ruft ihm der Prediger entgegen. Die „flinke Terpsichore"[1]) ist's, die Muse des Tanzes, die von der Heimkehr des Jünglings erzählt; er war, wie wir so eben gehört haben, sonst nicht ihr Liebling. Eine Wirkung ist sichtbar. Der Erzählung, welche nun folgt, sah man schon früher mit Erwartung entgegen: jetzt hört man sie mit neuer Spannung, in ihr die Ursache jener Wirkung zu entdecken. Die Erzählung des Apothekers war Schilderung eines Phänomens nach

---

[1]) Briefwechsel mit Schiller.

seiner ganzen Breite gewesen; nur das Ende des Zuges der Vertriebenen war ungeschildert geblieben: es bot nach dem erschütternden Bilde des umgestürzten Wagens keine neue, stärker fesselnde Bilder dar, und konnte aus dem Bilde des Anfangs leicht ergänzt werden. Die Erzählung Hermanns bewegt sich in schlichter, aber inniger Einfachheit um eine einzige, jedoch auffallende Erscheinung, um einen einzelnen, und zwar um den noch fehlenden Theil dieses Phänomens. Ein hinter dem Zuge zurückgebliebener, von zwei Ochsen, „den größten und stärksten des Auslands" gezogener Wagen — wahrscheinlich jener verunglückte —, ein mit starken Schritten nebenher gehendes, die beiden gewaltigen Thiere mit langem Stabe klüglich leitendes Mädchen war der erste Gegenstand gewesen, welcher dem durch die Mutter verspäteten, dem Zuge nacheilenden Jüngling in die Augen fiel, — für den trefflichen Lenker der Rosse, für den in Sachen der Wirthschaft erfahrenen Jüngling (als solchen kennen wir ihn schon) gewiß ein fesselnder Anblick. Das Mädchen spricht ihn um Hülfe für die auf dem Wagen liegende, eben entbundene Frau an, sie hat sich derselben vorläufig angenommen — in ungewöhnlicher Noth eine ungewöhnliche Bettlerin. Hermann faßt Vertrauen zu dem verständigen Mädchen, wie sollte er nicht? sie thut bereits, was er zu thun gekommen war. Er giebt ihr die ihm von der Mutter anvertrauten Gaben der Milde; er weiß, sie wird sie mit Sinn vertheilen, wobei er, selbst überrascht und gerührt, den glücklichen Umstand hervorhebt, daß die Mutter auch bedacht gewesen, die Blöße des neugebornen Kindes zu bekleiden:

„Guten Menschen, fürwahr, spricht oft ein himmlischer Geist zu,
Daß sie fühlen die Noth, die dem armen Bruder bevorsteht."

Und die Wöchnerin dankt für seine Gabe:

„Der Glückliche glaubt nicht,
Daß noch Wunder geschehn; denn nur im Elend erkennt man
Gottes Hand und Finger, der gute Menschen zum Guten
Leitet. Was er durch Euch an uns thut, thu' er Euch selber!"

Schon hierdurch ist angedeutet, was der Dichter in diesen Moment gelegt wissen wollte. Später, im fünften Gesange, wo Hermann seine Neigung für Dorotheen bereits gestanden hat und um des Vaters Einwilligung bittet, nimmt sich der Prediger des liebenden Jünglings mit den Worten an:

„Es hat die Erscheinung fürwahr nicht
Jetzt die Gestalt des Wunsches, so wie Ihr ihn etwa geheget.
Denn die Wünsche verhüllen uns selbst das Gewünschte; die Gaben
Kommen von oben herab in ihren eignen Gestalten."

Und Hermann fügt, mit der Beredsamkeit der Liebe, hinzu:

„ihr eigenes Unglück vergessend
Steht sie anderen bei, ist ohne Hülfe noch hülfreich.
Groß sind Jammer und Noth, die über die Erde sich breiten;
Sollte nicht auch ein Glück aus diesem Unglück hervorgehn,
Und ich, im Arme der Braut, der zuverlässigen Gattin,
Mich nicht erfreuen des Kriegs, so wie Ihr des Brandes Euch freutet!"

Er hatte in der scheinbaren Bettlerin die Reiche gesehen: er war an den Born des Lebens getreten und das Bild der Urschöne hatte ihn aus demselben angelächelt, wie ein Bild aus der Bläue des Himmels.[1]) So hat der Dichter, was er nach wiederholten Aeußerungen als die Aufgabe der Poesie betrachtet: „das Unaussprechliche auszusprechen", geleistet; er hat innere Schönheit in ihrer lebendigen Wirkung als den Silberblick des Lebens aufleuchten lassen. Und dennoch ist alle poetische Excentricität, alles rhetorische Prunkwerk in dieser Auffassung des Ereignisses vermieden. Was Hermann im Augenblicke des ersten Zusammentreffens mit Dorotheen gefühlt, ist in der Weise seiner ganzen Erscheinung angedeutet, es ist in jedem seiner schlichten, innigen Worte sichtbar, aber er spricht es nicht aus. Was er in Dorotheen gesehen, und was der Dichter durch ihren Namen angedeutet, kommt ihm nicht über die Lippen: aber der ganze erste Gesang bereitet seine Anschauungsweise vor, wie sie denn auch die Anschauungsweise der Andern ist, und durch das ganze Gedicht hin die herrschende bleibt. Was Dorotheens Name ausdrückt, sagt die Mutter in der schlichten Weise des unverdorbenen, bürgerlichen Sinnes auch von Hermann aus:

„wir können die Kinder nach unserm Sinne nicht formen,
So wie Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben."

Etwas ähnliches bemerkt der Prediger gegen den Richter, wo er ihn aufmerksam macht, daß in jenen Tagen der Trübsal doch auch erfreuliche Erscheinungen vorgekommen sein müßten, indem ja die Noth den Menschen dränge,

---

[1]) Vergl. Erato v. 41.

„daß er als Engel sich zeig', erscheine den andern ein Schutzgott." Mit derselben Anspruchslosigkeit und in demselben Sinne ist in dem schönen Bilde, wo Dorothea an Hermanns Seite von der Wöchnerin Abschied nimmt, der Zug hinzugefügt, wie gleichzeitig der Richter ihr zwei Knaben, welche bis dahin von „der jammernden Mutter" vermißt waren, und die er grade jetzt wieder aufgefunden, (gleichsam als Ersatz für den Verlust Dorotheens) zuführt. Erst alles dies zusammen genommen giebt der im angedeuteten Sinne aufzufassenden Darstellung die rechte Wahrheit.

In der Wirkung nun, welche der erste Anblick Dorotheens in Hermanns Innerem hervorgebracht, läßt der Dichter — und davon war jetzt eigentlich die Rede — zugleich den Uebergang der äußern Bewegung seiner Gestalten zu einer innern sichtbar werden, indem zuerst dieser eine Charakter innerlich bewegt erscheint und sein ganzes inneres Wesen eine Richtung auf ein bestimmtes Ziel hin erhält. Durch die scheinbar hemmende Bemerkung des Apothekers: daß in solchen Tagen das Leben des Unverheiratheten zu preisen sei, wird die entstehende Bewegung beschleunigt. Denn da die Mutter hierauf erzählt, wie doch Hermanns Eltern selbst unter ähnlichen Umständen (auf der leeren Brandstätte ihrer Häuser) sich verlobt, so veranlaßt jene Bemerkung nicht nur, daß jedes Bedenken dieser Art ausdrücklich entfernt, sondern auch die Bewegung des Einzelnen in eine allgemeine verwandelt wird, indem nun der lebhafte Vater, wie schon öfter, so jetzt mit besonderem Nachdruck, den Wunsch ausspricht: „Hermann möge heirathen", den Vorschlag hinzufügt: „er möge eine von den Töchtern des (aus dem ersten Gesange bekannten) wohlhabenden Kaufmanns gegenüber wählen." In Hermanns Seele reift das Bewußtsein dessen, was in ihm vorgegangen, rasch zum Entschlusse. Die Gründe, aus denen er den Antrag ablehnt: „eitel sind sie und lieblos!" müssen wir billigen. Sein Nein! eine nothwendige Folge der Vergleichung, zu welcher er veranlaßt war, ist der Schlag, der alle Kräfte in Bewegung setzt. Nun braust der Vater auf, klagt über getäuschte Hoffnungen, über Mangel an Ehrgefühl, an Sinn für Höheres, über Trotz und Undankbarkeit. Nun blitzen im stillen, bescheidenen Sohne jene Gedanken der Verzweiflung auf. Nun erkennt und entlockt ihm die mütterliche Sorge das Geheimniß seines Herzens. Nun hindert der Prediger den Bruch mit dem Vater, indem er das Ereigniß — den Charakter

und die Natur des Jünglings berücksichtigend — als eine Fügung der göttlichen Vorsehung deutet. Nun veranlaßt der erfahrene Nachbar die Prüfung des Mädchens.

Nachdem so die Wahl, nach ihren Momenten des ersten verhängnißvollen Blicks, dann der Vergleichung und endlich des durch Widerstand entwickelten Bewußtseins und Entschlusses, dargestellt worden, wird diese Prüfung selbst ein besonderer Gegenstand der Thätigkeit der Familienfreunde. Auch aus dem Kreise, welchem Dorothea angehört, kommen mitwirkende Kräfte hinzu, namentlich der Richter, dessen Zeugniß auch den vorsichtigen Apotheker befriedigt; für den Prediger genügte schon der Anblick des Mädchens. Aber es fehlt noch die Gewißheit, daß sie einwilligen könne, daß sie auch einwilligen wolle. Diese Gewißheit zu ermitteln, hatte Hermann sich ausdrücklich vorbehalten: er war deshalb beim Lindenbrunnen zurückgeblieben, und läßt nun die Freunde mit ihrer Botschaft zu den Eltern zurückkehren. Durch die Einsamkeit auf sich gewiesen, zweifelt er, er fürchtet, einem Andern werde das Herz der Geliebten schon zu Theil geworden sein; nun sieht er (als sie ihn am Brunnen überrascht) den Ring der frühern Verlobung an ihrem Finger, und — ihr verständiges Wesen, seine Furcht machen ihm unmöglich, von Liebe mit ihr zu sprechen: er führt sie als Magd heim.

Die in der Familie thätigen Kräfte haben eine neue Kraft in ihren Verein gezogen. War der Gegenstand ihrer Thätigkeit auch dieser Liebe, dieser Sorge, dieser Anstrengungen würdig? wird Dorothea auch den in diesem Streben schlummernden Wünschen der Liebe, den in der Familie und in der sie umgebenden Welt schlummernden Ansprüchen des Lebens genügen? Wer ist diese Dorothea? Sie erscheint als eine Waise, über deren Eltern wir nichts erfahren, deren alten Verwandten der Jammer über die Noth seines Städtchens dahingerafft, als ein Mädchen, das schon eines Andern Verlobte war, den ihr die blutigen Schrecken der Revolution entrissen haben, die zwar mit dem selbstgeführten Schwerte sich und die Nächsten gerettet hat, aber alles des Ihrigen beraubt, eine Vertriebene, in der Fremde umherirrt, kurz an welcher alle Wunden, welche die Revolution geschlagen, vereint sichtbar werden: das große Weltschicksal selbst ist es daher, das in ihrer Person dem Frieden der Familie als eine in immer weiteren Kreisen um sich greifende Bewegung nahend, ihn zu erschüttern, zu

zerstören droht. Der typische Charakter der Darstellung geht hier in einen symbolischen über.[1])

Es ist ein eben so schön gedachter, als tief empfundener Zug, durch welchen der Dichter diese symbolische Gestalt — Mißklang in Harmonie auflösend — in eine naturwirkliche, den vorigen Gestalten ähnliche verwandelt hat. Wie der Seidenwurm dem Raume, auf welchen er angewiesen war, entrissen, in der ihm fremden Wohnung des Menschen fortfährt, sich seine nächste Umgebung spinnend selber zu gestalten, so hat auch Dorothea's Herz und die in ihm thätige Natur sich bereits, auch in der Fremde und in der Verwirrung der Flucht, den ihr eigenthümlichen Wirkungskreis geschaffen. In diesem lernen wir sie, noch ehe wir die symbolische Bedeutung ihrer Erscheinung ahnen, mit Hermann am Wagen der kranken Wöchnerin kennen.

Nachdem durch die Darstellung, wie Hermann, von Mutter und Freunden unterstützt, des Vaters Einwilligung wenigstens bedingungsweise erlangt, die Wirkung von dem ersten Erscheinen Dorothea's ganz zur Anschauung gebracht ist, und nun die Freunde mit Hermann hinaus geeilt sind, das Mädchen zu prüfen, wird ihnen von Hermann, damit sie es aus der Menge herausfinden können, auch das Aeußere Dorotheens beschrieben, und zwar mit derselben von Liebe und Begeisterung nur durchschimmerten Selbstbeherrschung, mit der er früher sein erstes Zusammentreffen mit ihr erzählte. Nur zart ist das seitdem entwickelte Bewußtsein seiner Liebe angedeutet. Seine Beschreibung wird nachher fast wörtlich wiederholt, nur ward vorher die Gehende beschrieben, nachher, wo die Beschreibung wiederholt wird, sitzt Dorothea dazu. Da zwischen diese beiden Bilder (der gehenden und der sitzenden Dorothea), welche durch ihre Ausführlichkeit die ganze Seele zu sinnlicher Anschauung in Anspruch nehmen, das Gemälde der Revolution gestellt ist, welches der Richter entwirft und welches mit dem Heldenmuthe des zum Schwerte greifenden Mädchens endigt, so hat doch auch hier wohl nicht Zufall und Glück, sondern künstlerische Besonnenheit gewaltet; und die Wiederholung jener Beschreibung hat, außer dem Zwecke, den Verstand durch die

---

[1]) Daß auf diese symbolischen Züge, die zugleich „retardirende Motive" sind, ein besonderes Gewicht zu legen sei, geht daraus hervor, daß mehrere derselben (die entschiedene Armuth Dorotheens, ihre erste Verlobung und ihre Tapferkeit) gegen die Originalfabel erfunden sind. Goethe selber sagt in einem Brief an Schiller: „das große Weltschicksal ist theils wirklich, theils durch Personen, symbolisch eingeflochten."

Gewißheit zu befriedigen, daß die Freunde das rechte Mädchen herausgefunden, den Nebenzweck: die Phantasie, nach dem Bilde der Revolution, und nach dem letzten zwar Bewunderung, aber nicht Liebe erregenden Bilde des ihre Keuschheit und die Ihren mit dem Schwerte vertheidigenden Mädchens der Revolution, durch das fast unmittelbar folgende Bild des ruhend-sitzenden, das neugeborne Kind, das sie gewickelt hat, betrachtenden, in der Hülflosigkeit noch hülfreichen, und in der Heimathlosigkeit den ihr heimathlichen Wirkungskreis sich schaffenden Mädchens zu versöhnen. Die Rettung Dorothea's in die Familie Hermanns vollendet diese Versöhnung: die in der Familie wirkenden Naturkräfte heilen die Wunden der Revolution, die an der symbolischen Gestalt Dorotheens, wie in der Störung des Familienfriedens, welche durch sie veranlaßt wird, veranschaulicht sind.[1])

Das Zeugniß des Richters als des Repräsentanten des Volks, das Benehmen Dorothea's in den Tagen der schwersten Prüfung, ihre Treue und Aufopferung gegen den Anverwandten, den sie bis zum Tode gepflegt, der geistige Adel ihres ersten Verlobten, ihre Geistesgegenwart und ihr Muth in der Gefahr, die Heiterkeit, mit der sie alle jene schweren Verluste, der Ihrigen, des Bräutigams, der Habe und der Heimath, ertragen, endlich ihr rüstiges Wesen, ihre thätige Liebe, ihr häuslicher Sinn, ihre ganze Erscheinung, das alles läßt uns mit den forschenden Freunden, die wir Schritt vor Schritt zu begleiten glauben, nicht zweifeln, daß Hermann glücklich gewählt.

Die Demuth und innere Würde, mit der Dorothea die Erniedrigung zur Magd erträgt, vollenden dieses Vertrauen und nöthigen die Phantasie, diese Züge mit jenem Bilde der vor dem neugebornen Kinde sitzenden Jungfrau zu vereinen, in diesem Bilde nunmehr das Bild der künftigen Hausfrau und Mutter, und in dem Elemente, welches jene Kräfte in ihren Verein zu ziehen bemüht sind, das neue Lebenselement anzuerkennen.

---

[1]) Die männermordende Dorothea wurde durch den Zweck der Dichtung nothwendig; das ans Unschöne hinstreifende Bild ist der Mißklang, auf dessen Auflösung in Harmonie eine wesentliche Schönheit des Gedichts beruht. Dies hat W. v. Humboldt in seinem trefflichen Werke über Goethe's Dichtung übersehen. Während des Druckes dieser Abhandlung ist Eckermanns Buch erschienen, in welchem eine das Gesagte bestätigende Aeußerung Goethe's steht.

So reißt denn auch nun, gegen das Ende der Erzählung, da, wo das Unternehmen, zu welchem die Kräfte vereint waren, zu mißlingen droht, der immer trüber und ahnungsvoller werdende Charakter der Darstellung die Phantasie immer mehr in das Mitgefühl der Sorge des Jünglings hinein. Sie hört den Scherz der vom Lindenbrunnen zurückfahrenden Freunde nur wie Stimmen des gleichgültigen Lebens da draußen, sie folgt ihnen nicht; sie sieht mit dem Jünglinge dem Wagen nach, wie der Staub sich erhebt, wie der Staub sich zerstreut, dann blickt sie auf den ohne Gedanken stehenden Freund; sie hört, wie man die weinenden Kinder, als Dorothea von ihnen scheidet, mit dem Zuckerbrote tröstet, das ihnen der neugeborne Bruder beim Zuckerbäcker bestellt, als der Klapperstorch ihn jüngst vorbeitrug: aber es durchzuckt der Scherz nur als ein Blitz des Humors die Trübe. Nun singt die tragische Muse selbst den Gesang von der Heimkehr des Jünglings und der Jungfrau. Die sinkende Sonne, das drohende Gewitter, das Dunkel der Nacht, das vorbedeutende Zeichen und wieder der Scherz Dorotheens, endlich die Art, wie der Apotheker den wartenden Eltern als Mittel zur Geduld den Gedanken an den Tod empfiehlt, — alles steigert die ernste Stimmung, alles trägt dazu bei, uns das Mißlingen des hier vorgehenden Processes der Menschennatur als das „hohe Tragische von heut" fürchten, nur den glücklichen Ausgang des sich ereignenden Familien-Phänomens uns als wünschenswerth erscheinen zu lassen.

Nun werden die Musen selbst angerufen, die Wolken zu theilen, die über das Glück des „lieblichen Paares," da Hermann noch der Gegenliebe Dorothea's nicht gewiß ist und Verdruß bevorsteht, herauf ziehn.

Ich habe früher gezeigt, wie Hermann schon bei seinem ersten Auftreten, als er vom Wagen der Wöchnerin zurückkehrte, der Familie gegenüberstehend dargestellt ist. Schon damals war Dorothea, als neues Lebenselement seines Innern, geistig gegenwärtig. Jetzt, wo Hermann und Dorothea, die hohen Gestalten, eintretend die Thür füllen, wiederholt sich jenes Bild, und es wird zugleich die Bedeutung dieser Gegenüberstellung ausgesprochen. Denn so eben hat der Prediger den vom Apotheker zur Beschwichtigung der Ungeduld empfohlenen Todesgedanken abgelehnt, als nach seinen letzten Worten:

„Zeige man doch dem Jüngling des edel reifenden Alters
Werth, und dem Alter die Jugend, daß beide des ewigen Kreises
Sich erfreuen, und so sich Leben in Leben vollende."

die Thür sich öffnet und — das Brautpaar eintritt. Die Eltern, die Freunde scheinen erstaunt über den Anblick des kräftigen Paares und der Hauch ewiger Jugend weht sie an. Denn daß es als Brautpaar eintritt, ist für den Leser wie für die wartenden Eltern nicht mehr zweifelhaft: auch für Hermann ist es im Augenblick entschieden, indem der Scherz, mit welchem der Vater die Eintretenden empfängt, dem durch Unglück sittlich reizbar gewordenen Mädchen das Geständniß ablockt, daß Hermann von ihr geliebt sei. Die Jugend steht nun dem Alter gegenüber, eins im andern sich freuend, am andern sich fortbildend. Auch dies war ein Grund, weshalb der Dichter den Vater, die Mutter, den Apotheker, in ihren Gesprächen immer aufs neue auf die Veränderung der Zeit zurückkommen, immer von dem reden ließ, was ehemals gewesen: sie stehen dadurch, mit der Zeit nur widerstrebend fortschreitend, als die naturgemäßen Repräsentanten des Alten da; das jugendliche Brautpaar steht ihnen als die Widerlegung und Wiedergeburt der alternden Familie gegenüber, so jedoch, daß diese sich ihrer Verjüngung in ihnen freut. Der Zweck der Darstellung ist erreicht; die das ganze Ganze durchdringende Einheit der Empfindung strebt zum Abschlusse hin. Die Art und Weise desselben ist durch alles vorhergehende vorgeschrieben.

Ein an den Zauber der Vossischen Festbeschreibung gewöhnter Leser würde jetzt seinen Blick auf das sorgsame Mütterchen werfen, ob es nicht Anstalten zu einem Festmahle treffen wird. Aber solchen Erwartungen wird nicht entsprochen, ja es ist ihnen vorgebeugt, indem erzählt ist, wie der Vater, im ersten aufbrausenden Unmuth über Dorotheens Reizbarkeit, zu Bette gehen will. Zwar wünschte der wackere Vater, im ersten Gesange, die Trauung seines Sohnes am Friedensfeste, unter dem Schmettern der Trompete und dem Gesange des Te Deum, in der Kirche zu feiern: aber selbst davon ist, obgleich der Wunsch in Erfüllung gehen wird und dieser Theil des Gedichts sogar fast unter solchen Feierlichkeiten gedichtet ist,[1]) nicht mehr die Rede:

[1]) Goethe an Schiller, vom 18. Mai 1797. „Auch mir kommt der Friede zu Statten und mein Gedicht gewinnt dadurch eine reinere Einheit." Vergl. den Brief vom 26. April 1797.

die Verwirrung, welche durch Dorotheens Irrthum, daß sie als Magd ins Haus komme, herbeigeführt ward, fesselt die Redenden und mit ihnen den Leser an das Gegenwärtige. Kurz und einfach wird die Verlobungsscene erzählt. Auch hier ist dem Leser nicht Zeit zu Nebengedanken gelassen. Der Prediger stutzt einen Augenblick, als er an Dorotheens Finger den Ring der frühern Verlobung erblickt, doch faßt er sich rasch zu einer freundlichen Aeußerung seines Bedenkens, und nun — rauscht das Leben und die Geschichte selbst die Verlobungsrede dazu, indem Dorothea die Worte ihres ersten Verlobten wiederholt, mit denen er auf immer von ihr schied. Sie erscheint dadurch, wie sie selbst auch ausspricht, als eine, nach gefahrvoller Fahrt, im sichern Hafen landende Fremde; der Geist der Entsagung athmet aus ihren Worten, Entsagung ist die Seele der Worte des Verlobten, des unglücklichen Opfers der Revolution: noch scheint dem vom Schiffbruche geretteten Mädchen der Boden unter den Füßen zu schwanken. Hermanns nun folgende Schlußworte verwandeln dieses Gefühl der Unsicherheit in besonnenen Lebensmuth. Den Werth der errungenen Gottesgabe erkennend und sich aneignend, spricht er im Hochgefühle des Besitzes den Hochentschluß männlicher Gesinnung aus, in ihr das Seine und in dem Seinen das Vaterland gegen den Feind von außen, wie gegen den schwankend gesinnten Bürger im Innern zu vertheidigen. Nun ist alles abgerundet, mit erhebendem Abschluß in sich vollendet. Alle Kräfte waren, wenn gleich in Zwiespalt, thätig das eine zu vollbringen: die Jungfrau ist aus der Fremde — eine deutsche Iphigenie — durch das Zusammenwirken der Kräfte in den heimathlichen Kreis der Familie gerettet, der in dem Familienvater seines Beschützers sicher ist und dem in den Freunden Vernunft und Erfahrung helfend zur Seite stehn.

Voß hatte in seiner Luise ein Gemälde des deutschen Familienlebens gegeben, wie es im friedlichen, ungestörten Zustande, in einer geistig fast bewegungslosen Zeit, sich zu festlichen Momenten, wie zu den von der Morgensonne beleuchteten, breiten Höhen seines äußerlichen Daseins emporhebt. Goethe wagte es, auf einen höchsten Gipfel den Blick des gebildeten Lesers zu fesseln, in diesen Punct die ganze Fülle der Schönheit als eines in verschiedene Farbenstrahlen gebrochenen, aber in lebendiger Wirkung sich

selbst wiedererzeugenden Lichtwesens zu versammeln,[1]) und den höchsten **Moment** dieses Lebens, den **Moment der Wiedergeburt desselben**, nach seinem Zusammenhange mit dem Dasein der Menschheit und nach seinem innern lebendigen Wesen darzustellen. So fand Deutschland, gleichsam das denkend und fühlend in sich gekehrte Herz Europa's, Dichter, welche die wesenhaften Züge seines Daseins verklärten: die deutsche Familie und das in ihr sich regende, menschliche Herz waren ihre Gegenstände. Und in der That, alle Anstrengungen der deutschen Dichter des 18ten Jahrhunderts weisen mittelbar oder unmittelbar auf diesen idyllischen Gipfel hin, Goethes frühere Poesie strebt ihm von allen Seiten her zu, und sein idyllisches Epos erscheint als die Erfüllung ihrer Bestimmung. Auf der Höhe des Naturstandpunctes, den er erklommen, steht er da, und schaut, den Frieden der Natur im Herzen, in der Familie die Menschheit, in der Menschheit die Welt als Verherrlichung Gottes an.

X.

Ueber die Quelle des idyllischen Epos: Hermann und Dorothea von Goethe.

(Nachtrag zur vorhergehenden Vorlesung, mitgetheilt in der Sitzung vom 4. Januar von C. F. Yrem.)

Es soll eine Unart, und insbesondere eine deutsche Unart sein, berühmten Dichtern nachzuspüren, woher sie den Stoff ihrer Dichtungen genommen. Es wird darüber gescholten, aber man läßt es nicht. Und — es hat doch auch sein Gutes, mindestens verräth sich darin die Theilnahme des Lesers: der Romanschreiber Lafontaine fühlte sich

---

[1]) „Das Schöne ist, wenn wir das gesetzmäßig Lebendige in seiner größten Thätigkeit und Vollkommenheit schauen, wodurch wir zur Reproduction gereizt uns gleichfalls lebendig und in höchste Thätigkeit versetzt fühlen." Goethe's Definition.

geschmeichelt, als man ihm in Schwetzingen das Grab seiner Romanheldin Klara zeigte; der Cardinal von Este wußte seinen Ariost nicht freundlicher zu ehren, als indem er ihn fragte: „wo hat er nur all' das närrische Zeug her?“ —

Der Verfasser des epischen Idylls: Hermann und Dorothea hörte zwar Fragen dieser Art nicht gern, aber seine ganze Selbstbiographie ist zur Befriedigung solcher Neugier geschrieben. Woher er den Stoff zu dem genannten Gedichte genommen, hat er nicht für gut gefunden zu verrathen. So mag denn die folgende Zusammenstellung dessen, was darüber anderweitig bekannt geworden, hier ihre Stelle finden, indem doch mancher Liebhaber des Goetheschen Gedichts seine Freude daran haben könnte.

Daß die Quelle, aus welcher Goethe den Gegenstand seines idyllischen Epos: Hermann und Dorothea schöpfte, in der Geschichte der Salzburgischen Emigranten zu suchen sei, ist schon seit geraumer Zeit mehr als einmal ausgesprochen worden. Zuerst machte im Jahre 1809 ein Pseudonymus im Morgenblatte[1]) darauf aufmerksam. Dabei hat man sich, so viel mir bekannt, lange Zeit beruhigt, bis das Erscheinen von K. Panse's „Geschichte der Auswanderung der evangelischen Salzburger im Jahre 1732. Leipzig 1827.“ neuen Anstoß zu Forschung und Mittheilung gab. Die Geschichte von der wackern Salzburgerin war hier zwar ohne Hindeutung auf Goethe erzählt, entweder weil dem Verfasser die Aehnlichkeit der Goetheschen Dichtung mit jener Erzählung entgangen war, oder aus Grundsatz, weil er Nebenbemerkungen unterdrücken zu müssen glaubte. Aber schon im Jahre darauf stimmte ein Mitarbeiter des Berliner Gesellschafters[2]) ein ordentliches Jubelgeschrei an, daß man ja hier offenbar Goethe's Dorothea habe. Er gab sich auch die Mühe, in dem vor dem Buche befindlichen Quellenverzeichnisse nachzuforschen, und gerieth nach Anleitung des Panseschen Textes auf das Schriftchen, das, wie sich nachher zeigen wird, wahrscheinlich auch Goethe in Händen gehabt hat und das zugleich die Quelle aller andern Erzählungen desselben Gegenstandes sein möchte. Sechs Jahre später bemerkte ein Mitarbeiter der Dresdner Abendzeitung die Aehnlichkeit jener Salzburgerin mit Goethe's Dorothea noch einmal, und die Berliner Spener-Zeitung, die

---

[1]) Nro. 138. Vergl. Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten von K. H. Jördens. Bd. VI. S. 215.

[2]) Jahrgang 1828, Seite 206, Beilage zu Blatt 41.

inzwischen die Erzählung von der schönen Salzburgerin aus einer Berliner Flugschrift vom Jahre 1732 als aus der eigentlichen Originalquelle der Geschichte mitgetheilt hatte, gab nicht nur von dieser Dresdner Entdeckung schleunigst Nachricht,[1]) sondern ließ bald darauf[2]) durch einen „hohen auswärtigen Gönner“ die Geschichte wieder aus einem andern Werke, und wieder als aus der eigentlichen Originalquelle, mittheilen, worüber sie beinahe Krieg bekommen hätte. Jeder dieser vier Mittheilenden, von dem Mitarbeiter des Morgenblattes an, hatte ein anderes Werk oder eine andere Schrift als Fundort seiner Mittheilung namhaft gemacht; jeder glaubte, ohne von der Entdeckung des Andern zu wissen, die Quelle des Goetheschen Gedichts entdeckt zu haben. Dieser Umstand ist so gut als ein halber Beweis, daß in der Hauptsache Alle das Richtige getroffen haben. Vier Zeugen sind ohne Verabredung in der Aussage einig, daß Goethe einen Zug aus jener Emigrationsgeschichte bearbeitete. Niemand hat dieser Behauptung widersprochen; ja, die letzte der bezeichneten Mittheilungen ist in der Allgemeinen Literatur-Zeitung[3]) und im Morgenblatte[4]) wiederholt worden, einiger Biographien Goethe's nicht zu gedenken, in denen auf das eine und andere jener Citate, oder doch auf das Resultat der Entdeckungen verwiesen wird. Die Aehnlichkeit des Goetheschen Gedichtes mit jenen Erzählungen ist auffallend; das Abweichende beruht zu sehr auf nachweisbaren Gründen, als daß gegen die Behauptung, daß Goethe's Dorothea und die wackere Salzburgerin eine und dieselbe Person sei, Erhebliches eingewendet werden könnte.

Die älteste jener vier Erzählungen findet sich in einer kleinen Flugschrift in Octavformat, welche den Titel führt: „Das liebthätige Gera gegen die Saltzburgischen Emigranten d. i. kurze und wahrhaftige Erzählung, wie dieselben in der gräflich Reuß-Plauischen Residenzstadt Gera angekommen.“ Die Vorrede ist vom 12. Mai 1732. Hier heißt es wörtlich folgendermaßen.

„In Alt-Mühl, einer Stadt im Oettingischen gelegen, hatte ein gar feiner und vermögender Bürger einen Sohn, welchen er oft zum Heyrathen angemahnet, ihn aber dazu nicht bewegen können. Als

---

1) 1834 Nr. 204.
2) 1835 Nr. 6.
3) 1835 Nr. 163.
4) 1836 Nr. 44.

nun die Saltzburger Emigranten auch durch dieses Städtgen passiren, findet sich unter ihnen eine Person, welche diesem Menschen gefällt, dabey er in seinem Herzen den Schluß fasset, wenn es angehen wolle, dieselbe zu heyrathen; erkundigt sich dahero bey denen andern Saltzburgern nach dieses Mädgens Aufführung und Familie, und erhält zur Antwort, sie wäre von guten, redlichen Leuten und hätte sich jederzeit wohl verhalten, wäre aber von ihren Eltern um der Religion willen geschieden und hätte solche zurücke gelassen. Hierauf gehet dieser Mensch zu seinem Vater und vermeldet ihm, weil er ihn so oft sich zu verehlichen vermahnet, so hätte er sich nunmehro eine Person ausgelesen, wenn ihm nur solche der Vater zu nehmen erlauben wolle. Als nun der Vater gerne wissen will, wer sie sey, sagt er ihm, es wäre eine Saltzburgerin, die gefalle ihm, und wo er ihm diese nicht lassen wolte, würde er niemalen heyrathen. Der Vater erschrickt hierüber und will es ihm ausreden, er läßt auch einige seiner Freunde und einen Prediger ruffen, um etwa den Sohn durch ihre Vermittelung auf andere Gedancken zu bringen; allein alles vergebens. **Daher der Prediger endlich gemeinet, es könne Gott seine sonderbare Schickung darunter haben, daß es sowol dem Sohne, als auch der Emigrantin zum besten gereichen könne,** worauf sie endlich ihre Einwilligung geben, und es dem Sohn in seinen Gefallen stellen. Dieser gehet sofort zu seiner Saltzburgerin und fragt sie, wie es ihr hier im Lande gefalle? sie antwortet: Herr gantz wohl. Er versetzet weiter: Ob sie wol bey seinem Vater dienen wolte? Sie sagt: gar gerne; wenn er sie annehmen wolle, gedencke sie ihm treu und fleißig zu dienen, und erzehlet ihm darauf alle ihre Künste, wie sie das Vieh füttern, die Küh melcken, das Feld bestellen, Heu machen und dergleichen mehr verrichten könne. Worauf sie der Sohn mit sich nimmet und sie seinem Vater präsentiret. Dieser fragt das Mädgen, ob ihr denn sein Sohn gefalle, und sie ihn heyrathen wolle? Sie aber, nichts von dieser Sache wissend, meinet, man wolle sie vexiren, und antwortet: Ey, man solle sie nur nicht foppen, sein Sohn hätte vor seinen Vater eine Magd verlangt, und wenn er sie haben wolle, gedächte sie ihm treu zu dienen und ihr Brod wohl zu erwerben. Da aber der Vater darauf beharret und der Sohn auch sein ernstliches Verlangen nach ihr bezeiget, erkläret sie sich: Wenn es denn Ernst seyn solte, so wäre sie es gar wohl zufrieden, und sie wolte ihn halten, wie ihr Aug im Kopf. Da nun hierauf der Sohn ihr ein Ehe-

Pfand reichet, greiffet sie in den Busen und sagt: Sie müsse ihm doch auch wol einen Mahl-Schatz geben; wormit sie ihm ein Beutelgen überreichet, in welchem sich 200 Stück Ducaten befunden."

Die zweite Relation findet sich in der im Jahre 1732 zu Leipzig erschienenen „Ausführlichen Historie derer Emigranten oder vertriebenen Lutheraner aus dem Erzbisthume Saltzburg." Ich habe diese Leipziger Erzählung bei der Vorlesung über Goethe's Hermann und Dorothea mitgetheilt. Wer sie mit der Geraer vergleicht, wird nicht Anstand nehmen, die Geraer als die Originalquelle anzuerkennen. Die Leipziger Historie wiederholt die Geraer Anekdote fast wörtlich. Zum Ueberflusse bemerkt sie sogar, daß die Emigranten die Geschichte in Gera erzählt haben, während der Geraer Referent aussagt, sie sei den Geraern von einem glaubwürdigen Manne erzählt, und von einigen Zeugen bestätigt worden.

Die dritte und vierte Relation sind beide in Berlin erschienen; die dritte, einen Monat später als die Geraer, also der Zeit nach eigentlich die zweite, in einer fünf Bogen starken Flugschrift, welche den Titel führt: „Fünffte Stück oder Vierdte Fortsetzung der Nachrichten von den Saltzburgischen Emigranten u. s. w. Berlin bey Rüdigern, unter dem Berlinischen Rathhause, den 16ten Junii 1732. 4." Es ist eine Fortsetzung der in demselben Jahre und ebendaselbst erschienenen zwei Bogen starken „Umständlichen und Wahrhafftigen Nachrichten von den Saltzburgischen Emigranten" u. s. w. „Eine gewisse Saltzburgische Dirne", heißt es in diesen Nachrichten, „hatte wegen der Religion Vater und Mutter verlassen, und war mit ihren emigrirenden Landes-Leuten zugleich mit fortgezogen. Als sie nun durch das Oettingische reisen, und durch die Stadt Alt-Mühl kommen, kömmt eines reichen Bürgers Sohn aus dieser Stadt zu ihr, und fräget sie; wie es ihr in dasigem Lande gefalle? sie giebt zur Antwort: Herr gantz wohl! er fährt fort: ob sie denn bey seinem Vater wohl dienen wolte? sie antwortet: gar gerne! sie wolte treu und fleißig seyn, wenn er sie in seine Dienste annehmen wolte. Sie erzehlet ihm darauf alle ihre Bauer-Arbeit, die sie verstünde: sie könne das Vieh futtern, die Kühe melcken, das Feld bestellen, Heu machen und dergleichen mehr verrichten. Nun hatte der Vater diesen seinen Sohn offt angemahnet, daß er doch Heyrathen möchte; wozu er sich aber vorher nie entschliessen können. Da aber diese Emigranten dadurch ziehen, und er dieses Mädchen ansichtig wird, gefält ihm dieselbe. Er gehet daher zu seinem

Vater, erinnert demselben, wie er ihn so offt zum Heyrathen angespornet, und entdecket ihm dabey, daß er sich nunmehro eine Braut ausgesuchet hätte. Er bäthe, der Vater möchte ihm nun erlauben, daß er dieselbe nehmen dürffte. Der Vater frägt ihn wer dieselbe sey? er giebt ihm zur Antwort: es sey eine Saltzburgerin, die ihm sehr wohl gefalle. Wolte ihm nun der Vater nicht erlauben, daß er dieselbe nehmen dürffte: so würde er auch niemals heyrathen. Als nun der Vater nebst seinen Freunden und dem herzugeholten Prediger sich lange vergeblich bemüht hatten, ihm solches aus dem Sinne zu reden, es ihm aber endlich doch zugegeben: so präsentiret dieser seinem Vater seine Braut. Das Mägdchen aber wuste von nichts anders, als daß man sie zu einer Dienst-Magd verlangete, und deswegen gieng sie auch mit dem jungen Menschen nach dem Hause seines Vaters. Der Vater hingegen stund in den Gedancken, als hätte sein Sohn der Saltzburgerin sein Hertz schon eröfnet. Daher fräget er sie: wie ihr denn sein Sohn gefalle? und ob sie ihn denn wohl heyrathen wolte? weil sie nun davon nichts wuste: so meinete sie, man suchte sie zu vexiren. Sie fängt darauf an: man solte sie nur nicht foppen! zu einer Magd hätte man sie verlanget, und zu dem Ende wäre sie seinem Sohne nachgegangen. Wolte man sie dazu annehmen, so wolte sie allen Fleiß und Treue beweisen, und ihr Brod schon verdienen. Foppen aber liesse sie sich nicht. Der Vater aber bleibet dabey, daß es sein Ernst sey, und der Sohn entdecket ihr darauf auch die wahre Ursach, warum er sie mit nach seines Vaters Hause geführet, nemlich: er habe ein hertzliches Verlangen sie zu heyrathen. Das Mägdchen siehet ihn darauf an, stehet ein klein wenig stille, und saget endlich: wenn es denn sein Ernst wäre, daß er sie haben wolte, so wäre sie es auch zufrieden, und so wolte sie ihn halten, wie ihr Auge im Kopff! der Sohn reichet ihr hierauf ein Ehe-Pfand: sie aber greifft sofort in den Busen, ziehet einen Beutel heraus, darinnen 200 Ducaten steckten, und saget: Sie wolte ihm hiemit auch einen Mahl-Schatz geben."

Zum viertenmale findet sich unsere Erzählung in G. G. G. Göckings „Vollkommener Emigrationsgeschichte der aus dem Erz-Bisthum Saltzburg vertriebenen Lutheraner. Frankf. u. Leipzig 1734. 4." Sie lautet Th. 1 S. 671 wörtlich also: „So nahm man auch die wunderbare Führung Gottes an einer Saltzburgischen Dirne wahr, die der Religion wegen Vater und Mutter verlassen hatte, und auf der Reyse so wunderbarlich verheyrathet ward. Dieses Mädgen zog mit ihren Landes-

Leuten fort, ohne zu wissen, wie es ihr ergehen, oder wo sie Gott hinführen würde. Als sie nun durch das Oettingische reyseten, kam eines reichen Bürgers Sohn aus Altmühl zu ihr, und fragte sie: Wie es ihr in dasigem Lande gefalle? Sie gab zur Antwort: Herr, gantz wohl. Er fuhr fort: Ob sie denn bey seinem Vater wol dienen wolte? sie antwortete: Gar gerne! sie wolte treu und fleissig seyn, wenn er sie in seine Dienste annehmen wolte. Darauf erzehlete sie ihm alle ihre Bauer-Arbeit, die sie verstünde. Sie könne das Vieh futtern, die Kühe melcken, das Feld bestellen, Heu machen, und dergleichen mehr verrichten. Nun hatte der Vater diesen seinen Sohn offt angemahnet, daß er doch heyrathen möchte; wozu er sich aber vorher nie entschliessen können. Da aber besagte Emigranten da durchzogen, und er dieses Mädgen ansichtig ward, gefiel ihm dieselbe. Er gieng daher zu seinem Vater, erinnerte denselben, wie er ihn so offt zum heyrathen angespornet, und entdeckete ihm dabey, daß er sich nunmehro eine Braut ausgesuchet hätte. Er bäte, der Vater möchte ihm nun erlauben, daß er dieselbe nehmen dürffte. Der Vater frug ihn, wer dieselbe sey? Er gab ihm zur Antwort: Es sey eine Saltzburgerin, die ihm sehr wohl gefiele. Wolte ihm nun der Vater nicht erlauben, daß er dieselbe nehmen dürffte; so würde er auch niemals heyrathen. Als nun der Vater nebst seinen Freunden und dem herzugeholten Prediger sich lange vergeblich bemühet hatte, ihm solches aus dem Sinne zu reden, es ihm aber doch endlich zugegeben; so stellete dieser seinem Vater die Saltzburgerin dar. Das Mädgen aber wußte von nichts anders, als daß man sie zu einer Dienst-Magd verlangete. Und deßwegen gieng sie auch mit dem jungen Menschen nach dem Hause seines Vaters. Der Vater hingegen stund in den Gedancken, als hätte der Sohn der Saltzburgerin sein Hertz schon eröffnet. Daher fragte er sie: Wie ihr denn sein Sohn gefiele, und ob sie ihn denn wol heyrathen wolte? Weil sie nun davon nichts wußte, so meynete sie, man suchte sie zu äffen. Sie fieng darauf an: Man solte sie nur nicht foppen! zu einer Magd hätte man sie verlanget, und zu dem Ende wäre sie seinem Sohne nachgegangen. Wolte man sie nun dazu annehmen, so wolte sie allen Fleiß und Treue beweisen, und ihr Brodt schon verdienen. Foppen aber liesse sie sich nicht. Der Vater aber blieb dabey, daß es sein Ernst wäre, und der Sohn entdeckete ihr auch darauf die wahre Ursache, warum er sie mit nach seines Vaters Hause geführet, nemlich: Er habe ein hertzliches Verlangen, sie zu heyrathen.

Das Mädgen sahe ihn darauf an, stund ein klein wenig stille, und sagte endlich: Wenn es denn sein Ernst wäre, daß er sie haben wolte, so wäre sie es auch zufrieden, und so wolte sie ihn halten, wie ihr Auge im Kopffe. Der Sohn reichte ihr hierauf ein Ehe-Pfand: Sie aber griff so fort in den Busen, zog einen Beutel heraus, darinn zweyhundert Ducaten stacken, und sagte: Sie wolte ihm hiemit auch einen Mahl-Schatz geben. Folglich war die Verlobung richtig. Hat man wol nicht Ursache bey solchen Umständen voller Verwunderung auszuruffen: Herr, wie gar unbegreiflich sind deine Gerichte, und wie unerforschlich deine Wege?"

Daß auch diese beiden Berliner Relationen aus der Geraer entstanden sind, fällt in die Augen; doch scheint Göcking die Geraer Flugschrift nicht mehr unmittelbar, sondern nur die aus ihr entstandene Erzählung der „Nachrichten" überarbeitet zu haben. Ohne sonst eine wesentliche Veränderung mit der Original-Erzählung vorzunehmen, heben die Berliner von der Salzburgerin an. Der Bürgerssohn kommt zu ihr und bietet ihr die Stelle einer Magd im Hause seines Vaters an; es wird aber nicht gesagt, daß er darüber mit ihr abschließt, noch weniger, daß sie sogleich mit ihm geht, was doch der Leser, um auf das Verständniß des Folgenden hinlänglich vorbereitet zu sein, wissen mußte. Da die kleine Berliner Schrift sowohl, als auch das größere Geschichtswerk von den Salzburgern handelte, so hatten die Verfasser beider geglaubt, auch hier von der Salzburgerin anfangen zu müssen; vielleicht auch, daß sie so den Leser nachher desto mehr zu überraschen gedachten. Die Erzählung dessen, was vor diesem Anfange im Hause des Bürgers vorgegangen war, die nach dem Anfange eingeschaltet werden mußte, erschien nun schleppend. Um dieses Schleppende, welches bei der Länge der Einschaltung doppelt fühlbar wurde, wenigstens äußerlich zu entfernen, sollte das lebhaftere Präsens historicum und bei Göcking das kürzere Imperfectum aushelfen, was aber die Verwirrung vollendet. Da dennoch der Schluß der Einschaltung sich noch immer nicht rasch genug einfinden wollte, sah man sich endlich genöthigt, die Aeußerung des Predigers, durch welche dieser den Vater zur Einwilligung in die Heirath des Sohnes bewegt, ganz zu übergehen. Den Gehalt dieser Aeußerung verarbeitete Göcking zu Schau-Enden am Anfang und am Schlusse der Erzählung: er fordert den Leser zur Bewunderung auf, statt die Sache durch sich selbst wirken zu lassen. Die Sachsen erzählen klarer,

bündiger und einfacher, auch sind sie in der Wahl des Ausdrucks manierlicher als die Berliner. Bei jenen ist die Hauptperson der Erzählung keine „Dirne." Die Berliner sagen: ein reicher Bürger; die Sachsen: ein gar feiner und vermögender Bürger; die Berliner: sie erzehlet ihm alle ihre Bauer-Arbeit, die sie verstünde; die Sachsen: alle ihre Künste. [1]) Die Wiederholung des „Foppen ließe sie sich nicht!" ist ein Berliner Idiotismus. Goethe verlegt den Anfang seiner Darstellung, mit der Geraer und Leipziger Erzählung übereinstimmend, in das Haus des Bürgers. Da ihn grade jene Aeußerung des Predigers, welche sich nur in der Geraer Flugschrift und in der Leipziger Historie findet, veranlaßt zu haben scheint, der Heldin seiner Dichtung den Namen Dorothea zu geben [2]), so ist es wahrscheinlich, daß er eine dieser beiden Erzählungen, wo nicht gar nur einen treuen Abdruck derselben in irgend einem jetzt verschollenen Zeitungs- oder Unterhaltungsblatte vor Augen gehabt. Daß er jedoch diese Aenderungen auch mit einer von der Originalquelle abweichenden Ueberlieferung als Dichter aus eigener Anschauung vorzunehmen fähig gewesen, wird Niemand verneinen mögen. Die Dunkelheit im Anfange der Göckingschen Erzählung kann seine Divinationsgabe gereizt, selbst die Ueberschrift dieses Abschnittes kann ihn angezogen haben. [3]) Das Wunderbare war seit Bodmer ein besonderes Augenmerk der Dichter geworden. Bodmer kam durch die theoretische Auffassung dieses Elements aller Poesie, wie Goethe selber erzählt, zu der seltsamen Schrulle, die Aesopische Fabel für die höchste Gattung der Poesie zu erklären: Goethe gerieth von der Theorie auf den praktischen Weg, in die Geschichte der Salzburger Ausgewanderten, und machte dadurch die Fehler wieder gut, die er dieses Wunderbaren wegen in seinem letzten größeren Werke, dem Wilhelm Meister, began-

[1]) Ich muß bemerken, daß ich die Erzählung der Leipziger Historie, da das Originalwerk auf der hiesigen Königl. Bibliothek nicht complett vorhanden ist und grade der zweite Theil desselben, in welchem sie stehen soll, fehlt, aus der Berliner Zeitung habe abdrucken lassen. Die drei andern Erzählungen sind aus den Originalen orthographisch-genau (die Geraer zum erstenmale) abgedruckt.

[2]) Den Worten gemäß, die er dem Prediger in den Mund legt:

„die Gaben
Kommen von oben herab, in ihren eignen Gestalten."

Polyhymnia, V. 70.

[3]) „Von den Spuren der göttlichen Vorsehung" u. s. w. In §. 6 wird hier eine Geschichte vom Umsturz eines bepackten Wagens erzählt, auf welchem eine Frau saß nebst zwei Kindern, von denen das eine noch in der Wiege lag. Sie fällen glücklich, obgleich Tonnen und Fässer ihnen an der Seite und über sie weg flogen.

gen hatte, wie er denn auch eben dadurch einen zweiten Fehler dieses Kunstwerks diesmal glücklich vermied: Wilhelm Meister ist ein Bild des Weltlaufs, aber ein aus der Welt herausgerissenes; Hermann und Dorothea ist das innerhalb seines Rahmens in Gottes Schöpfung hineinragende Bild der Familie.

Doch meine Erörterung über den Stoff der Goetheschen Dichtung verliert sich in das weite Gebiet des Wahrscheinlichen. Sie wird wie ein Fluß in den Sand verrinnen; es ist Zeit, abzubrechen. Damit sie nicht ganz ohne Ausbeute sei, schließe ich mit einer historisch-geographischen Notiz. Der Ort nämlich, an welchem das Ereigniß vorgefallen, wird in jenen vier Erzählungen Altmühl genannt, nur daß die Geraer und die ältere Berliner Alt-Mühl schreiben. Nach allen vieren ist dieses Altmühl eine Stadt: die Geraer sagt ausdrücklich: „eine Stadt im Oettingischen gelegen"; die ältere Berliner: „Als sie nun durch das Oettingische reisen und durch die Stadt Altmühl kommen"; die Leipziger nennt Altmühl im Verlaufe der Erzählung ein Städtchen; die Göckingsche redet wenigstens, wie die andern, von einem Bürger aus Altmühl. Auch Panse läßt die Ausgewanderten durch eine Stadt Altmühl ziehen. Der Fluß dieses Namens, nördlich vom Fürstenthum und den Grafschaften Oettingen (nur diese können hier gemeint sein) ist bekannt genug. Aber **eine Stadt Altmühl giebt es nicht.** Nicht einmal ein Dorf dieses Namens liegt in jener Gegend.

XI.

Ueber den Deutschen Wortton.

A. Begriffbestimmungen.

Damit ein Wort in seiner Einheit als Ganzes erscheine, ist es nöthig, daß seine verschiedenen Sylben mit verschiedener Kraft der Stimme ausgesprochen werden. Die größere oder geringere Kraft, mit welcher jede Sylbe zu diesem Zwecke ausgesprochen wird, heißt ihre **Betonung** (Accentus). Lautet dabei eine Sylbe um Nichts stärker, als

sie lauten würde ohne Betonung gesprochen, so ist das Maß ihrer Betonung Nichts, oder sie heißt unbetont, tonlos. Jede Sylbe, die mit mehr Kraft ausgesprochen wird als die tonlose, hat entweder den Wortton oder Ton, und heißt betont, oder sie hat die Hebung, und heißt gehoben. Der Unterschied zwischen Ton und Hebung wird bald deutlich gemacht werden.

In dem Folgenden wird die verschiedene Betonung der Sylben in demselben Worte durch übergesetzte Ziffern sichtbar gemacht werden. Von diesen bezeichnet Null die Tonlosigkeit; die anderen Ziffern zeigen nach ihrem geringeren oder größeren Zahlenwerthe an, wie die zugehörigen Sylben nach ihrer schwächeren oder stärkeren Betonung auf einander folgen, jedoch ohne zugleich ein selbständiges und überall gleiches Maß dieser Stärke anzuzeigen. So ist z. B. in Vorüber (1 2 0) und Ueber (1 0) die vorletzte Sylbe gleich stark betont, obgleich sie in beiden Wörtern verschieden beziffert ist.

Nach der gegebenen Erklärung von der Betonung könnte es scheinen, als ob bei dem einsylbigen Worte eigentlich von keiner Betonung die Rede sein dürfte, so daß es also weder betont noch unbetont zu nennen wäre. Aber eine jede unbetonte Sylbe fordert, um ausgesprochen zu werden, ein gewisses, freilich sehr geringes, Maß von Kraft. Je nachdem nun ein einsylbiges Wort mit diesem Maße oder einem größeren gesprochen wird, danach bestimmt sich das Maß seiner Betontheit. Und dieses Maß läßt sich dem Ohre deutlich machen, da das Wort in einem bestimmten Verhältniß der Betontheit erscheinen muß, wenn es als Theil eines mehrsylbigen von ihm abgeleiteten Wortes hingestellt wird (Halt — Halten, Behalten), oder wenn es in eine zusammenhängende Reihe mehrsylbiger Wörter kommt, welche ohne die Betonung der Empfindung (ohne Redeaccent) gesprochen werden. In beiden Fällen vernimmt das Ohr, welchen betonten oder nicht betonten Sylben das einsylbige Wort in seiner Betonung vorangeht, nachsteht oder gleichsteht.

Es giebt Wörter, deren am wenigsten betonte Sylben nicht zum Verhältniß der völligen Tonlosigkeit herabsinken, sondern noch einen Nebenton enthalten, obgleich sie, so lange ein einzelnes solches Wort allein gesprochen wird, scheinbar ganz tonlos sind. Ihre Betontheit entdeckt man (wie das Betonungsverhältniß in den einsylbigen Wörtern) dadurch, daß man entweder das Wort mit der scheinbar tonlosen

Sylbe betrachtet in Ableitungen (Dankbar, Dankbarkeit) und Zusammensetzungen (Liebling, Lieblingsgedanke), oder in Verbindung mit anderen Wörtern zu einem Satze.

Gewisse Betonungen liegen auffallend nahe an der Tonlosigkeit und viel weiter auch von den schwächeren der übrigen Betonungen, als diese übrigen Betonungen insgesammt unter sich durch das Verhältniß ihrer Stärke und Schwäche aus einander liegen. Solche schwache Betonungen sollen von den übrigen stärkeren dadurch gesondert werden, daß sie Hebungen heißen, der Name Ton oder Wortton aber nur für die Betonungen gilt, welche nicht Hebungen, sondern stärker als diese sind. So hat die drittletzte Sylbe in Häuserreihe und Redetheile und die vorletzte in Könige eine Hebung.

Auf der Seite der Unbetontheit ist eine Gränze gegeben, da keine Sylbe tiefer als zur völligen Tonlosigkeit hinabsinken kann. Auf der Seite der Betontheit ist diese Gränze nicht so bestimmt, weil der stärkste Ton eines Wortes durch einen stärkeren noch überboten werden kann bei einer Zusammensetzung (Mannschaft, Hauptmannschaft Stadthauptmannschaft). Doch schreitet auch hier die Stimme nicht über die Gränze des Bequemen und Gefälligen hinaus.

Anmerkung. Obwohl nach der gleich Anfangs gegebenen Begriffsbestimmung das Wesentlich nothwendige der Betontheit die Verstärkung der Stimme ist, so sind doch so gewöhnlich zwei andere Erscheinungen mit derselben verbunden, nämlich Verschiedenheit in der Tonhöhe und Verschiedenheit in der Zeitdauer der Sylben, daß es hier nöthig ist, auch von diesen Erscheinungen im Einzelnen zu sprechen. Zuerst hier zu besserem Verständniß folgendes Allgemeinere.

Es ist jedem Menschen eine bestimmte Tonhöhe eigen, in der er zu sprechen pflegt, so lange er nicht eben von einem Gefühle angeregt ist. Diese Tonhöhe mag der Grundton der Stimme heißen. Sobald aber der Mensch irgend eine Empfindung in seine Worte legen will, so geht die Stimme aus dem Grundtone heraus entweder höher oder tiefer, kommt jedoch, sobald die Empfindung sich vermindert, zum Grundtone zurück. Daher tönet die Stimme im Anfang und Ende der Perioden gewöhnlich aus dem Grundtone, während sie in der Mitte derselben bald über, bald unter ihm ist, bald auch durch ihn hindurch geht, und aus der höheren Lage in die tiefere, oder umgekehrt kommt.

Wenn wir dies vorausgeschickt, so finden wir nun auf unseren Gegenstand zurückkommend Folgendes. Aehnlich wie die Empfindung wirkt gewöhnlich auch die Betonung, indem auch sie den Ton über den Grundton erhöht, oder unter ihn vertieft. Zum Theil kann dies schon geschehen durch die Kraft der Betonung selbst, welche die Stimme wohl auch ohne irgend ein (selbst unbewußtes) Streben aus der gewöhnlichen Lage herausdrängen kann, ohne daß sie dies jedoch nothwendig thun müßte. Mehr geschieht es aber gewiß noch durch ein meistens freilich gar nicht zur Deutlichkeit des Bewußtseins kommendes Streben, wodurch die betontere Sylbe um so vernehmlicher von der unbetonteren unterschieden werden soll. Da nun (wie im Folgenden deutlich werden wird) eine sehr große Mannigfaltigkeit unter den Betonungen Statt findet, so findet diese auch Statt in der Höhe und Tiefe des Tones, welcher durch die Betonung hervorgebracht wird, so daß die Deutsche Rede schon durch ihre Betonung gewöhnlich eine große und reiche Abwechselung der Tonhöhen erhält, und in ihr schon ein Theil dessen kunstlos sich darstellt, was sich im Gesange kunstvoll entwickelt. Aber obschon die Verschiedenheit der Tonhöhe ganz gewöhnlich mit der Verschiedenheit der Betonungen verbunden ist, so gehört sie doch nicht nothwendig zu derselben. Im Gegentheil können ganz verschieden betonte Sylben ohne Nachtheil für die Betonung in ganz gleicher Tonhöhe gesprochen werden; auch würde, wenn die Verschiedenheit der Tonhöhe nothwendig zur Verschiedenheit der Betonungen gehörte, zu allen gleich starken Betonungen dieselbige Tonhöhe gehören, was in der Wirklichkeit sich nicht als richtig nachweisen läßt.

Alle Sylben fühlt der Deutsche eigentlich als von gleicher Länge. Aber durch die Kraft der Betonung kann die Dauer einer betonten Sylbe länger werden, als sie außerdem sein würde. Daß aber diese Verlängerung nicht der Sylbe wesentlich eigenthümlich und ursprünglich angehörig sei, ergiebt sich daraus, daß sie häufig gar nicht Statt findet, und daß, um das Verhältniß der Zeiten im Ganzen einzuhalten, die Sprache der folgenden Sylbe das an Dauer entzieht, was sie etwa der vorhergehenden betonteren an Dauer zugelegt hatte.

Und so ist also der Betonung, für ihr bloßes Verständlichwerden, schon allein durch die Verstärkung der Stimme völlig Genüge geschehen, und die Verschiedenheit in der Tonhöhe und in der Zeitdauer sind nicht wesentliche, sondern nur zufällige Erscheinungen bei derselben.

B. Besondere Betonungsregeln.

(Die besonderen Betonungsregeln werden 1) für die Wörter an sich, 2) für die Declinations-, Motions- und Conjugationsendungen durchgenommen.)

I. Betonungsregeln für die Wörter an sich.

(Alle Wörter sind entweder A. einfache Stammwörter, oder B. abgeleitete, oder C. zusammengesetzte Wörter. Die Betonungsregeln werden hier nach dieser Eintheilung durchgenommen. — Als einfache Stammwörter sollen hier auch diejenigen zweisylbigen abgeleiteten gelten, in denen die Ableitungssylbe bloß dazu dient, den Begriff der Stammsylbe als eines Substantivs, Adjectivs u. s. f. kurz als eines bestimmten Redetheiles festzustellen, ohne außerdem dabei noch etwas anderes zu bestimmen, als höchstens das Geschlecht bei dem Nomen. Also gehören hieher die zweisylbigen Substantiva auf e, el und er.)

A. Einfache Stammwörter.

1. Jedes einsylbige Wort ist betont (Wort, Wenn).

Es darf hiebei nicht irren, daß viele Wörter wegen ihres Sinnes in der zusammenhängenden Rede kurz abgefertigt, und wenig oder gar nicht betont werden, was sogar bei mehrsylbigen Wörtern oft geschieht (Oder u. a. m. deren Stammsylbe daher auch wohl kurz als Ausnahme genannt wird). In diesem Falle hat der Redeaccent den Wortaccent beeinträchtigt, wie er ja auch in andern Fällen umgekehrt tonlose Sylben betont (In tiefer Demuth erkennen und bekennen wir alle unsere Sünde und Missethat).

Ausnahme. Das Pronomen Es ist stets tonlos, so daß es selbst nicht den Nachdruck ertragen kann, welchen eine regierende Präposition giebt (man kann nicht sagen: Ich werde für es Alles wagen). Nur wenn es als Substantiv steht, ist es betont. (Für Es wird auch Sie gesetzt, wenn es sich auf ein Wort wie Mädchen bezieht).

2. In den zweisylbigen einfachen Wörtern ist die Stammsylbe betont, die andere tonlos (Spráche, Hélle, Réden, Wéder).

Anmerkung. Die vollkommenen Substantiva, welche sich auf eler, ener, erer mit vorhergehendem Consonanten endigen, ferner die auf erer mit vorhergehendem Diphthongen haben die Hebung auf

der letzten Sylbe (Wan^{2}de^{0}rer^{1}, Steu^{2}e^{0}rer^{1}), welche Eigenthümlichkeit in den unten folgenden allgemeinen Bemerkungen über die Betonung (2) ihre Erklärung findet. Aber auch, wenn das e der vorletzten Sylbe ausfällt (in welcher Gestalt diese Wörter neuerlichst den Fehler veranlaßt haben, daß man Zeichnenbuch, Rechnenlehrer u. dergl. bilden wollte), so behalten diese Wörter in vielen Gegenden Norddeutschlands doch die Hebung der letzten Sylbe bei, und zwar in so bedeutendem Maße, daß sie selbst ihr e verlängern, welches dann nach ä hinüberlautet (Fied^{2}ler^{1}, Häus^{2}ler^{1}, Glöck^{2}ner^{1}, Send^{2}ner^{1}, Wag^{2}ner^{1}, Zeich^{2}ner^{1}, Red^{2}ner^{1}, Wan^{2}drer^{1}, Steu^{2}rer^{1}). Auch gehört hieher das Wort Tisch^{2}ler^{1} des Hochdeutschen und vieler Mundarten, wofür jedoch in der Mundart einiger Gegenden Ti^{1}scher^{0} gesagt wird. Bei den substantivisch gebrauchten Adjectiven oder Participien (Gesandter) findet diese Eigenthümlichkeit nicht Statt.

B. Abgeleitete Wörter.

1. Die Stammsylbe jedes abgeleiteten Wortes ist betont (Gewáltig).

2. a. Die untrennbaren Vorsylben Be, Ge, Er, Emp, Ent, Ver, Zer, sind tonlos (Betrug, Gewehr, Erguß, Empfang, Entwurf, Verdruß, Zersetzt).

b. Die untrennbaren Vorsylben Un, Ur, Et, Ant sind betont, und ihr Ton ist der stärkste, er überbietet sogar den der Hauptsylbe (Unfall, Ursach, Etwas, Antwort).

Ausnahme: Die Vorsylbe Un hat in denjenigen Adjectiven und Adverbien, welche nicht bloß die Wirklichkeit, sondern auch die Möglichkeit verneinen, also den Begriff des Erhabenseins über menschliche Kraft und Einwirkung haben, und auch in den von diesen Wörtern abgeleiteten Substantiven nicht den Hauptton, sondern sie giebt ihn der Sylbe zurück, welche ihn hatte vor der Vorsetzung von Un (Unendlich, Unmöglich, Ungeheuer [als Adjectiv und Adverbium, aber nicht als Substantiv, wo es natürlich Ungeheuer heißt], Undenkbar [aber natürlich Undankbar], Unerforschlich, Unerreichbar [aber natürlich wieder Unerreicht]; Unmöglichkeit, Unerreichbarkeit). Einige Wörter haben beide Bedeutungen, bald die Wirklichkeit verneinend, bald das Ueberragen über das Menschliche andeutend; und diese haben auch beide Betonungen

(Unausführlich, nicht ausführlich genug, Unausführlich s. v. a. Unausführbar; — Unhaltbar, was in sich keinen Halt hat, z. B. ein unhaltbarer Satz; Unhaltbar, was Niemand halten kann, z. B. Er stürzt sich unhaltbar ins Verderben).

c. Kommen zwei tonlose untrennbare Vorsylben neben einander, so erhält die erste derselben die Hebung (Vergewissert).

3. a. Die Nachsylben, welche einen kurzen Vocal und dahinter nur einen Consonanten, oder denselben Consonanten zweimal enthalten, haben die Hebung (Seelig, König, Kindlich, Kindisch, Gattinn, Wildniß).

Anmerkung. Diese Hebung wird schon deutlich in den Wörtern, die außer einer solchen Nachsylbe eine ganz tonlose Vorsylbe haben (Bewandniß), theils und noch besser, wenn man auf ein Wort, das eine Nachsylbe hat, ein anderes mit tonloser Vorsylbe folgen läßt (König, Gewaltig, Befund), oder wenn die Nachsylbe so in dem Worte steht, daß sie durch eine tonlose Sylbe von der Stammsylbe getrennt ist (Widerlich, Bitterlich).

b. Die Nachsylben, welche einen Diphthongen, oder langen Vokal, oder einen kurzen Vokal und darauf zwei verschiedene Konsonanten haben, sind (mit Ausnahme der Nachsylbe ei) betont, ohne den Hauptton zu haben (Jüngling, Sichtbar, Bunterlei, Schönheit, Kindlein, Labsal, Ehrsam, Kundschaft, Zeitung, Witthum). Ihr Ton steht noch über der Mitte zwischen dem Hauptton und der Unbetontheit, was recht deutlich hervortritt, wenn sie nicht unmittelbar auf die Wurzelsylbe ihres Wortes folgen (Wunderbar, Kindelein), oder wenn in dem Worte sich auch eine ganz tonlose Vorsylbe oder Nachsylbe befindet (Gewohnheit, Bekanntschaft, Zeitungen, Stammschaften).

Ausnahmen: 1) Die Nachsylbe ei hat stets den Hauptton (Kinderei, Heuchelei), 2) das Wort Lebendig hat den Hauptton auf der vorletzten Sylbe, als wenn diese die Stammsylbe wäre.

c. Wenn von abgeleiteten Wörtern wieder Ableitungen gebildet werden, so kommen dadurch natürlich zwei Ableitungssylben zusammen. Gehören dann 1) beide zu den unter a (Wonniglich), oder 2) beide zu den unter b genannten (Sichtbarkeit), oder ist 3) die erste von den unter a, die zweite von den unter b genannten, so hat die letzte einen stärkeren Ton als die vorletzte, ohne jedoch die Stärke

des Haupttones zu erreichen (Rückſichtsloſigkeit, Fähigkeit). Da die letzte Sylbe als ſolche den ihr gebührenden Ton nicht in voller Kraft zu erhalten pflegt, ſo können wenigſtens der erſte und zweite dieſer Fälle zweideutig erſcheinen. Aber jeder Zweifel hört auf, wenn man ein ſolches Wort durch Declination u. d. g. am Ende um eine tonloſe Sylbe verlängert (Wonniglicher, Sichtbarkeiten. So auch Fähigkeiten, doch tritt auch ſchon in Fähigkeit die letzte Sylbe deutlicher vor der zweiten hervor).

Ausnahmen ſind Wahrhaftig und oft Leibhaftig (obgleich Wahrhaft und Leibhaft ſtets regelmäßig ſind).

C. Zuſammengeſetzte Wörter.

1. Beſteht ein zuſammengeſetztes Wort aus den beiden einfachen Beſtandtheilen Grundwort und Beſtimmungswort, ſo behalten in einem jeden dieſer beiden Theile die Sylben unter ſich daſſelbe Verhältniß der Betontheit, welches ſie unter ſich hatten vor der Zuſammenſetzung, als alſo noch jeder Theil für ſich ein beſonderes Wort war. Nach der Zuſammenſetzung kommt aber noch ein neues Verhältniß der Betonung hinzu, welches eben dazu dient, aus den zwei einzelnen Wörtern zwei Theile eines einzigen Wortes zu machen. Dieſes Verhältniß beſteht darin, daß das Beſtimmungswort über das Grundwort gehoben wird, ſo daß jede betonte oder gehobene Sylbe des Beſtimmungswortes gegen die entſprechende, alſo an ſich in demſelben Verhältniß betonte oder gehobene des Grundwortes, und ſelbſt die unbetonte des Beſtimmungswortes gegen die unbetonte des Grundwortes eine Hebung bekommt. (So Widerrede aus Wider und Rede, Widerſpruch aus Wider und Spruch, Briefwechſel und Wechſelbrief aus Brief und Wechſel, Entgegengeſetztes aus Entgegen und Geſetztes, Hauptmann aus Haupt und Mann).

Ausnahmen. 1) Die Zahlſubſtantiva, deren Beſtimmungswort Jahr iſt, haben den Hauptton auf dem Grundworte (Jahrhundert, Jahrtauſend, Jahrzehend).

2) Alle zuſammengeſetzten Namen von Gegenden, deren Beſtimmungswort der Name eines Windes, deren Grundwort der Name eines Landes iſt, und alle zuſammengeſetzten Namen von Winden haben den Hauptton auf dem Grundworte (Nordoſt,

Südwest, Nordengland, Südfrankreich, Ostrußland, Westgriechenland). Ebenso wird auch Neuholland betont.

3) In mehreren zusammengesetzten Adjectiven und Adverbien ist das Bestimmungswort für den nüchternen Verstand überflüssig, da es in der Bedeutung des Grundwortes schon enthalten ist; und es ist daher in diesen Wörtern nur des Nachdrucks wegen hinzugefügt. In den Wörtern dieser Art schwankt der Hauptton entweder so, daß er mit gleichem Rechte und gleicher Häufigkeit bald auf dem Bestimmungsworte, bald auf dem Grundworte steht (Handgreiflich und Handgreiflich, ebenso Hageldicht, Kohlschwarz, Rabenschwarz, Selbsteigen), oder entschieden nur auf dem Grundworte ruht (Herzinnig, und ebenso Menschenmöglich, Schönedel).

Zu der letzten Art gehören auch die Verba Lobsingen und Lobpreisen, dagegen möchte das Wort Leibeigen, welches auch diese Betonung hat, nicht genau zu diesen Wörtern zu rechnen sein, da es ein Eigensein nicht im Allgemeinen, sondern von ganz besonderer Art ausdrückt.

4) Die Wörter All, Groß, Hoch und Wohl haben als Bestimmungswörter auch oft nur den Zweck des Nachdrucks, unterscheiden sich aber von den eben unter 3) angeführten Bestimmungswörtern dadurch, daß sie nicht schon in der Bedeutung des Grundwortes selbst ausgesprochen liegen, also dem nüchternen Verstande nicht völlig überflüssig erscheinen. Sind diese Wörter nun in der angegebenen Bedeutung Bestimmungswörter von Adjectiven oder Adverbien, so geben sie dem Grundworte den Hauptton (Allgemein, Allmächtig, Hochheilig, Hochschwanger, Hochweise). Namentlich gehört hieher eine Menge von Ausdrücken ehrender Anrede und Bezeichnung (Großgünstig, Großmächtig; Hochachtbar, Hochadlig, Hochedel, Hochwürdig, Hochfürstlich, Hochwohlgeboren; Wohlweise, Wohledel). Eben wie diese Wörter, werden auch die davon abgeleiteten Substantiva betont (Allgemeinheit).

Wenn dagegen jene Bestimmungswörter nicht bloß Nachdruck, sondern eine neue Bedeutung dem zusammengesetzten Worte geben, so wird dieses nach der Hauptregel betont (Alltäglich, Allseitig; Großmüthig, Großjährig, Hochdeutsch, Hochgeboren, Hochmüthig, Hochtönend, Wohlgeboren).

5) Wenn in einem zusammengesetzten Verbum das Bestimmungswort ein Adverbium oder eine Präposition ist, welche sich nie in den verschiedenen Conjugationsformen vom Stamme ablöst, so hat das Grundwort den Hauptton (Vollenden, Vollziehen, Mißfallen, Ueberbieten, Uebersetzen [aus einer Sprache in die andere], Uebergeben, Uebertragen ein Geschäft). Im entgegengesetzten Falle, d. h. also, wenn sich die Präposition im Präsens und Imperfectum vom Stamme trennt, und im Participium die Einschiebung der Sylbe ge gestattet, gilt die Hauptregel (Anbieten, Uebersetzen [über einen Fluß], Uebertragen die Electricität). Was für die Verba gilt, gilt auch für die von ihnen abgeleiteten Substantiva (die Uebertragung eines Geschäftes, die Uebertragung und der Ueberträger der Electricität), Adjectiva und Adverbia (Unterwürfig).

6) Einzeln stehen als unregelmäßig die Wörter Abscheulich, Absonderlich, Außerordentlich, Vortrefflich, Leibeigen, Frohnleichnam, Allgegenwart, Vollzug.

7) Wenigstens für einen großen Theil von Norddeutschland gilt Folgendes als Betonungsregel der Ortsnamen.

a) Von den zusammengesetzten Ortsnamen haben mit wenigen Ausnahmen alle diejenigen, deren Grundwort zwei- oder mehrsylbig ist, den Hauptton auf dem Grundworte, z. B. Wittenberge, Ehrenbreitenstein, Cuxhaven, Wernigerode, Schönhausen, Sondershausen, Greifswalde (obgleich sogar dieselbe Stadt auch Greifswald heißt), Mittenwalde, Marienwerder. — Nach der Hauptregel richten sich z. B. Wiesbaden, Altwasser, Aarweiler und alle Ortsnamen auf leben (Aschersleben, Eisleben).

b) Diejenigen zusammengesetzten Ortsnamen, deren Grundwort einsylbig, deren Bestimmungswort aber mehrsylbig ist, gehen theils nach der Hauptregel (und ihrer scheint die größere Zahl zu sein), theils haben auch sie den Hauptton auf dem Grundworte. Zu jenen gehören die Wörter auf bach (Adersbach, Reichenbach), berg (Königsberg, Perleberg, Wittenberg), burg (Magdeburg, Marienburg, Merseburg — doch hat u. A. Quedlinburg nicht selten und Bückeburg wohl häufiger den Hauptton auf dem Grundworte), dorf (Düsseldorf, Pichelsdorf), feld (Bitterfeld, Elberfeld — wiewohl dieselbe Stadt auch Elber-

felde und in Elberfeld selbst Elberfeld heißt), fels (Weißenfels), stadt (Heiligenstadt, Rudolstadt), stein (Königsstein), thal (Düsselthal, Joachimsthal — doch auch häufig Wiesenthal), wald (Grindelwald, Grunewald). — Auf dem Grundworte haben den Ton die Wörter auf born (Paderborn), bruch (Wildenbruch), busch (Herzogenbusch), horst (Königshorst), see (Tiefensee, Weißensee).

c) Sind Grund- und Bestimmungswort beide einsylbig, so wird der Ortsname nach der allgemeinen Hauptregel betont (Frankfurt, Greifswald, Helmstädt). Zu den seltenen Ausnahmen gehören die, wenn nicht immer, doch häufig gebrauchten Betonungen Klausthal, Tribsees, Saarmund (in der Mark Brandenburg), Schönfließ.

2. Es giebt Adverbia, welche zusammengesetzt sind aus zwei trennbaren oder untrennbaren Präpositionen oder einer Präposition und einem Adverbium, ohne daß zwischen den beiden einzelnen Theilen eines solchen Wortes das Verhältniß des Grund- und Bestimmungswortes besteht, weil beide Theile sich gegenseitig bestimmen. In diesen hat der zweite Theil den Hauptton (Umher [1 2], Herum [1 2], Voran [1 2], Voraus [1 2], Vorerst [1 2], Vorüber [1 2 0], Hinauf [1 2], Hinab [1 2], Bevorab [0 1 2], Anbei [1 2], Nebenbei [1 0 2], Vorbei [1 2], Einher [1 3], Herein [1 2]; Wobei [1 2], Worüber [1 2 0], Wohin [1 2]). Eben so haben die Adverbia, welche zwei Adverbien oder aus einer Präposition und darauf folgendem Substantiv, oder aus einem Substantiv und darauf folgender Präposition zusammengesetzt sind, den Hauptton auf dem zweiten Theile (Vielleicht, Vielmehr, Vorhanden, Vonnöthen, Vorlieb; Stromauf, Stromab, Kopfüber, Feldein); doch hat Himmelan auch auf der ersten Sylbe den Hauptton, und ein Vers in Klopstocks Messias beginnt (Ges. 4 V. 12): Himmelan Blut . . .

3. Wenn das Grundwort oder das Bestimmungswort oder beide selbst schon zusammengesetzt sind, so gilt die vorhergegebene Regel, nur daß sie sowohl 1) für das ganze zusammengesetzte Wort als auch 2) für den zusammengesetzten Theil desselben in Anspruch genommen wird. Da nun aber dem Worte nicht äußerlich angesehen werden kann, was in ihm Bestimmungs- und was Grundwort ist, wenn nicht diese beiden Theile als besondere Wörter geschrieben und durch Theilungszeichen verbunden sind (Ober-Landesgericht, Haupt-Post-

amt), so muß die Betonung durch die Bedeutung und umgekehrt die Bedeutung durch die Betonung bestimmt werden. So ist Ueberfahrgeld (Ueberfahr-Geld) der Lohn für den Fährmann, dagegen Ueberfahrgeld (Ueber-Fahrgeld) ein Geschenk an den Fährmann über den Lohn hinaus. Ein Obergerichtsbeamter ist ein Beamter beim Obergericht, ein Obergerichtsbeamter ein Oberbeamter beim Gericht.

Ausnahmen. In vielen Gegenden, namentlich auch in Berlin, haben diejenigen Titel, deren Grundwort zusammengesetzt, deren Bestimmungswort aber ein zweisylbiges Adjectiv oder ein einsylbiges Wort ist, auf dem Grundworte ihren Hauptton. Doch ist das Bestimmungswort in diesen zusammengesetzten Wörtern stärker betont, als in ihrem an sich schon zusammengesetzten Grundworte, dessen zweiter Theil (das Grundwort dieses Grundwortes) betont ist. Daher gilt zwar die Hauptregel in Oberförster, Unterförster, dagegen die Ausnahme in Oberforstmeister, Oberamtmann, Oberhauptmann, Oberfeuerwerker, Untersteuermann. Ferner gilt die Hauptregel in Kreisfahrbahn, Kreisausschnitt, die Ausnahme aber in Kreishauptmann, Kreissteuereinnehmer, Stadtbaurath, Hofmarschall. In jedem der Wörter Oberhofmarschall und Oberlandforstmeister findet die Ausnahme sogar zwei Mal und zwar in beiden Arten Statt.

II. Betonungsregeln für die Declinations-, Motions-, Comparations- und Conjugationsendungen.

1. Alle Declinations- und Motionsendungen sind tonlos (Häuser, Könige, Große).

2. Die Conjugations- und Comparationsendungen sind ebenfalls tonlos. (Sagen, Sagte, Saget, Größer, Größte). Doch ist hiebei Folgendes zu bemerken:

a. Ist die Endung zweisylbig, und folgt sie zugleich nach einer betonten oder mit der Hebung versehenen Sylbe, so hat die zweite Sylbe der Endung die Hebung, jene der Endung vorangehende betonte Sylbe sei eine Stammsylbe (Redetén, Längerén) oder nicht (Grausamerén, Sichtbarlicherén).

b. Ist die Endung zweisylbig oder einsylbig, und folgt sie nach einer Sylbe, welche nicht den Ton oder die Hebung hat, so setzt sich

das Gesetz der Betonung von der zuletztvorhergehenden entweder betonten oder gehobenen Sylbe so fort, daß abwechselnd eine nichtgehobene und eine gehobene Sylbe folgen, und zwar macht eine nichtgehobene Sylbe in dieser Reihe den Anfang. Dies Gesetz geht auch fort, wenn der Comparativ noch durch Declinations- oder Motionsendungen erweitert wird (Edel — Edele, Edelere).

c. Bei zweisylbigen Endungen, oder wenn die einsylbige Endung auf eine tonlose Sylbe folgt (und jede völlig tonlose Sylbe hat e als Vokal), wird oft ein e ausgestoßen, so daß aus zwei Sylben eine wird. Hier geschieht die Ausstoßung nicht nothwendig in der ganz tonlosen Sylbe, sondern sie kann auch in der geschehen, welche die Hebung hat, und die leichtere Aussprache entscheidet hier allein. Nach der Ausstoßung bestimmt sich die Betonung von Neuem nach den in a gegebenen Regeln ohne Rücksicht darauf, wie sie vor der Ausstoßung war (Veredelen — Veredlen — Veredeln; Edeler — Edler; Edeleren — Edleren — Edlern; Lächerlicheren — Lächerlichern; Größeren — Größern). Würde ein Wort in seiner vollständigsten Gestalt durch Häufung dieser an sich tonlosen Sylben unangenehm, so ist das Ausfallen eines e unabänderlich fest. Man sagt daher Geschickteste, aber nur Ausgezeichnetste, nie Ausgezeichneteste.

C. Allgemeine Bemerkungen über die Betonung.

1. Die meisten der gegebenen Regeln beweisen, was in Deutschen Metriken schon früher, und namentlich auch von J. H. Voß ausgesprochen ist, daß die Deutsche Betonung überwiegend durch den Begriff bestimmt wird. Daß dieser jedoch nicht allein in ihr Gesetze gebe, sondern daß neben ihm eine andere bestimmende Kraft walte, welche, ausschließlich dem Gebiet des Schönen angehörend, vor unschönen Bildungen oft warne, und sie auch wohl in das Gefälligere verändere, dies wollen wir im Nächstfolgenden (2 — 7) zu zeigen versuchen.

2. Die Deutsche Sprache liebt es, in den auf einander folgenden Sylben fortwährend zwischen Betontheit und Unbetontheit oder stärkerem und schwächerem Ton zu wechseln, so daß die Wörter gern trochäischen Rhythmus annehmen (Widersprechen, Unverhältnißmäßig, Unbeständigkeit). Mehrere der früheren Regeln haben hierin gewiß ihren Grund (I. A. 2. Anm. — I B. 2. c. — 3. c. — II. 2. a. b. c.). Daher liebt die Sprache solche Wörter, welche zwischen zwei betonte Sylben

eine unbetonte, oder nur gehobene, oder doch schwächer betonte Sylbe einschließen (Widerspruch, Geistlichkeit, Brauchbarkeit), oder auch solche, in welchen zwischen zwei weniger betonten Sylben eine stärker betonte steht (Unendlich).

3. Wenn indeß unmittelbar beisammen zwei stark betonte Sylben stehen, deren zweite aber doch der ersten im Tone etwas nachsteht, und es folgt dann eine tonlose Sylbe, so entsprechen sich die verschiedenen Glieder des Wortes nicht genug, der Ton wechselt weder gleichmäßig auf und nieder, noch sinkt er mit gleicher Abnahme von der stärksten zur schwächsten Sylbe herab, sondern er sinkt zuerst sehr wenig, dann sehr viel, und das Wort ist weniger gefällig. So klingt Stadtleute weniger geläufig als Hüttenleute, Nachbaren weniger gefällig als Nachbarlich, wo das Abfallen des Tones gleichmäßiger ist, oder als Nachbarschaft, wo der Ton in der letzten Sylbe sich wieder hebt. Noch weniger schön ist aus demselben Grunde jedes Wort, in welchem eine tonlose Sylbe nach noch mehreren stark, aber mit stets absteigender Kraft betonten Sylben folgt (Kreisausschnitte). Gewiß ist hierin auch der Grund zu suchen, daß die Sprache, wo ihr mehrere Wege für das Zusammensetzen offen stehen, doch häufig in dem einzelnen Falle entschieden nur einen einzelnen derselben benützt. So sagt man nur Kirchhof, Kirchthurm, Kirchthür, Kirchwand, und daneben wieder nur Kirchenmauer, Kirchenfenster, Kirchendiener. Dieses Wenigerschöne in dem Rhythmus der Wörter fällt freilich in den ganz gewöhnlichen Wörtern vielleicht nicht mehr auf, theils wegen der Gewohnheit sie zu hören, theils weil die Aussprache, schon um das Unangenehme zu verwischen, den Ton der zweiten Sylbe verhältnißmäßig zu schwach gemacht hat. Aber bei ungewohnten oder neuzusammengesetzten Wörtern, wo die vorletzte Sylbe nicht so vernachlässigt werden darf, damit das Wort nicht unverstanden bleibe, wird es deutlicher. Während sich also vielleicht die obige Bemerkung nicht mehr bei dem ganz gewöhnlichen Annehmen machen läßt, findet sie wohl noch Statt bei Anmahnen, welches, weniger gewöhnlich ist, auch weniger bequem gesprochen wird. Schillers antispastisches Genossame (Tell Aufz. II. gegen Ende) gehört ebenfalls hieher, und wird noch härter, da es den Vers schließt, das Ende des Verses aber die leichteste Rhythmusform verlangt:

Jetzt gehe Jeder seines Weges still
Zu seiner Freundschaft und Genossame.

4. Auch solche Wörter sind häufig nicht recht bequem zu sprechen, in welchen drei oder mehr betonte Sylben so auf einander folgen, daß die Kraft des Tones in ihnen von der ersten zur letzten abfällt. Denn da in diesen Wörtern auch noch die letzte Sylbe betont sein soll, und die erste und stärkste nicht über das Maß des Bequemen und Gefälligen stark sein darf, da ferner diese starken Sylben nicht durch zwischenliegende schwache auseinander gehalten werden, so tritt leichtlich der Uebelstand ein, daß sie sich nicht stark genug gegen einander absetzen (Kreisausschnitt, Kreisfahrbahn). Vielleicht möchte die Vorliebe der Deutschen Sprache für den trochäischen Rhythmus wenigstens zum Theil darin ihren Grund haben, weil bei ihm dieser Uebelstand nie eintreten kann.

5. In diesem Streben der Sprache, die nebeneinander liegenden Sylben eines Wortes durch deutlich verschiedene Betonung kräftig auseinander zu halten, scheint auch der Grund davon zu liegen, daß in einzelnen wenigen zusammengesetzten Wörtern, in deren Commissur zwei stark betonte Sylben auf einander folgen, diejenige von beiden, welche nicht den Hauptton hat, ganz tonlos geworden ist, und in Folge dessen ihren Vokal in e (den Grund desselben s. weiter unten) verwandelt hat. Ja diese Wörter verlieren sogar im Sprachbewußtsein des Volkes den Begriff der Zusammengesetztheit, und werden ganz als einfache empfunden. So ist aus Drittheil, Vierttheil, Fünfttheil u. s. f. selbst mit völligem Vergessen der ursprünglichen Schreibung, geworden Drittel, Viertel, Fünftel u. s. f. So ist, nachdem in Adeler die mittlere tonlose Sylbe weggefallen, Adler entstanden. Neben Jungfrau, und aus diesem entstanden, hat sich im gemeinen Leben Jungfer gestellt, welches, deshalb den Bedürfnissen des gemeinen Lebens dienend, auch oft den Begriff der Jungfräulichkeit ganz zurückstellt, und nur eine in minder niedrigen Verhältnissen beschäftigte Dienerin bedeutet. Auch die Ableitung Jüngferchen (nicht Jungferchen — wogegen Jungfräulein) zeigt, daß dieses Wort als ein einfaches empfunden wird. Zu den Wörtern dieser Art im Hochdeutschen kommen in den Mundarten noch viele hinzu. So sagt die Mundart in der Mark Brandenburg die Handschen für die Handschuh (ob man auch für den einzelnen Handschuh das veränderte Wort braucht, weiß ich nicht). So sagt ferner Hebel in seinen Allemannischen Gedichten Bauwele für Baumwolle (Gedicht: der Winter), Gottwilche für Gottwillkommen (Gedicht: die Wiese).

6. Auch liegt hierin die Ursach, daß selbst im Hochdeutschen viele Wörter, die ursprünglich fremde waren, diejenige Sylbe, welche auf die Hauptsylbe folgt, und eigentlich betont oder gehoben sein sollte, tonlos gemacht, und daher auch ihren Vokal in e verwandelt haben (Kaiser, Fenster). Und zwar ist dies gerade bei den Wörtern geschehen, die in der Deutschen Sprache recht als selbständig Deutsch wieder lebendig geworden sind. Wörter, an denen der Gelehrtere das fremde Gepräge noch empfinden will, behalten im Hochdeutschen jene Sylbe mit ihrem ursprünglichen Vokale, obgleich das Volk in der Mundart auch bei diesen die Veränderung eintreten läßt (Doctor und Docter — ja sogar Doctern, d. h. Heilungsversuche machen, wo nicht ein Mal mehr die Endung iren das fremde Wort bezeichnet).

7. Daß aber die Sprache nicht stets nach trochäischem Rhythmus die Betonungen vertheilt, zeigen schon die eben gegebenen Beispiele. Daß sie es auch nicht kann, ist aus dem Wesen des Worttones deutlich. Denn wenngleich die Hebungen sich oft nach den obigen Wohlklangsregeln richten, und denselben gemäß sich verändern, so haftet doch der eigentliche Ton zu entschieden an bestimmten Sylben, als daß er sich in jene Regeln fügen könnte. Dennoch sind manche Unregelmäßigkeiten in der Aussprache hieher zu rechnen, z. B. Lebéndig, und die in vielen Gegenden (auch in Berlin) übliche Betonung: W$\overset{3}{a}$ff$\overset{1}{e}$nst$\overset{4}{i}$llst$\overset{2}{a}$nd für W$\overset{4}{a}$ff$\overset{1}{e}$nst$\overset{3}{i}$llst$\overset{2}{a}$nd, B$\overset{3}{a}$rmh$\overset{4}{e}$rz$\overset{1}{i}$gk$\overset{2}{e}$it statt B$\overset{4}{a}$rmh$\overset{3}{e}$rz$\overset{1}{i}$gk$\overset{2}{e}$it, $\overset{2}{A}$usf$\overset{3}{ü}$hrl$\overset{1}{i}$ch für $\overset{3}{A}$usf$\overset{2}{ü}$hrl$\overset{1}{i}$ch u. v. A., wodurch zugleich ein merklicherer Abstich der Betonung in nebeneinander liegende Sylben gebracht wird, da diese sich sonst in der Stärke des Tones sehr nahe stehen würden.

8. Eine auffallende Eigenthümlichkeit in der Betonung, welche ursprünglich in das Gebiet des Redetones gehört, aber hier ausgeführt werden muß, weil auch der Wortton durch sie bestimmt worden ist, ist es, daß in abgeleiteten oder zusammengesetzten Wörtern, die bei empfindungsvoller, leidenschaftlicher oder nachdrücklicher Rede hervorgehoben werden, der Hauptton sich leicht (nicht nothwendig) von der Sylbe verschiebt, auf der er ursprünglich stehen mußte. Es ist hierüber Folgendes zu merken:

a) Bei abgeleiteten Wörtern, welche den Hauptton auf der Stammsylbe haben, geht er auf die folgende Ableitungssylbe über, und zwar auch für den Fall, wo diese Sylbe nicht den Ton (S. 152; Nr. 3 b),

sondern nur die Hebung hat (S. 152; 3. a). Man kann also nicht nur sagen: Sichtbárer Schmerz, Endlóser Gram, sondern auch Sündliche Begier, Wunderlicher Gedanke.

b) Wenn das abgeleitete Wort auf einer Ableitungssylbe den Hauptton hat, die der Stammsylbe vorausgeht (S. 151; 2 b),

α) so fällt dieser entweder auf die folgende Stammsylbe (Unbeständiger Mensch),

β) oder, wenn diese Stammsylbe unmittelbar auf jene Sylbe folgt, welche regelmäßig den Hauptton haben sollte, so kann dieser auch auf eine etwa nach der Stammsylbe folgende Ableitungssylbe übergehen (Undankbárer, unglücklícher Sinn), jedoch ohne daß die bei α angegebene Betonungsart ausgeschlossen wäre (Undánkbarer, Unglücklicher Sinn).

c) Bei zusammengesetzten Wörtern geht der Hauptton von dem Bestimmungsworte auf das Grundwort, und zwar

α) entweder auf diejenige Sylbe desselben, welche in ihm den Hauptton hat (Wunderséliger Mann),

β) oder, wenn diese Sylbe unmittelbar auf die ursprünglich mit dem Hauptton versehene folgt, auch auf eine andere etwa noch folgende Stammsylbe oder betonte oder gehobene Ableitungssylbe (Hochansehnlicher Mann, Preiswürdige That, Annehmliches Gebot). Doch kann sich auch hier wieder die Betonung nach der in a gegebenen Art ordnen (Preiswürdige That).

Die Sylbe, welche unter den hier angegebenen Bedingungen den Hauptton verloren hat, der ihr eigentlich gebürt, behält dennoch gewöhnlich einen sehr starken Ton. Wenn daher der Hauptton nur bis zur nächstfolgenden Sylbe rückt, so entsteht oft eine so geringe Verschiedenheit der Betonung in den aufeinander folgenden Sylben, daß sie ohne weitere Hülfe unbefriedigt ließe. Wenn diese Hülfe nun nicht durch die in 2. b. und 3. b. angeführte Art der Betonung gegeben wird, welche durch diesen Zweck sich zu erklären scheint, so wird sie dadurch zu Stande gebracht, daß die erste Sylbe die doppelte Zeit ihrer sonstigen Dauer gehalten, und in der zweiten Hälfte dieser Doppelzeit tonloser als in der ersten gesprochen wird.

Anmerkungen: 1) In der so eigenthümlichen Ausnahme S. 151; 2 b ist eine besondere Art mit Un abgeleiteter Wörter bezeichnet. Wenn man annehmen dürfte, daß im Gegensatze zu den anderen mit Un abgeleiteten Wörtern, die Wörter dieser Ausnahme wegen ihres

Begriffes des Erhabenseins über menschliche Kraft und Einwirkung, schon ursprünglich im Volke mit einem gewissen Ausdruck der Empfindung gesprochen seien, so würde diese Ausnahme, die sonst ohne alle Erklärung dazustehen scheint, sich einfach aus b. α erklären lassen.

2) Bei einigen Wörtern, wo auch noch andere von den im Vorhergehenden entwickelten Umständen dazu gekommen sind, ist diese Art der Aussprache so gewöhnlich geworden, daß fast keine andere mehr gehört wird (*Ausdrücklich*, *Leibhaftig*, *Wahrhaftig*, *Nothwendig*, *Vornehmlich*, *Vorzüglich*, *Vollkommen*), und bei andern ist sie jetzt die einzige, so daß diese Wörter jetzt entschieden zu den Ausnahmen gehören (*Abscheulich*, *Vortrefflich*).

9. Viele zusammengesetzte Wörter drücken einen Begriff aus, der nicht etwa nur den Begriff des Grundwortes einseitig nach dem Begriffe des Bestimmungswortes hinwendet, sondern der auch nicht selten mehr oder weniger Bestandtheile von der Bedeutung des Grundwortes aufgiebt, und dafür wohl noch einen neuen Stoff zu der Bedeutung des Wortes hinzufügt, der, so entschieden ausgesprochen, weder im Grundworte noch im Bestimmungsworte gelegen hatte (Hauptmannschaft, Vorsehung, Andeutung). Die Bedeutung anderer zusammengesetzten Wörter ist dagegen so beschaffen, daß das Bestimmungswort eigentlich nur ein Adjectiv oder Adverbium des Grundwortes ist, indem das zusammengesetzte Wort die ganze Bedeutung des Grundwortes festhält, und diese nur einseitig nach der Seite des Bestimmungswortes hinrichtet. Manche Wörter der letzten Art haben Eigenthümlichkeiten in der Betonung, die hin und wieder sogar zu festen Ausnahmen geworden sind. Diese Ausnahmen sind in den *besonderen Betonungsregeln* bei C. 1 als die zweite und vierte aufgeführt, und mehrere der dort angegebenen Bestimmungswörter sind eigentlich weiter nichts als das verstärkte Adverbium *Sehr* (Hochnöthig, Sehr nöthig). Die Ausnahme 3. aber läßt sich sowohl durch diese als durch die so eben vorher behandelte Eigenthümlichkeit des Tones erklären.

Außer diesen festen Ausnahmen ist noch folgende Besonderheit als die letzte von dieser Eigenthümlichkeit zu merken. In denjenigen zusammengesetzten Wörtern dieser Art, die zugleich abgeleitete sind, ist das Bestimmungswort häufig erst an das schon fertig abgeleitete Grundwort gesetzt, nicht aber umgekehrt die Ableitung von dem schon fertig zusammengesetzten Worte gemacht. Oft unterscheidet nun nicht nur die Be-

deutung sondern auch der Ton in den zugleich abgeleiteten und zusammengesetzten Wörtern, ob von dem zusammengesetzten Worte das abgeleitete gebildet ist, oder ob das abgeleitete das Grundwort des zusammengesetzten geworden ist. Wenn Hauptmannschaft die tüchtigste Mannschaft bedeutet, wenn also das Wort aus Haupt und dem schon abgeleiteten Mannschaft zusammengesetzt ist, so ist der Ton der beiden Stammsylben fast ganz gleich. Aber der unmittelbare Uebergang von einem starken Rhythmusgliede zu einem anderen gleich starken oder fast gleich starken ist nicht angenehm (woher auch das Unangenehme im antispastischen Rhythmus), deshalb wird der Uebergang von Haupt auf Mann bei dem eben angegebenen Sinne des Wortes entweder durch ein Absetzen und Aufhören der Stimme vermittelt (das Wort wird fast gesprochen wie: viel Mannschaft), oder der Hauptton geht mit demselben Absetzen der Stimme wohl gar auf das Grundwort über (Hauptmannschaft), doch ist dies das Ungewöhnlichere. Bedeutet aber Hauptmannschaft die Würde eines Hauptmanns, ist es also erst von dem zusammengesetzten Hauptmann abgeleitet, so ist das Abfallen des Tones von Haupt auf Mann sehr deutlich, und das Wort wird ohne jene Hülfe gesprochen. Ebenso wie Hauptmannschaft im zuerst angegebenen Sinne ist Hauptrichtung betont, weil das Wort von Haupt und Richtung abgeleitet ist. Dagegen wird Vorrichtung betont wie Hauptmannschaft im zweiten Sinne, weil es von dem schon fertigen Vorrichten abgeleitet ist. Nur wenn es eine früher ergriffene Richtung bedeuten sollte, also aus Vor und Richtung entstanden wäre, müßte es auch in der ersten Art betont werden.

10. Die ganz tonlosen Sylben werden so schwach gesprochen, daß sie sehr stark gegen die betonten Sylben zurücktreten, und ihr Vokal fast gar nicht gehört wird. Da nun unter allen Vokalen das e am leichtesten und mattesten hingeworfen werden kann, oder vielmehr jeder ganz matt und verloren hingeworfene Vokal den Deutschen als e zu klingen scheint, so scheint es gekommen zu sein, daß alle tonlosen Sylben jetzt den Vokal e haben, während derselbe sich nur bei wenigen derjenigen Ableitungssylben findet, die betont oder ursprünglich gehoben sind. Aber zugleich ergiebt sich aus dem Ebengesagten, daß dieses tonlose e in der Sprache (beim Gesange kann es anders sein) wenig hörbar wird. Da nun zugleich in den betonten und gehobenen Sylben das e nicht häufiger als jeder andere Vokal ist, da ferner sogar die Deutsche Sprache in diesen sich der reichsten Fülle der verschieden-

sten Vokale, Umlaute und Diphthongen rühmen kann, so scheint es, als wenn die, welche unserer Sprache die Häufung des e zum Vorwurf machen, mehr mit dem Auge als mit dem Ohre hören. Wer unbefangen auf den Ton von den Gedichten Göthes, Schillers und so vieler anderen Dichter horcht, der kann nicht zweifeln an dem Wohlklange der Deutschen Sprache.

Zelle.

XII.

Deutsche Bildhauerkunst des 12ten und 13ten Jahrhunderts.

Uns liegt der wohlgelungene Anfang eines umfassenden bildlichen und geschichtlichen Werkes [1] über die alten Baudenkmale Sachsens vor, von welchen bisher, außer dem Meissener Dom durch Schwechten, nichts in solcher Art bekannt gemacht ist, und dessen zweite Abtheilung auch die alterthümlichen Bauwerke des Preußischen Sachsens umfassen wird, wie die Merseburger Regierung eingeleitet hat, und ähnliche Beförderung, als dieses vaterländische Unternehmen sich zunächst von den Sächsischen Fürsten und Herren erfreuet, auch fürder zu hoffen steht, ja ihm schon, wie verlautet, zu Theil geworden ist.

Sehr würdig eröffnet die Reihe die kürzlich fast erst wieder entdeckte Kirche des ehemaligen Klosters Zschillen, jetzo Schloßkirche zu Wechselburg, an der Mulde bei Penig. Sie gehört nicht nur zu den älteren Bauwerken im Rundbogenstyl, sondern ist ohne Zweifel wegen der Bildwerke darin, eine der merkwürdigsten überhaupt. Sie wurde, wie ihre mit Zeugnissen belegte Geschichte von dem schon

---

[1]) Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen. Erste Abtheilung, das Königreich, das Großherzogthum und die Herzogthümer Sachsen Ernestinischer Linie, die Herzogthümer und Fürstenthümer Anhalt, Schwarzburg und Reuß umfassend. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. L. Puttrich, unter besonderer Mitwirkung von G. W. Geyser d. j., Maler, mit einer Einleitung von Dr. C. L. Stieglitz, Dompropst. Erste Lieferung, mit 7 Abbildungen. Leipzig 1835. Fol.

durch ähnliche Arbeiten rühmlich bekannten Veteran Stieglitz lehrt, schon im Jahre 1174 erbaut, von Dedo IV, einem Sohne des Grafen Konrad von Wettin und Markgrafen von Meissen und Lausitz (starb 1146); und wie Konrad das von seinem Bruder Dedo IV im Jahre 1124 angefangene Lauterburg auf dem Petersberge bei Halle zu seiner Grabstätte vollendete, so bauten seine Söhne, Markgraf Otto von Meissen Altenzelle im Jahre 1160 in demselben Sinne, der Lausitzer Markgraf Dietrich Dobrilugk (1181) und die Kapelle auf der Burg Landsberg, Graf Friedrich von Brenen die Kirche daselbst. Dedo, dem die Grafschaften Groitsch und Rochlitz, später auch die Markgrafschaft Lausitz zu Theil wurden, übergab seine der H. Jungfrau geweihte Stiftung den Augustinern, besetzte sie mit Chorherren des Klosters auf dem Petersberge, dessen Propst Erhard im Jahre 1184 die Kirche Zschillen einweihte. Diese war das Erbbegräbnis ihres Stifters, der 1190 starb, so wie 1210 schon der letzte dieser Linie. Zschillen kam hierauf mit der Grafschaft Rochlitz an andere Sächsische Fürsten, und der Landgraf Dietrich, zweiter Sohn des auch als Dichter bekannten Markgrafen Heinrich des Erlauchten, übergab das Kloster, dessen üppig gewordene Mönche ihren Propst in die Mulde warfen und ihren Prior verstümmelten, im J. 1278, dem Deutsch-Orden zu Altenburg, als Graf Hartmann von Heldrungen Heermeister war. Zur Zeit der Reformation, um 1539, wurde es wieder eingetauscht, und in eine fürstliche Domaine verwandelt, endlich im Jahre 1543 samt Penig abermals vertauscht, an die Grafen von Schönburg, welche die Komthurei und Klostergebäude zum herrschaftlichen Wohnsitz einrichteten und die Kirche als Schloßkirche und Erbbegräbnis erhielten. Von diesem letzten Wechsel oder Tausche heißt der Ort seitdem Wechselburg; während der alte Name wohl eigentlich Wendisch ist (Lateinisch Cillen) und Wiesengrund bedeutet.

Die Kirche hat nun in ihrem sorgfältigen Bau von Werkstücken rothen Sandsteins, außen und innen, ganz das Gepräge ihrer Zeit. Der Kreisbogen herrscht durchgängig; das Schiff und die beiden niedrigeren Abseiten ruhen auf starken viereckigen Pfeilern mit Gesimsen und mannigfaltigen Säulchen, deren auf jeder Ecke eine, doch nicht völlig rund, herausgearbeitet ist. Zwischen den (nicht vollständigen) Thürmen, an den Thüren auf der Langseite, an Fenstern, im Umgange des Chors und an der Kanzel treten volle, mannigfaltig gemusterte Säulen mit eben so mannigfaltigen Knäufen vor. Das im

Schiff über die hohen Rundbögen im Kreuz, an Gurten aufsteigende Spitzgewölbe ist sichtlich, auch an der nachlässigeren Bauart, später aufgesetzt. Dagegen giebt es wohl keine andere Kirche mehr in Deutschland, welche noch die Kanzel, so wie den Altar, in der alten ursprünglichen Gestalt bewahrt hätte.

Die Kanzel ist ganz wie in den ältesten Römischen Kirchen, wie im 13. Jahrhundert die berühmten Kanzeln in Pisa, Siena, Pistoja, und wie sie noch in Italien gebräuchlich sind, nämlich: ein geräumiges, bühnenartiges Langviereck mit niedriger Brustwehr. Das Ganze ist aus Stein, am zweiten Pfeiler in fester Verbindung damit, aufgeführt, und ruhet vorn auf zwei mannigfaltig gebildeten Säulen mit geradem Gebälke und Gesimse, das ringsumher läuft. Unter dem letzten treten auf der rechten flachen Seitenwand aus vertieftem Felde zwei große Gestalten vom Knie an hervor: die linke, mit dem Haupt fast als Träger erscheinende, ist bärtig, scheel niedersehend, das Kinn auf eine Keule stützend, eine Garbe im rechten Arm, also Kain; ihm gegenüber Abel, jugendlich, heiter aufblickend, hebt ein Lamm, das bedeutsame, Gott wohlgefällige Opfer, empor. An der Brustwehr darüber, deren Gesims an den Ecken auch zwei kleine Säulen stützen, erscheint eben so vorbildlich, in ganzer Gestalt, Moses neben der ehernen Schlange; unten liegt ein von den Feuerschlangen Getödteter, und hinter ihm stehen zwei auf den heilenden Schlangenbaum hinweisende Männer, einer bärtig, mit spitzem Jüdischem Hut, der andere jugendlich, mit einer Art von Heiligenschein. Daneben, auf dem einen der beiden kleineren Felder der Vorderseite der über den großen Säulen vorspringenden Brüstung, erscheint die H. Jungfrau, im langen Schleiergewande, die Hände hinstreckend zu dem ganz vorn in der Mitte der Brüstung völlig rund herausgearbeiteten Christus; dieser, bärtig, mit aufgehobenen drei Fingern der Rechten, das Buch des Lebens in der Linken, sitzt in einer Rundung, welche auf alten Gemälden (noch Perugino's) ein umkreisender Regenbogen ist. In den vier Ecken umher erscheinen die Sinnbilder der Evangelisten, oben Adler und Engel.

Alle diese Gestalten nun sind mit einer Wahrheit, Schönheit und Anmuth gebildet, welche die vollste Blüte der Kunst bezeichnen; Gliedmaßen, Gewänder, Stellungen, Gebärden, und vor allen der seelenvolle Ausdruck der Gesichter, sind sichtlich aus dem Leben ent-

sprungen und zugleich durch die Kunst auf eine Weise geadelt, welche mit der des Alterthums verwandt ist.

Wie diese Kanzel, steht auch der Altar noch in seiner ursprünglichen Gestalt da: im Chor ein hoher fester Queerbau mit zwei Durchgängen, darüber Standbilder; desgleichen über dem Altartisch in der Mitte Steinbildwerk und eine hohe Bogenöffnung: alles aus Stein, in Kreisbogen gefaßt und geschlossen. Auf dem Gesimse der hohen Lichtöffnung aber steht, riesengroß, fast bis ans Gewölbe, ein Holzbildwerk: in der Mitte Christus am Kreuze, welches an jedem der drei Enden durch drei Halbkreise wiederholt und erweitert wird, darin oben das mit dem Finger auf den Sohn zeigende Brustbild Gottvaters mit der Taube; an jeder Hand ein Engel, als wollten sie das Blut auffangen, wie ein am Fuße des Kreuzes liegender bärtiger Alter den Kelch emporhebt. In dem Sinne, wie noch Kranach auf der Kreuzigung zu Weimar sich selber mit dem ihn treffenden Blutstrahle malte, könnte man in dieser demüthigen Gestalt den frommen Bildner selbst erkennen. Unter dem Kreuze stehen, rechts Maria, die aufgehobenen Hände windend, links Johannes, die Rechte schmerzlich an die Wange hebend. Maria steht auf einem zusammengekauerten, üppig entblößten jungen Frauenbilde, die aufgestützt keck emporschaut; ebenso tritt Johannes auf einen rücklings liegenden bärtigen und spitzmützigen Alten, der lästernd die Hände emporstreckt; und beide Unterlagen bedeuten wohl die Babylonische Hure des Heidenthums und das ewige Judenthum. Das ganze Gebilde, (von welchem der Herausgeber dem Unterschriebenen eine vorläufige Zeichnung mitgetheilt hat) stimmt so ganz zu dem übrigen Bau des Altars, und ist, bis auf den Unterschied, welchen der Stoff, das harte Holz, mit sich brachte, so völlig in der Art der gedachten Steinbildwerke, daß es ebenfalls für gleichzeitig zu achten ist. Auch hier herrscht durchaus Wohlgestalt, vornämlich auch in dem göttlichen Leibe des Gekreuzigten, dessen mildes Antlitz den Tod verzeihet und besiegt; und innig rührende Trauer und himmlischer Trost spricht in Gebärden und Angesicht der schönen Mutter und des holdseligen, ihr nun als Sohn zugewiesenen liebsten Jüngers. Schwerlich giebt es noch aus alter Zeit irgend ein ähnliches Werk der Holzbildnerei, zumal über Lebensgröße; und über aller Vergleichung ist es mit dem, in der geübtesten Zeit gemachten Englischen Gruß des Veit Stoß in Nürnberg.

Außerdem sind noch die Steinbilder des Stifters und seiner Gemahlin, über der Gruft vor der Kanzel liegend, wichtig, und etwa mit den ähnlichen Steinbildern seines Bruders Otto (st. 1190), dessen Gemahlin Hedwig von Brandenburg und ihrer Söhne Albrecht (st. 1195) und Dietrich (st. 1220), zu vergleichen, welche aus Altenzelle fast noch allein übrig und in Eckharts Stammgeschichte des Sächsischen Hauses (1722) und öfter abgebildet sind, aber ungenügend. Endlich stehen noch an den beiden Eckpfeilern des Chors zwei große Steinbilder, eins in geistlicher, das andre in ritterlicher Tracht; beide, mit den Thierbildern, worauf sie fußen, aus einem Stücke mit den Pfeilern selber, welche das hohe Hauptgewölbe im Kreuze tragen. Beide Standbilder sind also sicher auch gleichzeitig mit dem Bau; und der Rittersmann mit Helm und Schild möchte eben auch der Gründer des Baues, noch bei seinem Leben, sein, und ihm gegenüber der den Bau einweihende Probst. Denn ebenso stehen in dem südlichen Chore des Naumburger Doms an den Pfeilern und aus Einem Stücke mit denselben, die eilf großen ritterlichen und weiblichen Standbilder der Stifter des Doms; aber, mit diesem Anbau selber im ausgebildeten Spitzbogenstyl, erst um die Mitte des 13ten Jahrhunderts nachgeholt. Der Styl dieser eigentlichen Bildsäulen, welche hier durch Zeit und Ort zunächst zur Vergleichung sich darbieten, und in guten Abbildungen bei Lepsius Geschichte des Doms (1822) zur Hand sind, ist in seiner edlen, großartigen und lebendigen Darstellung, welche durch die Farben noch erhöht wird, jedoch strenger und härter, als in den Bildwerken von Zschillen.

Diese hier haben noch eine ganz eigenthümliche Zartheit und fast idealischen Ausdruck voraus, so daß man sie auf den ersten Blick für jünger als jene halten möchte. Aber die Möglichkeit ihres so hohen Alterthums läßt sich doch nicht läugnen, und wird hier durch alle obwaltenden Umstände verwirklicht. Kann man diese frühe Vollendung auch durch keine nahe stehenden Vorgänger erklären, so mag sie doch wohl, wie überall das Höchste, ihren unbegreiflichen Ursprung in dem Geist und in der Kunst eines einzigen großen Mannes haben, welcher eben so unbekannt blieb, als die Baumeister des Freiburger und Kölner Doms, als der Bildhauer der Naumburger Dombilder, als der Meister des bewundernswürdigen, in Thon gebrannten und bemalten Grabbildes Herzog Heinrichs von Breslau in seiner Kreuzkirche (1290); wobei noch anzuschlagen ist, daß, zumal in älterer

Zeit, die Geistlichen selber zugleich solche Werkmeister waren, und bei ihnen mit dem abgelegten weltlichen Eigennamen persönliches Hervortreten überhaupt sich verbot.

Stieglitz ist geneigt, die allerdings auffallende Erscheinung solcher Kunstwerke in Norddeutschland, deren mit der Kirche gleiches Alter er nicht anzweifelt, durch Italienische, oder Deutsche in Italien gebildete Künstler zu erklären. Aber bei allem damals, durch kirchliche und Staatsverhältnisse, Heerfahrten und Wallfahrten, auch für die Kunst kräftigerem Zusammenhange mit Italien, ergeben sich dort nicht geringere Schwierigkeiten. Denn blickt man auf den Zustand der bildenden Kunst im zwölften Jahrhundert, wie Cicognara in ihrer Geschichte, sichere Denkmäler und Abbildungen ihn darstellen, so gewahrt man eine fast noch größere Rohheit und Unfreiheit, als in Deutschland. Die erhobenen Bildwerke eines Robert am Taufstein zu Lucca vom Jahre 1151, eines Bidwin (dessen Name Deutsch ist) an den Kirchen des Dorfes Casciano bei Pisa und zu Lucca um 1180, stehen ungefähr auf gleicher Stufe mit der Kanzel der Leonhardskirche zu Florenz, von welcher ein Bildwerk der Brüstung, nämlich die Kreuzabnahme, offenbar dem Nicola Pisano bei demselben Gegenstand am Dom zu Lucca im Jahre 1233 zum Vorbilde gedient hat: wie der Maler E. Förster in den Beiträgen zur neuern Kunstgeschichte (1835) zugleich durch Abbildungen dargethan hat. Vergleicht man aber dieses Werk des mit Recht als Hersteller der Italienischen Bildhauerkunst gefeierten Nicola mit den älteren und größeren Bildwerken zu Zschillen, so erscheint es, ungeachtet der feineren Arbeit in Marmor, einförmig und manieriert, zum Theil durch Nachahmung der Antike; welche letzte noch mehr an der Kanzel zu Pisa (1260) hervorspringt, endlich wieder zurücktritt an der Kanzel zu Siena, die er mit seinen Gesellen Arnolf und Lapus und seinem Sohn Giovanni ausführte (seit 1266) und darin das Beste seiner Kunst leistete. Der theilweise und in der feinen Ausführung noch höher stehende Schrein des Heiligen Dominicus zu Bologna, der seit Vasari unbedenklich für Nicola's Werk vom Jahre 1225 galt, stimmt weder zu seiner Zeit (da Nicola noch 1273 für St. Jakob in Pistoja einen Altar herstellte), noch zu seinem urkundlich beglaubigten Werke vom Jahre 1233: er wird also (von Förster) späteren Lombardischen Künstlern beigelegt; wie die eben so vollendeten Bildwerke an der Kanzel der Johanniskirche zu Pistoja um 1270, welche Va-

fari einem Deutschen, Urkunden jedoch einem Lombarden zuschreiben. Diese späte Entwickelung Nicola's selbst und seiner Schüler läßt demnach unsere Bildwerke in Zschillen (1174—84) keineswegs aus Italien herleiten, wo damals, so weit die Kunde reicht, durchaus nicht dergleichen zu finden und zu holen war. Ja auch neben jenen vollkommenen späteren Werken der Pisanischen und Lombardischen Schule, worin auch, vornämlich als Baumeister, so manche Deutsche auftreten, bestehen unsere Sächsischen Gebilde in schöner Eigenthümlichkeit; und nicht als Nachahmung, sondern nur durch die einfache, gründliche und milde Art der Bildung, erinnern sie an die Antike, gehören aber völlig einer neuen Christlichen und heimischen Kunst an. Man muß also zunächst wohl dabei beruhen, daß, bei den mannigfaltig sich fortsetzenden und neben einander hingehenden Kirchenbauten der Sächsischen Fürsten seit 1124, zugleich zu ihren und der Ihrigen Grabstätten, die mit der Baukunst innig verbundene Bildnerei, so mannigfaltig in Thätigkeit gesetzt und angeregt war, um einen vorzüglich Begabten hervortreten zu lassen.

Da hier eine der anziehendsten und wichtigsten Aufgaben der vaterländischen Kunstgeschichte vorliegt, so wird eifrige Nachforschung in jenen, freilich zumeist zerstörten Bauwerken und ihrer Bildnerei vielleicht noch Uebergänge ergeben. Man darf dabei den Gesichtskreis erweitern und auch die Kirchenbauten von Memleben (968), Querfurt (994), Merseburg (1015), Naumburg (1036), Sangerhausen (1083), Freiburg, Erfurt, Wartburg, Eisenach, Paulinzell (1106), die Klosterkirche der Konradsburg bei Ermsleben (1174), Quedlinburg, Halberstadt und Magdeburg, was noch aus älterer Zeit davon übrig ist, mit in Betrachtung ziehen. Beim Magdeburger Dom vornämlich, der glänzenden Stiftung Kaiser Otto's des Großen (963), ist in dem völligen Neubau, seit 1208 durch Meister Bonsak, der noch als Träger einer Säule darin knieet, ohne Zweifel manches Aeltere herübergenommen; und auf den ungleichen Granit- und Porphyrsäulen des Chors stehen auch sechs riesengroße Sandsteinbilder, die Apostel Andreas, Paulus und Petrus, Johannes der Täufer und die Kaiser Otto I und II, jeder, als geistlicher oder weltlicher Sieger auf einen König fußend. Diese Bildsäulen stehen zwar gegen die Wechselburger Bildwerke bedeutend zurück, wenn sie auch jünger wären. Aelter sind gewiß die großen in den lebendigen Fels des Externsteins (Agisterstein 1093) gehauenen Bilder, welche auch Göthe in

in die Zeit zwischen Karl und Otto den Großen setzt; und deren Hauptstück, die Kreuzabnahme (nach Rauchs Zeichnung bei Mencke's Beschreibung) auffallend fast gänzlich schon dasselbe Vorbild wiederholt, wie der obgedachte Florenzer Vorgänger Nicola's, aus gemeinsamer Ueberlieferung. Wie viel man aber auch Uebergänge und Vorbereitungen nachzuweisen vermag, immer wird, auch im vorliegenden Falle, dem schöpferischen Kunstgeiste das höchste Verdienst und diese ungeahnte Erscheinung wundersam genug bleiben.

v. d. Hagen.

XIII.

Ueber den Mystiker Heinrich Suso.

Die ausgezeichnetsten Mystiker unsers Volkes gehören dem 14. Jahrhundert an. Die Richtung, die sie verfolgen, ist eine extreme, und kann als solche, wenn nicht allein, so doch am besten aus den in der Zeit vorhandenen Gegensätzen begriffen werden. Der eine dieser Gegensätze, welchem gegenüber die mystische Theologie des vierzehnten Jahrhunderts sich entwickelte, war der gänzliche Verfall des kirchlichen Lebens. In jener Gemeinschaft, die mit der anmaßenden Benennung einer allein seeligmachenden prahlte, fanden sie die Befriedigung ihrer tiefsten und heiligsten Bedürfnisse nicht, und so suchten sie dieselbe in der stillen Einkehr in die innere geistige Welt, bis wohin die Zerwürfnisse des äußeren Lebens nicht reichten. Der andere jener Gegensätze, welche die mystische Theologie hervorriefen, war die kalte Verstandesrichtung, welche die scholastische Theologie eingeschlagen hatte. Tiefere Gemüther konnten durch ein Christenthum, das in der Speculation aufgegangen war, nicht befriedigt werden, es widerte sie an, daß man das Göttliche in haarscharf gespaltene Begriffe fassen wollte. Begreifen wollten sie es nicht, sie wollten es haben, wollten es genießen, und so versenkten sie sich in jene Tiefen des Göttlichen, in denen, wie Suso sagt, das eigene Ich wie ein Tröpflein Wassers in einen Becher Weins zerrinnet.

Auf einen der Männer, die diese Richtung repräsentiren, hat unser verehrter Prof. Pischon schon mehrmals aufmerksam gemacht, ich meine Johannes Tauler. Ein weniger gekannter Zeitgenosse und Geistesverwandter desselben war Heinrich Süsse oder Suso. Das Leben desselben hat zuerst und zwar in deutscher Sprache beschrieben seine „geistliche Tochter" Elisabeth Stehelein oder Stäglin, Klosterjungfrau des Klosters Thöß bei Winterthur, der Stadt Zürich sonst gehörig und in der Grafschaft Kyburg belegen. Eine neue Bearbeitung dieser Lebensbeschreibung lieferte **Felix Faber** oder Schmid, Profeß des Klosters in Zürich, nachmals Lesmeister zu Ulm; sie erschien zu Augsburg 1512 in Folio. Dies Werk ward später auf Veranlassung des Abts **Ludovicus Blosius** durch den Karthäuser **Laurentius Surius** ins Lateinische übersetzt, welche Uebersetzung, auch Suso's Schriften umfassend, 1555 dann 1588 und 1615 zu Cölln erschien. Diesem **Laurentius Surius** folgt in seiner Lebensbeschreibung unseres Heinrich Suso der Karthäuser Heinrich Murer in seiner **Helvetia sancta**. Bedeutend ausführlicher als das Leben der meisten übrigen Heiligen beschreibt er das unseres Suso, dieweil, wie er sagt, „es „sich nicht wollte in ein kleines Myrrhen-Büschlein einbinden lassen, „wenn wir ihm den Geruch und die Lieblichkeit nicht nehmen „wollten."

Suso ward um das Jahr 1300 am St. Benedictustag den 21. März zu Constanz geboren. Seine beiden Eltern stammten aus alten ehrbaren und vornehmen Geschlechtern, sein Vater einer von Berg, seine Mutter eine von Saussen. Letztere besonders scheint auf die geistige Richtung ihres Sohnes einen bestimmenden Einfluß ausgeübt zu haben. Murer sagt von ihr, sie sey eine andächtige und gottesfürchtige Frau gewesen, welche das bittere Leiden und Sterben unseres Herrn Jesu gern und oft pflegte zu betrachten, und ihr Creutz und Leiden in die gesagte Marter Christi wohl wußte zu richten und zu überwinden. In seinem 18. Jahre ward er nach seinem eigenen eifrigen Begehr in den Orden der Prediger-Mönche zu Constanz aufgenommen. Bald darauf sandte ihn seine Ordensobrigkeit nach Cölln a. Rhein, „wo er in der göttlichen Schrift so viel studirte, daß er hätte mögen der H. Schrift Doctor werden." Als er Priester geworden war, legte er seines Vaters Namen von Berg ab, und schrieb sich Heinrich Sauß. Wenn er dann anfing zu predigen, und etwas Denkwürdiges sagen wollte, pflegte er wohl das Volk anzureden mit den Worten: merket

auf, denn der Sauß will saussen; oder wenn er es strafen wollte, ihm zuzurufen: da muß der Sauß saussen, daß euch die Ohren saussen. Je länger je mehr widmete er sich einem beschaulichen Leben, unterwarf sich manchen schweren Uebungen, und gerieth dadurch in einen Zustand, in dem er verschiedene Visionen hatte. So erschien ihm Meister Eckard, der Prediger, und zu einem anderenmale seine Mutter; beide zeigten ihm an, wie sie in der Seeligkeit und mit Gott vereinigt wären, und vermahnten ihn mit mancherlei frommen Reden. Bei der Rückkehr von einer Reise nach Straßburg, die er in Ordensangelegenheiten gemacht hatte, stürzte er in den Rhein, und war in Gefahr zu ertrinken, als ein „Ritter aus Preußen" vorüberritt, und der eigenen Gefahr nicht achtend, ihn errettete. Viel erzählen seine obengenannten Geschichtschreiber von anderen Fährlichkeiten des Leibes und Lebens, in die er gerathen, von mancherlei Anfechtungen und Trübsalen, die er erlitten, aber auch von seiner unermüdeten Thätigkeit im Predigen und im Erbauen solcher, die seinen geistlichen Beistand suchten.

Murer berichtet, er sei im Jahr 1365 am Tage Pauli Bekehrung den 25. Januar zu Ulm gestorben, im 70sten Jahre seines Lebens und im 50sten nach gethaner Profession, was aber beides nicht mit dem von Murer selbst angegebenen Geburtsjahr übereinstimmt. Nach einer schriftlichen Notiz vom Jahre 1518, die sich in einer alten Ausgabe seiner Schriften findet, soll er nicht 1300 sondern 1280 geboren und 1366 gestorben, also 86 Jahr alt geworden sein. Gewisseres darüber zu ermitteln, ist mir nicht gelungen.

Suso's Schriften sind deutsch in zwei Ausgaben erschienen, davon die eine 1482 durch Anton Sorgen, die andere 1512 durch Hans Othmar gedruckt ist. Beide Ausgaben, mit vielen Holzschnitten geziert, sind sehr selten. Selbst die letztere war es schon zu Surius Zeiten d. h. gegen Ende des 16ten Jahrhunderts. In neuerer Zeit hat Melchior Diepenbrock, Priester und Privatsecretair des Bischofs von Sailer, eine neue Ausgabe veranstaltet, Regensburg 1829, in der jedoch, da sie nur um des ascetischen nicht um des sprachlichen Zweckes willen veranstaltet wurde, die alte Sprache in die moderne übertragen worden ist.

Die obenerwähnte lat. Uebersetzung des Surius hat am meisten zur Verbreitung der Schriften Suso's beigetragen. Nach derselben erschien nämlich eine französische Uebersetzung des Karthäusers le

Cerf Paris 1586, und später noch zweimal eben da; dann eine italienische des Dominikaners Ignatio del Nente Rom 1688, endlich eine deutsche des Minoriten Anselm Hoffmann Cölln 1661 in 4to, der den deutschen Urtext gar nicht gekannt zu haben scheint. Wie sehr übrigens diese Uebersetzungen alle hinter der Anmuth des Originals zurückbleiben möchte am einfachsten aus dem Bekenntnisse des Surius erhellen, der in seiner Dedication an Blosius sagt: **Sermo ejus germanicus magnam habet gratiam, adeo ut latino sermone eam assequi non potuerim.**

Ueber den Inhalt der einzelnen Schriften Suso's giebt am besten die von ihm selbst verfaßte Vorrede Rechenschaft, welche den beiden ältesten obenerwähnten deutschen Ausgaben vorgedruckt ist. Ich habe keiner dieser Ausgaben habhaft werden können (die Königl. Bibliothek zu Berlin besitzt sie nicht), und muß mich daher damit begnügen, sie so mitzutheilen, wie Melchior Diepenbrock in seiner Ausgabe von 1829 sie giebt. Sie lautet:

In diesem Exemplare stehen geschrieben vier gute Bücher. Das erste sagt überall mit bildgebärender Weise von einem anfahenden Leben, und giebt togentlich zu erkennen, in welcher Ordenhaft ein recht anfahender Mensch den äußeren und inneren Menschen richten soll nach Gottes allerliebstem Willen. Und so gute Werke ohne allen Zweifel mehr weisen, und dem Menschen etwan recht sein Herz erleuchten, mehr, denn Worte allein, so sagt es für sich anhin mit gleichmäßgebender Weise von mancherlei heiligen Werken, die in der Wahrheit also geschehen sind. Es sagt von einem zunehmenden Menschen, wie er mit Meiden und Leiden und Uebung einen Durchbruch nehmen soll, und durch sein selbst unerstorbene Viehlichkeit (sinnliche thierische Natur) hin zu großer löblicher Würdigkeit. Weil auch etliche Menschen sind, deren Sinn und Muth nach dem Allerhöchsten und Besten zu begreifen ringet, und ihnen aber Unterscheides gebricht, davon sie verirret und verwiesen werden, darum giebt es guten Unterschied wahrer und falscher Vernünftigkeit, und lehrt, wie man mit rechter Ordnung zu der bloßen Wahrheit eines seeligen vollkommenen Lebens kommen soll.

Das andere Buch ist eine gemeine Lehre, und sagt von Betrachtung unseres Herrn Marter, und wie man soll innerlich leben und seliglich sterben und desgleichen. So aber dasselbe Buch und etliche mehr seiner Bücher nun lange in fernen und in nahen Landen von mancherlei unkönnenden Schreibern ungänzlich abgeschrieben sind, daß

ein jeder dazu legt und davon nimmt nach seinem Sinn, darum hat sie der Diener der ewigen Weisheit hier zusammengelegt und wohlgerichtet, daß man ein recht Exemplar fünde nach der Weise, als sie ihm des ersten von Gott eingeleuchtet sind.

Das dritte Buch, das da heisset das Buch der Wahrheit, deß Meinung ist: so bei unseren Zeiten etliche ungelehrte und doch vernünftige Menschen die hohen Sinne der heiligen Schrift von den Lehrern verkehrlich genommen haben, nach ihrem selbsteigenen und wilden Grunde, und sie auch also angeschrieben haben, und nicht nach der Meinung der h. Schrift, so weiset er hier den Menschen in demselben höchsten Sinn mit Unterschied auf den rechten Weg und auf die einfältige Wahrheit, die darin von Gott nach christlicher Nehmung bedeutet ist.

Das vierte Buch, das da heisset das Briefbuch, das seine geistliche Tochter auch zusammenbrachte aus allen Briefen, die er ihr und anderen seiner geistlichen Kinder gesendet hat, und sie ein Buch daraus machte, aus dem hat er genommen ein Theil der Briefe, und hat sie gekürzt, als man es hier noch findet. Des kurzen Büchleins Meinung ist, daß es eine Unterhaltung und Ergötzlichkeit gebe und eine Leichterung einem abgeschiedenen Gemüthe. Und die himmlischen Bilde, die hier vor und nach stehen, sind dazu nütz, daß ein göttlicher Mensch in seinem Ausgange der Sinne und Eingange des Gemüths allezeit etwas finde, das ihn von dieser falschen niederziehenden Welt wieder auf zu dem erbarmenden Gott reizlich ziehe.

Am Ende heißt es noch:

Wer nun gern ein guter seliger Mensch würde, und Gottes sonderer Heimliche (Vertraulichkeit) ein Begehren hätte, oder den Gott mit schwerem Leiden gemeint hätte, als er gewöhnlich pflegt zu thun seinen sonderen Freunden, dem wäre dies Buch eine tröstliche Beholfenheit. Es giebt auch gutherzigen Menschen eine lichtreiche Weisung zu göttlicher Wahrheit, und vernünftigen Menschen einen richtigen Weg zu der allerhöchsten Seeligkeit.

So weit die Vorrede.

Das was sich auf der hiesigen Königl. Bibliothek Handschriftliches von Suso findet, sind nur Bruchstücke und einzelne Bücher, die mit Schriften von Tauler, Eckart u. a. zusammengestellt sind. So finden sich in dem Codex Nr. 125 der Codices germanici in 4vo mehrere Gebete, die mit dem Namen H. Süsse bezeichnet sind. In

dem Cod. Nr. 191 derselben Abtheilung ist, gleichfalls mit Schriften von Tauler und ähnlichen das Buch von der Wahrheit enthalten, und in Nr. 42 der Deutschen Mscrpte in 8vo und 12 steht das 23ste Kapitel des anderen Theils des Buches von der Weisheit so wie mehrere Gebete und dergl. von H. Süsse.

Zur Charakteristik der Denkweise und Sprache des Mannes will ich aus dem Cod. Nr. 191, der das Buch von der Wahrheit enthält, ein Bruchstück mittheilen; ich habe ein solches gewählt, von dem es mir schien, daß sich in demselben das Eigenthümliche der Geistesrichtung Susos und der mystischen Theologie überhaupt sowohl nach ihrer spekulativen als nach ihrer praktischen Seite am klarsten abspiegele.

Zuvor bemerke ich noch, daß das Mspt, aus welchem diese Mittheilung entlehnt ist, früher in dem Besitze Daniel Sudermanns war, der um 1570 lebte. Die darin gesammelten Schriften sind auf dem ersten Blatte unter folgendem Titel zusammengefaßt:

Das vierte buch von der heiligen leben doch anfangs etliche predigt.

Item etliche gar gute predigt und mancherlei herliche und geistreiche tractetlein von den uralten lerern, und kann vil dings leicht corrigiert und zu recht gebracht werden.

In diesem buch ist vil guts dings, insonderheit dz so gezeichnet ist von Meister Eckhard, Tauler und H. Seüfse so noch nie getruckt worden.

Eine Jahrzahl findet sich nicht; doch gehört das Mspt spätestens der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts an.

Von dem woren inkere, den ein gelofsener mönsche durch den eingebornen sun nemen sol.

Der junger. Von der creatturen gewordenlichem usbruch [1]) habe ich die worheit wol verstanden. Ich horte nü gern von dem durchbruch, wie der mönsch durch xpm sol wider in kumen, uñ sin selikeit erlangen.

Die worheit. Es ist zu wifsende, dz xps gottes sun etwas gemein hatte mit allen mönschen, und hatte etlichs sunders vor anderen mönfchen. Dz, dz im gemein ist mit allē mönschen, dz ist mönschlich nattur, dz er auch ein wörer mensch waz.

---

[1]) In dem vorangehenden Abschnitt hat er nämlich davon geredet, wie alle Creaturen von Gott ausgegangen seien.

Er nam an sich mönschlich nattur, uñ nit person, uñ dz ist in der wise zü nemende, dz χp̄s menschlich nattur an sich nam in einer unteiliche[1]) der materiē, dz der lerer damascenus heifset in atomo, uñ also der angenumenen gemeinen mönschlichen nattür entwinte[2]) dz reine blutlein in der gesegneten marien lip, do er liplich gezowe[3]) von nam. Uñ darumb so hat mönschlich nattur an ir selber genummen kein sollich recht, wan si χp̄s hat angenummen uñ nit persone, dz ie der mönsch darumb sülle un müge in der selben wise got uñ mönsch sin. Er ist der allein, dem die unervolgelich[4]) würdikeit zugehört, dz er die nattur an sich nam in der luterkeit, dz Im nit hat gevolget weder von der erbsunde noch von keiner anderen sunde, uñ darumb wz er der allein, der dz verschuldete mönschlich künne[5]) erlösē möchte. Dz ander: aller anderer mönschen verdiente werg, die sie dünt in rechter gelofsenheit ir selbes, die ordenent eigenlich den mönschen zu der selikeit, die do ein lon ist der tugen, uñ die felikeit lit an der voller götlicher gebruchung, do alles mittel uñ anderheit ist abgeleit. — Aber die einung der infleischung χp̄i, sit dz sie ist in einē personlichen wesen, so übergot (übertagt) sie uñ ist hoher, deñ die einigung des gemutes der seligen zu got. Wan von dem ersten begynne, do er entpfangen wart der mönsch (χp̄s), do wz er warlich gottes sun, also dz er kein ander selbstandung hatte, deñ gottes sun; aber alle ander mönschē die hant ir natturlich understandung, in irē natturlichen wesen, uñ wie genzlich si in selber iemer entgōt (entgehen), oder wie luterlich si sich iemer gelofsent in der worheit, so geschiht dz nit, dz si in der gotlichen person understandung iemer ubersetzet werden, uñ di iren verlierē.[6])

Dz dritte: dieser mönsch χp̄s hat dz öch für alle mönschen, dz er ist ein hobt der christenheit noch glicher wise zü reden des mönschen höbtes gegen sinē libe. Also do stot geschriben, dz alle, die er hatte fursehen, die hat er vorbereit, dz si wurdent mitförmig mit dem bilde des sunes gottes, dz er der erst-

1) Ungetheiltheit.
2) entwindete.
3) Wesen, Natur.
4) unerreichlich.
5) Geschlecht.
6) Hier also keine Vernichtung der Persönlichkeit! —

geboren sy under vil anderen. Uñ darumb, wer wider ingang welle haben uñ sun werden in χpo, der ker sich mit rechter gelosſenheit zu im von im selber, so kumet er, dar er sol.

Der junger: herre wz ist rechte gelosſenheit.

Die worheit: nim war mit merglichem underscheide dieser zweyer wort, di do sprechen *Sich losſen*; uñ kanst du die zwei wort eben wegen, uñ zu grunde brüfen uf ir jungstes ort [1]) und mit rechtem underscheide an sehen, so mahtu snelliklich der worheit bewiset werden.

Nun nim des ersten herfur dz erste wort, dz do heiſset Sich oder Mich, und luge, wz dz sy; und do ist zu wiſsen, dz ein ieglich mönsche hat funfleye Sich. Dz erste Sich ist im gemeine mit dem steine, uñ dz ist wesen; ein anders mit dem krute, und dz ist wachsen; dz dritte mit den tieren, un dz ist entpfinden; dz vierde mit allen mönschen, dz ist, dz er ein gemeine mönschlich nattur an im hat, in dē die andern alle eines sint. Dz funfte, dz im eigenlich zu gehort, dz ist sin personlicher mönsch, beide noch dem adel uñ nach dem zuval. wz ist nū dz, dz den mönschen jrret, un In ſelikeit beröbet? dz ist allein dz jungste Sich, do der mönsch den usker nimet von got uf sich selber, do er wider in solte keren, uñ im ſelber noch dem zuval ein eigen Sich stiftet, dz ist, dz er von blintheit im selber eigent dz gottes ist, uñ zilet do, uñ verflusſet mit der zit in gebrestē. [2]) — Der aber dis Sich ordenlich wollte laſsen, der solte drige inblick tūn: den ersten also, dz er mit einē entsinkendē inblicke kerte uf die nichtigkeit sines eigenen ſiches, schowende, dz dz Sich und aller dinge ſich ein nicht ist, usgelosſen und usgefloſsen von dē ythe [3]), dz die einig würkende kraft ist; der ander inblik ist, dz do nit ubersehen werde, dz in demselben nehsten geleſse [4]) ie doch sin selbcs Sich alle wegent blibet uf siner eigenē gezowelicher istikeit noch dem usſluge, uñ domit zumal vernihtet wurt. Der dritte inblik geschiht mit einē entwerdende und fryen ufgebende sin selbes in allem dem, do er sich je gefurte in eigener angesehener crea-

---

1) Letztes Ziel.
2) Gebrechen.
3) Icht, irgend etwas.
4) Lassen, Aufgeben.

türlichkeit zu unlediger mannigfaltikeit wider die gӧtliche worheit in liebe oder in leide, in tunde oder in losſen, also dz er mit richem vermügen sich wiselosiklich vergange, und im selber unwidernemklich entwerde, uñ mit xp̄o in einikeit eins werde, dz er us disem (xp̄e) noch einem einjehende alle zit wirke, alle ding entpfohe, und in diser einvaltikeit alle ding an sehe; und dis gelosſen ſich wird ein christförmig Ich von dem die geschrift seit von Stē paulo, der do sprichet: ich lebe, nit me ich, xp̄s lebet in mir, vnd dz heiſt ein wol gewegen Sich. —

Nun nemen wir dz ander wort herfur, dz er sprichet: *losſen*; dz meinde er ufgeben oder verachten, nit also, dz man es muge gelosſen, dz es zumol zu nit werde, deñ allein in der verachtung; uñ deñ ist im gar recht.

Der junger. gelobet sy die worheit! liebe herre, sage mir, blibet einem seligen gelosſenen mönschen *vtzit*¹)

Die worheit. es geschiht on zwivel weñ der güte und getruwe knecht wurt in gefuret in die froide sines herren, so wurt er truncken von dē vnmesſigen vberfluſſ des götlichen huses; wen im geschiht in unussprechlicher wise also einem trunken mönschen, der sin selbes vergisſet, dz er sin selbes nit ist, dz er in selber zu mol entworden ist, und sich zu mol in got vergangen hat, und ein geist mit im worden ist in aller wise, also ein kleines wasſers tropflein in vil wines gegosſen; wan also dz im selber entwurdet, so es den smack und die varbe an sich und in sich zihet, also geschiht den, die in voller besitzung sint der selikeit, dz den in unsprechenlicher wise alle mönschlich begirde entwiche, und in selber entsinkent und zu mol in dem gotlichen willen versinkent; anders mochte die geschrift nit wor sin, die do sprichet, dz got sol werden alle ding in allen dingen; wer, dz des mönschen in dem menschen üt blibe, dz nit zu mol us in gegosſen wurde, do blibet wol sin wesen, aber in einer anderen forme, in einer anderen glorie, und in einem anderen vermügen; und dz kumt alles von ir selbes grundelosen gelosſenheit.

---

¹) irgend Etwas.

Ob aber kein mönsch in disem leben also gelosfen sy, dz er dz vulkummenlich begriffē habe, dz er des sinesheit[1]) nemer an gesehe in liebe noch in leide, deñ dz er alzu mol sich selber durch got miñe uñ meine noch der allervulkummensten begriffenheit, des kan ich mich, spricht er, nit verston, ob es ist; die gangē herfür, die im gelebet hant; wen noch minē verston zu sprechende, so dunket es mich nit mügelich. us diser rede aller mähtu merken ein antwurt diner froge; wan eine rechte gelosfenheit eines sollichen edelen mönschen in der zit die ist noch gebildet uñ gestellet noch der gelosfenheit der seligen, von den die geschrift seit, miner und me geeinigt oder eins sint worden. uñ merke sunderlich, dz er sprichet, dz do entsetzet werdet der ihresheit, und übersetzet in ein ander forme und in ander günlich[2]) und in eine andere gewalt. wz ist nu die ander frömde forme, deñe die gotliche nattur und dz gotliche wesen, in dz si und dz si in sich verfliesfent dz selbe zu sine; Wz ist deñ ein ander glorie, deñ verkleret und vergunlichet werden in dem ystigen liecht, dz nit zuganges hat? wz ist den ein anders vermugen, deñ dz von der selbsheit von derselben einikeit dem mönschen wurt gegeben ein götlich kraft und gotlichs vermögen in tun uñ in losfen alles, dz ir selikeit zugehort? und also wurt der mönsch entmönschet, also geseit ist.

Der junger. herre, ist dis müglich in der zit?

Die worheit. die selikeit, von der gesprochen ist, mag erfolget werden in zweyer leye wise. Ein wise ist noch dem aller vulkummensten grot[3]), die uberal muglich ist, und dz mag nit gesin in diser zit, wen zu des menschen nattur höret der lip, des manigfaltig gedrang widersprichet disem. Aber die selikeit zu nemen nach theilhafter gemeinsamkeit also ist es mugelich, und dunket doch mannigen mönschen unmügelich.

---

1) Seinheit.
2) Glorie (bei Notker guallichi).
3) Grad.

XIV.

Winsbeke und Winsbekin.

Berliner Handschrift.

Beide Gedichte beschließen die Berliner Nibelungenhandschrift, und es ist schon oben (Bd. I, S. 27) umständliche Nachricht davon gegeben. Hier folgt nunmehr der vollständige buchstäbliche Abdruck.

Ditze bůch heizzet der wertlich rat.

1. EIn wiser man het einen svn.
der was im liep als manger ist.
Den wolt' er rehte leren tůn.
vn̄ sprah alſo min ſvn du biſt.
Mir lieb ane allen valſchen liſt.
bin ich dir liep ſam dv mir. So volge mir ze dirre friſt.
Die wil ich leb ez iſt dir gůt.
Ob dich ein fromd^e ziehē ſol. du weiſt nicht wi er iſt gemůt.

Wie man got furhtē ſol fvr elliv dinch.

2. Svn minne reiniclichen got.
ſo can dir nimmer miſſegan.
Er hilfet dir vz aller not.
nv ſih der werlt gaugel an.
Wie ſi ir volgær triegen can.
vn̄ was ir lon zem ivngſtē ſi. daz ſoltv ſinneclich verſtan.
Si wigt ze lon ein ſwinden lot.
der ir ze willē dienē wil. derſt libes vn̄ der ſele tot.

Wie daz menſch ſwindet als daz brinnend kerzzē lieht.

3. Svn merche wie daz kerzzen lieht.
die wil ez brinnet ſwindet gar.
Gelaube daz dir ſam geſchiht.
von tag ze tag ich ſag dir war.
Des nim in dinen ſinnē war.

vn̄ riht hie din leben alſo. daz dort din ſel wol gefar.
Swi hoh an gůt wirt din nam.
dir volget niht wan alſo vil. ein linin tv̊ch fur din
ſcham.

Wie man almv̊ſen ſol geben.

4. Svn gib im der dir hat gegeben.
vn̄ aller gabe hat gewalt.
Er git dir noch ein immer leben.
vn̄ ander gabe manicfalt.
Mer danne laubes hab der walt.
wil du nv caufen diſen hort. in ſinen hulden dich bi-
halt.
vnd ſende gůte boten fur.
die dir dort vahē witen rvm. e. daz der wirt zů ſlah
die tvͥr.

Wie wertlich wiſtv̊m iſt gen got ein torheit.

5. Svn alliv wisheit iſt en wiht.
die herzzē ſin ertrahtē can.
Hat er ze got der minne niht.
vn̄ ſiht in niht mit vorhten an.
Ez ſprach hie for ein wiſer man.
daz dirre werlt wisheit ſi. vor got ein torheit ſvnder
wan.
Da von ſo riht dinē ſin.
daz dv in ſinen hulden lebſt. vn̄ laz dich aller ding
an in.

Wie man geiſtlich leben eren ſol.

6. Svn geiſtlich leben in eren hab.
daz wirt dir gůt vn̄ iſt ein ſin.
Des willen cvm durh niemen ab.
bring in ze diner grv̊be hin.
Ez wirt an ſælden din gewin.
en růch wie die pfaffen leben. du ſolt doch dienē got
an in.
Sint gůt ir wort ir werch ze crvmp.
ſo volg dv iren worten nach. ir wercken niht oder du
biſt tvmp.

Wie man den pfaffen sol sprechē wol.

7. Svn ez was ie der layen sit.
daz si den pfaffen trvͦgen haz.
Da svndent si sich ser mit.
ich can nicht wissen vmbe waz.
Ich wil dir raten ferre baz.
du solt in holt mit triwen sin. vn̄ sprich in schon vn̄ tvͦstu daz.
So mag din ende werden gůt.
vnd wirt ze lone dir beschert. gotes lichnam vn̄ sin reinez blůt.

Wi er ein mvͤtig sol sin mit siner konen.

8. Svn ob dir got svͤg ein wip.
nach sinem lob ze rehts .e.
Die soltu han als dinen lip.
vn̄ svͤg daz ez so biste.
Daz ivr bæder wille ge-
vzse einem herzzen vn̄ darin. waz wil du danne wnne me.
Ob daz geschiht in triwen pfleg.
Sæt aber div werre ir samē dar. so m zzen scheiden sich die weg.

Wie er tagen minne sol helen.

9. Svn du solt sinneclichen tragen.
verholen din minne vingerlin.
Din tavgen niht den tvmben sagen.
daz zwein ist reht ze wit ist drien.
La dich niht uber gen den win.
den soltv so ze huse laden. daz din vind iht spotten din.
Aht vf die zvngelær niht.
di werren zewischen frivnden tragen. vn̄ daz in Judas aht geschiht.

Wie man sol gůtlih vn̄ mit witzē antwrtē.

10 Svn swer bi dir ein mære sag.
mit worten ims niht vnder brich.
Vn̄ swer dir sinen cvmbs clag.
in scham vber den erbarm dich.

Der milt got erbarmt ſich.
vber alle die erbarmich ſint. den wiben allen ſchon ſprich.
Ist ienert einiv ſælden fri.
da bi ſint tuſent oder mer. den tvgend vñ ere wonet bi.

Wie man gůtiv wip erē ſol.

Svn wil du zieren dinen lip.
ſo daz er ſi vnfůge gram.
So minne vñ ere gůti wip.
der tugend vns ie von ſorgen nam.
Si ſint wnne ein bernder ſtam.
da von wir alle ſin giboren. Er hat niht zuht noch rehter ſcham.
Der daz niht erkent an in.
der mvͦz der toren einer ſin. vnd het er Salamones ſin.

Wie wip ſint ſtam aller wnne.

12. Svn ſi ſint wnne ein b'ndez lieht.
an eren vñ an werdikeit.
Der werlt an frauden zvͦ verſiht.
nie wiſer man daz wider ſtreit.
Ir nam der eren cron treit.
div iſt gemeſſen vñ geworht. mit tugenden vollik vnde breit.
Genade got an vns bigie.
do er im engel dort geſchůf. daz er ſi gap fur engel hie.

Wie man den wiben wol ſprechē ſol.

13. Svn du maht niht wiſſen wol.
waz eren an den wiben lit.
Ob ez dir ſæld fůgen ſol,
daz du gilebſt die lieben zit.
Daz dir ir gůte fræude git.
ſo can dir nimmer baz giſchehen. ze dirre werlt ſvnder ſtrit.
Du ſolt in holt mit triwen ſin.
vñ ſprich in wol tůſtu des niht. ſo mvͦz ich mich vntrœſten din.

Wie reines wibes gut ist ein getranch.

14. Svn wildv erzenie nemen.
ich wil dich leren ein getranch.
Lat dirz frav sæld wol gezemen.
du wirdest selten tugend cranch.
Din leben si cvrz oder ez si lanch.
leg in din herz ein reinez wip. mit stæter lieb svnder wanch.
Ist ez an werdikeit verzagt.
als der triack daz aiter tůt. ir wiplich gůt dirz veriagt.

Wie wiplich gůt trvren stôrt.

15. Svn ich sag dirz svnd^s wan.
eins mannes hertz ist vngesvnt.
Daz sich niht innan reinen can.
mit wibes liebe zaller stvnt.
Ez was ein tvgentlicher svnt.
do gůter wibe wart gidaht. hat iemen sorg swæren bvnt.
Den trvrig mvt bestricket hat.
der strich wiplih gůte dar. alsam ein tav sin not zergat.

Wie dem sæld volget der gvtiv wip minnet.

16. Svn sit div sælde lit an in.
div nie mit lob ir zil vol maz.
So dien in gern vñ hastu sin.
du lebst in eren dester baz.
Got sin an sælden nie vergaz.
dem ir genade wirt beschert. vñ er mit triwen dienet daz.
Dem stet der schilt ze halse wol.
im cvmt ze lon ein blanker arm. da im der riem ligen sol.

Hie saget er von des schiltes werdikeit.

17. Svn dv solt wissen daz der schilt.
hat werdikeit vñ eren vil.
Den ritter tugend niht bevilt.
der in ze reht tragen wil.

Die warheit ich dich niht en hil.
er ist zer werlt svnder wan. ein hoh gemezzen frœuden zil.
Nimt in ze half ein tvmber man.
der im sin reht erkennet niht. da ist dˢ schilt vnschuldig an.

Waz zů dem schilt gehœrt.

18. Svn lat dich got gileben die zit.
daz er mit reht wirt din dach.
Waz er dir danne frœude git.
wil du im denne volgē nach.
Waistu wie Gahmvret gischach.
der vō des schiltes werdikeit. der Morin in ir hertze brach.
Si gab im lvͤt lant vnde gůt.
er git och dir noch hohen pris. gist du im lip hertz vnde mvͦt.

Waz schiltes reht si.

19. Svn wil du ganzlich schiltes reht.
erkēnen so wis wol gezogen.
Triwe milt kvͤn vnde sleht.
so ist er an dir niht betrogen.
Vñ cvmt din lob wol fur giflogē.
wilt aber du leben in frier wal. den tugēden allen vor verlogen.
Der red min triv si din pfant.
wil du in also ze hals nemen. er hienge baz an einer want.

Waz er tvͤn sol so er den helm vf gebindet.

20. Svn biz din helm genem den strik.
so wis mvͦtik vnde balt.
Gedench an reiner wibe blik.
der grůz man ie mit dienste galt.
Sitz eben vñ swende so den walt.
als dir von art si geslaht. min hant hat mangen ab gevalt.
Des selben mvͦz ich mich verwegen.
gůt ritterschaft ist toppel spil. div sælde mvͦz des siges plegē.

Wi er sol des comendē varen an dᵉ tioſt.

21. Svn nim des gen dir comendē war.
vñ ſenche ſchone dinen ſchaft.
Als ob er ſi gemalet dar.
laz an din ōrs mit meiſterſchaft.
Je baz vñ baz rv̊r im die craft.
zen nageln ſieren vf den ſchilt. da ſol din ſper gewinnen haſt.
Oder da der helm geſtricket iſt.
div zwei sint reht Ritters male. vñ vf der tyoſt der beſte liſt.

Wie ſich dᵉ man ſol cleidē mit tugendē.

22. Svn wil dv cleiden dine ivgent.
daz ſi ze hof in eren ge.
Snid an dich zuht vñ reine tugend.
ich weiz niht waz dir baz an ſte.
Wil du in tragen in rehtᵉ.e.
ſi machet dich den werden wert. vñ git dir dannoch ſælden me.
Jch mein reiner wibe ſegen.
der iſt ein ſo genæmer hort. in moht ein lant niht wider wegen.

Wi er niht horen ſol boſiv mær.

23. Svn dv ſolt bi den werden ſin.
vñ la ze hof dringen dich.
Der man iſt nach den ſinnen min.
dar nach als er geſellet ſich.
Ze rehte ſwig ze ſtaten ſprich.
die boſiv mær dir ze oren tragen. von in din ſtætex hertze brich.
Wil du din or als mangᵉ tůt.
den velſchelæren bieten dar. ſo wirſtu ſelten wol gemv̊t.

Wie man ſol der zungē hv̊ten.

24. Svn du ſolt diner zvngen pflegen.
daz ſi iht vz dem angel var.
Si lat dich anders vnder wegen.
der eren vñ der ſinne bar.

Schivz rigel fur vñ nim ſin war.
gezamet ſi vil reht din zorn. ſi gæb vmb ere niht ein har.
Wirt ſi din meiſter wiſſe daz.
ſi ſetzet dich in gotes zorn. vñ dienet dir der werlte haz.

Wie man die red beſniden ſol.

25. Svn bezzer iſt gemezzen zwir.
denne gar verhawen ane ſin.
E. daz div red entrinne dir.
ze gæhes vz dem mvnde hin.
Beſnid ſi wol uf den gewin.
daz ſi den wiſen wol bihag. daz wort mag niht hin wider in.
Vnd iſt doch ſchier fur den mvnt.
wil du des rates folgen niht. du wirſt an eren vngeſvnt.

* Wie man ſich hv̊ten ſol vor valſchē lvte.
* Wie getan not der ſpot birt.
(Stehen ſchon oben Bd. I, S. 272).

Wi edel ane tvgend iſt ze niht.

27. Svn hoh gebvrt iſt an dem man.
vñ an dem wib gar verloren.
Da wir niht tvgend kieſen an.
als in den Rin geworfē ein korn.
Der tugend hat derſt wolgiborē.
vñ eret ſin giſlæht wol. ich han ze frivnt mir erkorn.
Den nidern baz der eren gert.
fvr einen hohen ſvnder tugend. der hivr iſt bôser danne vert.

Wie mā des gvtes niht vil ahten ſol.

29. Svn du ſolt haben vnd minnē gv̊t.
alſo daz ez dir niht lig ob.
Benimt ez dir tvgend vñ frien mv̊t.
ſo ſtet din hertz in crankē lob.
Gv̊t iſt gitikeit ein clob.
ſwem ez lieber iſt danne got. vnd wertlich er ich wæn er tob.

Swen ez also gevazzet fvr.
der anet sich der bæder lieber. e. daz er daz ein verlvr.

• Wie man niht sol sin vbs milt.

• Wie man in der mazze sol leben.
(Auch schon oben Bd. I, S. 271).

Wie man sich sol an nemē dc man vol bringē mac.
30. Svn so der vogel . e . rehter zit.
von sinem neste fliegen wil.
Sich selben er vil lihte git.
den tvmben kindē zeinem spil.
Die red ich dir gelichen wil.
nimstv dich an des dv niht maht. vol enden vn ist dir ze vil.
Daz mvstv ligen ane ere lan.
so wær ferre bezzer dir. vn̄ wær ez nie gefangen an.

Wie man niht ze gæh sol sin.
31. Svn heb daz du getragen maht.
daz dir ze swær si daz la ligen.
Swer gern vber haubet vaht.
der moht dester wirs gesigen.
Dich ist der wisen lop verzigen.
wil du zi gæhes mvtes sin. Ane allen rat vnd vnverswigen.
So cvmt dir gar daz sprichwort wol.
des mvtes al ze gæher man. vil tragē esel riten sol.

Wie man wisen ræten volgē sol.
32. Svn du solt selten schaffen iht.
ane diner wisen frivnde rat.
Ob dir dar an gelvnge niht.
daz wær niht ein missetat.
Swer wiser lvte lere hat.
vn̄ in mit willen volget nach. dem get ze sælden vf sin sat.
Div mær vil dicke zweient sich.
da von soltv daz beste welen. vn̄ volge dem daz eret dich.

Wi man den ræten mit werken volgen sol.
33. Svn swer sich selben eren wil.
der nimt getriwes rates war.

Man ſlivſet gvͦter ræte vil.
an einem hertzen tvgende bar.
Swer ratet vnde dienet dar.
da mans ze dienſt niht vervaht. der ſlivſet ſinen willen gar.
Swaz frivnd frivͤt geraten mac.
er welle ſelber ſtivrē ſich. ez iſt in einen bach ein ſlac.

Wie man ſich tugend vlizzē ſol.

34. Svn ſi iehent all ez brenne frvͦ.
daz zer nezzeln werdē ſol.
Din ivnger mvͦt daz ſelbe tvͦ.
daz cvͤt dir in dem alter wol.
Mit dir ich leides mich erhol.
min troſt iſt vf dich einen comen. din liep min liep din leit min dol.
Got tvͤ mich zweir ſorgen bar.
daz dv iht werdeſt vngemvͦt. vn̄ daz din ſel iht miſſe var.

Wie man ſol gůt gewonheit habē.

35. Drizzik iar ein tore gar.
dˢ mvͦz ein narre furbaz ſin.
Die wiſen ſprechent ez ſi war.
ez iſt vil dicke wordē ſchin.
Vn̄ iſt och der gelaube min.
gewonheit iſt da ſchuldich an. div git dem libe ſolhē pin.
Des er von kintheit iſt gewon.
ez ſi im ſchad ez ſi im frvm. da cvmt er ane got niht von.

Wie man die vngetriwē fliehen ſol.

36. Svn du ſolt hoveliche ſit.
in dinen ſinnen lazzen pfaden.
Behvͤte dich vor einem ſnit.
der tvͦt an eren grozen ſchaden.
Da mit was Jvdas vbˢ lade.
ſwer in dem ſnit noch fvnden wirt. der mvͦz mit im zer helle baden.

Ich mein vntriv vns ſæt div ſchrift.
ſi ſi der arm-(en) ſele dort. vn̄ hie des libes ein vergift.

Wie mā ſol ſin ſtætȩs mvͦtes vn̄ wolgezogē.

37. Svn du solt kivſcher wort ſin.
vn̄ ſtætes mvͦtes tuͦſtv daz.
So hab ez vf die triwe min.
du lebeſt in eren deſter baz.
Trag niemen nit vn̄ langē haz.
wis gen vinden hohgemvͦt. den frivnden niht mit dienſte laz.
Da bi in zuhten wolgizogen.
vn̄ grvͤzze den du grvͤzzen ſolt. ſo hat dich ſælde niht betrogen.

Wie man hohfart vn̄ gitikeit fliehen ſol.

38. Svn hohvahrt vnde gitikeit.
div zwei sint boͦs nahgebvr.
An den der tiefel ſich verſneit.
daz im ſiu ſvͤzze wart ze svr.
Sin ſchoͦn ſwerzer danne ein vr.
in ſleht noch hivt vn̄ vmmer mer. ze helle drvm ein bitter ſchvr.
Der in den ſchuldē fvnden wirt.
dem git in ſinem hvſe rvm. der ſelb ſwarze helle wirt.

Wie mā vbͤ ſich niht lebȩn ſol.

39. Svn ich han lange her vernomen.
ſwer vber ſich mit hohvart wil.
Daz ſin leben mac darzvͦ comen.
daz ſich vervellet gar ſin ſpil.
Ein ieglich man hat eren vil.
der reht in ſiner maͮzze lebt. vn̄ vber mizzet nit ſin zil.
Swer ſich zivhet vn̄ ie zoch.
daz in ſin fuͦr machet wert. der wirt an erē billich hoch.

Wie gemach bi eren niht enzimt.

40. Svn wil dir lieben gůt gemach.
so mvͦstu eren dich bewegen.
An ivngen manne ich nie gesach.
div zwei gelicher wage wegen.
Waz tavg ein ivnger lip verlegen.
der vngemach niht liden can. noch sinneclich nach eren stegen.
Ez ist mir ane zwifel cvnt.
ez laufet selten wisiv mvs. slaffender vohen in dē mvnt.

Wie man niht eren mac habē ane arbeit.

41. Svn wizze daz verlegenheit.
ist gar dem ivngen manne ein slac.
Ez si dir offenlich geseit.
daz niemen ere haben mac.
Noch herzzen liebe svnder clak.
gar ane cvmber vn̄ ane not. der lvhs get so niht in den sac.
Swer sich vor schandē wil befriden.
der mac giborgen niht dem libe. noch dem gvt noch den liden.

Wie man ze rat niht sol gen vngebeten.

26. Svn du solt niht gen vngebeten.
an frivndes noch an vindes rat.
Ez mac den man in schaden weten.
ob er da sitzet oder stat.
Ob man sin gern hete rat.
svn da solt niht dringen zvͦ. fur war ez ist ein missetat.
Kvmst aber du dar von frivndes bet.
so slivz die scham fvr dinen mvnt. daz sich div zvng niht vber tret.

Wie man lvͦder vn̄ friheit vliehē sol.

42. Svn bædiv lůder vnde spil.
sint libes vn̄ der selē val.
Der ane mazze in volgen wil.
si machet breit hvͦbe smal.

Wie ziert golt den edelen stein.
also tvͦnt wari wort den lip. er ist niht vleisch vnz vf daz bein.
Dem also slipsig ist der sin.
swa er sin ia geheizzen hat. daz er sin nein da schrenket hin.

Wie man den ban vliehe sol.

50. Svn flivch daz dich iht bind ein bant.
daz ist gestricket in der aht.
Daz du gebvnden bist ze hant.
vor got in cresticlicher maht.
Swer wirt in sinen strik braht.
so daz in findet da der tot. we im daz sin ie wart gidaht.
Daz bant ist der gedienet ban.
der clemmet in der helle also. daz Judas nie die not gewan.

Waz craft der pan hab.

51. Svn dannoch ander craft er træt.
den er gefazzet an sin seil.
Er nimt im al die Cristenheit.
gemein vñ aller sælden teil.
Sin wundiv sele wirt niht heil.
kvmt er mit reht niht der von. ie grozzer wirt der sælde meil.
Gebet almosen ist verloren.
vñ swaz er gůtes mac getvͦn. die wil in stichet dirre dorn.

Wie man missetat fliehe sol.

52. Svn flvͤch sint ein bitter crvt.
strazze vnd ir stige gern mit.
Si mac verlaiten dir din hut.
swi gůt geleit man dir git.
Gerihtes uber dich ist zit.
swa man dich höret oder siht. die wil vf dir ir poy lit.
Da la dich inne niht v^ssmiden.
kein zvng vñ ist der rihtær gvͦt. mag dich vor tode niht befriden.

Hie git der vater ein ende sinem rate.

53. Svn ich wil dir nv niht mere sagē.
der mazz ein zil gestozzen si.
Du maht sin allez niht getragen.
nim vz den ræten allen dri.
Leg si dem herzzē nahē bi.
ob ez niht bezzer werden mac. wird gotes minne nimmer fri.
Wis warhaft zuhtic svnder wanc.
manc tvgend ir flvz nimt von den driu. bihalt si wol hab immer danc.

Hie antwurt der svn dem vat^s.

54. Vater du hast væterlichen mir.
geraten als ein wiser man.
Ich wil vil gern volgen dir.
ob mir got siner helfe gan.
Div alliv dinc vollenden can.
sin vnvolmezzen hohiv tugend. bit ich immer vnde man.
Daz ich im hie ze dienste leb.
also daz er mir drvmbe dort. sins vater himelriche geb.

Wie wer(l)tlichiv wnne ist ein mist.

55. Vater ich bin ein kint doch sich ich wol.
daz disiv werlt ein gauckel ist.
Ir vræud erlischet als ein col.
ir bestiv wnne wird ein mist.
Ir trost ist gar ein vngenist.
si lat ir frivnd in swach^s hab. des du wol innan worden bist.
Du hast ie her gedienet ir.
nv merke waz ir trvgeheit ze lon hab gigeben dir.

Wie widerstendich daz alt^s ist.

56. Vater alter lip vn̄ mv̊div lit.
div zwei sint din mit voller hab.
Du wærd .e. snel nv gat din trit.
ze nahen leider bi dem stab.
Da grvset mir von schulden ab.

ob din schuld manicvalt. dem lib volget hinz dem grab.
Din rat ist cranch ob daz geschiht.
des mannes wistvm ist nit gvͦt. ist er im selber wise niht.

Wie der alt sol gůt bild geben.

57. Vater *w*isem man schone zimt.
daz er tvͦ wol mit stæten siten.
Da bi ein tvmmer bilde nimt.
daz wurd vil lihte svs vermiten.
Ein alter man mit tvmben siten.
der niht bidenket waz er ist. vñ waz got durch in hat erliten.
Der ist in toren aht gemvͦt.
ez ist ein lop vor allem lob. der an dem ende rehte tvͦt.

Hie rat der (sun) dem vat'. daz si sich bigebẽ.

58. Vater mit vrlaub wil ich dir.
min hertz entsliezzen vber al.
Ez mac sich niht verhelen bi mir.
du solt fur diner sünden val.
Legẽ vf din eigen ein spital.
vñ solt dich selber ziehen drin. ich var mit dir in frier wal.
Alle vnser hab sol wir dar zelen.
vnd fvr der werlt trvgeheit. Daz svͤzze himelriche welen.

Hie wil im der vater volgen.

59. Svn die red vz dem herzzen din.
gesprochen hat ein wiser geist.
Ich fræu mich in dem hertzen min.
daz du von got so vil weist.
Des rates wil ich sin volleist.
wan du stvͤnt ie minem willen nach. doch liez ich durch dich aller meist.
Ich han gelebt nv lieben tac.
daz du zi got dich wilt bigeben. vñ ich mit dir gebvͤzzen mac.

Wie ſich der vat[s] fræut.

60. Svn ſwaz ich fræuden ie gewan.
die ſint bi diſen fræuden blint.
Sid ich von dir vernomen han.
daz dir die ſvnd vnmære ſint.
Ich ſag dir hertzen liebez kint.
wir kauffen in dem ſacke niht. An dinem mvͦte niht erwint.
Ob wir hie vnſer zwivel leben.
vmb einez daz vns immer wert. mit fræudē willeclich gebē.

Hie weint d[s] vater. vn̄ trȯſt in d[s] ſvn.

61. Vz augen mvͦſt er wange baden.
vō herzenliebe daz geſchach.
Der ſvn ſprach vater ir tvͦt iv ſchaden.
ir volget wibes ſitē nach.
Die man ie lihte wainen ſach.
da hȯret niht wan fræude zvͦ. vn̄ hie des libes vngemach.
Ez iſt niht ein kindes ſpil.
der mit des libes arbeit. ze rehte ſvnde bvͦzzē wil.

Hie bit er got dc er im war riv verlih.

62. Got herre die dine Trinitat.
vn̄ dine ſtarken goteheit.
Erbarmen ſol min miſſetat.
ich man dich diner barmekeit.
Div rehter riͮwe iſt bereit.
daz du mir rehte riͮwe gebſt. ſo daz mir ſi von ſchuldē leit.
Daz ie der lip geſvndet hab.
daz iht des ſi div ſele pfant. durch dine tugend des hilf mir ab.

Hie bigert er dc im giſcheh als dē ſchach[s] am Crvz.

63. Got herr du weiſt wol daz ich bin.
von ſvnden ein vertiefter man.
Vn̄ daz min ſælden frier ſin.
noch ſtæte riͮwe nie gewan.

Sid ich mich fvnden erst versan.
nv bin ich in min alter comen. vn̄ rv̊ffe dine marter an.
Vn̄ dine tugend manicvalt.
daz als dē schacher mir gischeh. der spater riv nie engalt.

Hie clagt er dc er sich niht hat bigeben.

64. Ich bin in den wingarten braht.
durch buwen hawen vnde ieten.
Vnd han mich leider uber daht.
daz ich vil frv̊ wart dar gibeten.
Daz ich den rat han vber treten.
vn̄ hat daz alter mit gewalt. in sinem stricke mich geweten.
Daz ich verslaffen han die zit.
da von mv̊z ich ze danke nemen. ein lon daz mir der meister git.

Hie vˢgiht er siner svnde.

66. Dv bist genædich vnde gůt.
milt vn̄ erbarmich herre got.
Dem svndær ob er sinen mv̊t.
von svnden nimt durch din gibot.
So starc ist miner svnden not.
ez vnder var din gotlich tugend. div ie den rehten helfe bot.
Min sel mv̊z in bv̊ze olagen.
daz minen lip min mv̊ter ie. ze disen noten hat getragen.

Hie vleht er abˢ got vmb sin svnde.

67. Got herre sit div cleinē kint.
von ir gebvrte tages alt.
Niht gar von svnden reine sint.
wie wirt ez danne vmb mich gestalt.
Des hat din barmikeit gewalt.
min pfant stet leider vf den schaden. des ich noch nie ein teil vergalt.
Hilf herre ich mac vergelten niht.
din milt div sol mir stivr geben. der pfandær grozzer bv̊zze giht.

Wie got weiz alliv taugen.

68. Got dir sint alliv hertzen cvnt.
ein winkel nie so enge wart.
Von oben vnz vf der erde grvnt.
der diner wisheit wær verspart.
Din tvgend sint in reins art.
daz du den svndær niht vertvst. gerivwet in der svnden vart.
Vñ hat ze bvzze vesten sin.
dv sihest in min herzze wol. daz ich in stæter riwe bin.

Hie bitte er got daz er im bvz gvnne.

69. Got die gab hastu mir gigeben.
gib mir noch dins helfe me.
Laz mich noch hie als lange leben.
daz mir gischeh in bvzze we.
Ze wol ist mir gewesen .e.
ich lie durch din vorhte niht. durch dine lieb alsam awe.
Sol ich daz hie gebvzzen niht.
die wil ich in der werlt gileb. wi we mir danne dort geschiht.

Hie mant er got bi den hilige.

70. Maria Magdalena was.
mit haubt svnden vber lade.
Von starker riwe si genas.
man sach si dine fvzze baden.
Mit zæhern fvr der svnden schaden.
dem milten Job ze teile wart. ir svnde swnden alle von dir.
Sant Johes wart mit luppe vergeben.
du hilf vns herre von vnser not. dv gæb in dort ein immer leben.

Hie mant er got bi Jonas vñ bi den drien kinden.

71. Din vngemezzen craft Jonam.
daz mvz man fvr ein wnder wegen.
Vz eines visches wambe nam.
dar inne er was dri tag gelegen.
Drien kinden half din gotlich segen.

daz in div flāme niht en tet. ich bin in svnden gar
v'legē.
Daz rǐwet mich vñ ist mir leit.
dv maht auch wnder an mir tvͦn. so creftich ist din
barmekeit.

Hie gert er daz in got bewar vor hohfart.

72. Got din craft ist allen creften vor.
dv niderst hobist swen du wil.
Waz half daz Nabvchodonoser.
gewaltes het vñ richeit vil.
Von hohvart sich verviel sin spil.
daz er ze walde wilde lief. der tag ein lanc gemez-
zen zil.
An allen vieren cleider bar.
vor dinem zoren den ich han. verdienet herre mich bewar

Wie gůt div wǎr riwe ist.

* Wie moht ich allez daz vol sagen.
(Steht auch schon Bd. I, S. 273.)

Hie tvͦt er sin bihte.

73. Got ich tvͦn min bihte dir.
als ein svndær sol vñ mvͦz.
Erzeige dine helfe mir.
so daz mir werde sorgen bvͦz.
Die wil ich mac hant vnde fvͦz.
gervͤren des mvͦz ich dich biten. magt vnde mvͦter durch
den grvͦz.
Den dir von got der engel sprach.
ze dinē kinde sprich min wort. din helf ie starkē kvm-
ber brach.

Hie vleht er got vmb hvlde.

74. Got ich han der werlte mich bewegen.
vñ sol nv als ein svndik man.
In riv vñ och in bvͦzze leben.
we daz ich ie den mvͦt gewan.
Der wider dich iht hat getan.
daz rǐwet mich vñ ist mir leit. nv la mich din hulde han.

Nach bezzervnge herre got.
genædiclichen vber mich. erge din wille vñ din gibot.
Hie v[s]git er vñ entsæt sich alles sines gvͦtes.
75. Von herzzē in vergeben si.
die mir ie her getaten leit.
Min aigen lv̍t ich lazze fri.
min hvͤben gelt smal vnde breit.
Daz man mir bvet vnde sneit.
fvr aigen des verzih ich mich. ich hv̌nz vf ein Spital gileit.
Ez sol furbaz d[s] armen sin.
ich vñ min ein geborner svn. zvͦ in vns wellen ziehen drin.

(Die Winsbekin folgt im nächsten Hefte.)

XV.

Ueber den Ursprung der Siegfriedssage.

Die Frage über die Beziehung der Nibelungensagen überhaupt auf die Geschichte ist bekanntlich durch Joh. v. Müller zuerst aufgeworfen worden, und es reizten seitdem geschichtliche Einzelheiten, die sich offenbar in den Liedern dieses Kreises wiedererkennen ließen, zur Nachforschung über den historischen Gehalt des Ganzen. Als aber bald sich zeigte, daß Einzelheiten, die mit gleichem Rechte Berücksichtigung forderten, von der Geschichte in ganz verschiedene Zeiträume gelegt wurden, und man also eine Verbindung von Gestalten annehmen mußte, die wissenschaftlich nicht zusammengehörten, so erschien — nicht derer zu gedenken, die nun über Dichter und Gedicht das Verdammungsurtheil sprechen zu dürfen meinten, — Anderen bald ein solches Zusammentragen des Stoffes als ein im Einzelnen vielleicht durchführbares, im Ganzen aber kein bedeutendes Ergebnis verheißendes Geschäft, welches wohl gar dahin wirken könne, die Einheit der Dichtung zu zersplittern, und ihre höhere Würde in den Schatten zu stellen. So bildete sich, jener historischen Ansicht gegenüber, eine mythische oder

symbolische, welche, dergleichen geschichtliche Einzelheiten als erheblich für die äußere Gestaltung der Sage anerkennend, die höhere Einheit, welche dieselben zusammenhalte, in gewissen aus dem Heidenthume herübergekommenen, sey es allgemein menschlichen oder volksthümlichen Anschauungen von den göttlichen Dingen und den Verhältnissen des Lebens glaubte suchen zu müssen, auf deren Hervorhebung also das Verständnis unserer Sagen beruhe. Auch hier indessen knüpfte sich bald diese, bald jene Anschauung an das Gegebene an, die Forschung, welche früher in irdische Einzelheiten sich vergrub, verflüchtigte sich nun in luftige Allgemeinheiten; und es zeigte sich auch hier, daß, wenn früher auf ein Suchen, dann jetzt auf ein Vernehmen von Verschiedenartigem die Arbeit hinauslaufe, wobei immer noch die Einheit der Ansicht fehle. Und nachdem auch so kein recht befriedigender Ertrag gewonnen ist, scheint die Untersuchung überhaupt einen Stillstand erhalten zu haben, so daß fast befürchtet werden muß, die unentschiedene Sache werde nun eine Zeitlang völlig ruhen.

Die nachfolgende Untersuchung über einen bedeutenderen Theil dieses Sagenkreises geht von der Ansicht aus, daß alles, was man von physikalischen Mythen in die Darstellungen desselben eingehüllt gesehen hat, nur hineingetragen und deshalb schlechthin zu verwerfen sey, — daß dagegen allerdings gewisse ethische Grundanschauungen in denselben ausgedrückt und in eine, vielleicht zuweilen mit Bewußtseyn erstrebte Verbindung gebracht worden, — daß ferner diese Anschauungen, da sie in dem Gesammtgemüthe des Volkes schlummerten, erst durch gewisse, mächtig in dessen Leben hineinwirkende Begebenheiten geweckt und in das Bewußtseyn gerufen wurden, — und daß es daher allerdings nicht allein für das Verständnis der Sagen, sondern auch für das der Geschichte des Volkes von Wichtigkeit sey, jene weckenden Momente aufzusuchen, und die freilich in der Zeit aus einander gerückten, aber von der sittlichen Weltanschauung des Volkes im Zusammenhange ergriffenen in diesem ihrem inneren Zusammenhange aufzufassen. In der Absicht, dazu nach Kräften beizutragen, wird in dem Folgenden versucht werden, von solchen späteren Begebenheiten aus, welche unzweifelhaft in der Sage von Siegfried zur Sprache kommen, rückwärts zu gehen, um bis zu dem Punkte zu gelangen, bis zu dem hin Spuren leiten, und in dem wir nicht allein, wegen Mangels weiterer Kenntnis der Begebenheiten, stehen bleiben müssen, sondern vielleicht befriedigt werden stehen bleiben können. Von diesem Punkte

aus wieder vorwärts in die Geschichte hinein schreitend, finden wir dann vielleicht als Gesetze der Zusammenfügung, daß dieselbe Anschauung, nachdem sie einmal erweckt war, in verschiedenen Zeiten bei ähnlichen Veranlassungen wieder erneut wurde, — daß ferner umgekehrt das neu erwachte sittliche Bedürfnis neue Begebenheiten schon in dem Lichte der älteren auffaßte und verband, — bis dann die ins volle Bewußtseyn eingetretene dichterische Nothwendigkeit die letzte Hand anlegte, und so ein Gebilde entstand, welches hierauf, als der Ausdruck der Weltanschauung eines einzelnen Deutschen Stammes, mit ähnlichen Bildern anderer Stämme in eine losere oder wesentlichere Verbindung eingetreten ist. Sollten so auch Einzelheiten uns historisch nicht gedeutet und die innere Nothwendigkeit der Zusammenfügung noch nicht überall einleuchtend dargestellt werden können, so wird doch etwas gethan seyn, wenn eine Grundlage gewonnen wird, auf der eine fernere Untersuchung fortbauen könne.

Zuförderst nun werden wir, besonders durch den sehr bestimmt geschichtlich bezeichnenden Namen Brunhild, auf die Begebenheiten in dem Hause des Frankenkönigs Klotar I, als auf solche hingewiesen, die auf die jetzige Gestalt der Siegfriedssage eingewirkt haben. Und zugleich wohl als auf die spätesten, von denen dies gesagt werden kann; denn jene jüngeren Bilder, Rüdigers, Pilgerins, Gere's und Eckewarts u. s. w. sind nicht mehr um der Sage, sondern um ihrer selbst willen eingetreten, gehören auch nicht mehr dem Siegfried allein, sondern der schon verbundenen Gesammtdichtung des Nibelungenkreises, und auch dieser nicht mehr so organisch an, daß sie nicht etwa herausgenommen werden könnten, ohne dem Leben derselben zu schaden. — Das Ende des 6ten Jahrhundert dagegen scheint uns alle wesentlichen Momente der Siegfriedssage vorzuführen: in dem Austrasischen Könige Siegbert — den jugendlichen Helden, der von denen tückisch erschlagen wird, von denen er Liebe erwarten durfte; in Brunhild und Childebert — die unter feindseligen Umgebungen mit ihrem unmündigen Sohne zurückbleibende Wittwe des Helden [1];

---

[1]) Die ganze Darstellung des Gregor von Tours, der bedeutendsten Quelle für jene Begebenheiten, zeigt uns Brunhild während der Minderjährigkeit ihres Sohnes in einer gedrückten Lage, durch Misverhältnisse mit den Großen ihres Reiches, die auch bis an das entsetzliche Ende der Königin fortdauern, und in denen das größere Unrecht schwerlich auf Seiten der letzteren gewesen seyn möchte.

endlich den Zwist der Frauen als die Quelle schwerer Frevel — in den feindseligen Verhältnissen zwischen Brunhild und ihrer Schwägerin Fredegund, der Mörderin der Schwester und des Gemahls jener. Selbst das in der Sage hervorgehobene Fortschreiten der Gemahlin Siegfrieds von der schönsten weiblichen Milde bis zu den größesten Gräueln, wie zu dem Wüthen gegen ihr eigenes Geschlecht, für das sie hernach mit blutigem Tode selbst büßen muß, läßt sich etwa an dieser Westgothischen Brunhild nachweisen, wenn gleich weniger an der echt-historischen, als an dem Bilde von ihr, welches durch den Haß entstellt, und vielleicht selbst durch die Einwirkung der Sage verzeichnet, in die Geschichte übergegangen ist [1]).

Andererseits aber werden wir uns gestehen müssen, daß, wenn erst aus diesen Elementen die Siegfriedssage sich gebildet hätte, sie sich vermuthlich anders würde gestaltet haben. Denn theils wird Siegbert freilich tückisch ermordet, aber doch in offenem Kriege gegen die Mörder, was ein wesentlich von dem der Sage verschiedenes Bild giebt; — theils ist in der geschichtlichen Brunhild so wenig von dem tiefen Wissen und der Zauberkunde, welche der mythischen von der Nordischen Sage beigelegt wird, als von dem Riesenhaften ihrer Erscheinung und dem jungfräulichen Widerwillen gegen die Vermählung, mit welcher die Deutsche Darstellung sie ausstattet, irgend eine Spur nachzuweisen; — theils endlich ist in der Sage das Verhältnis der Brunhild zu Siegfried, mithin der Hauptumstand ihres Sagenlebens, ganz verschieden von dem der geschichtlichen Brunhild zu Siegbert, von welchem letzteren man nur in der Nordischen Darstellung in der zerstörten Ehe Sigurds und Brynhilds etwa ein Ueberbleibsel findet.

Es wird aber hinsichtlich der Entstehung der Gestalt, die nun in der Sage Brunhilds Namen trägt, zum erstenmale sich die Regeneration eines früheren Bildes in einem späteren nachweisen lassen; nämlich an der Deutschen Ausbildung, da die Nordische Dichtung ihre

---

[1]) Da die weitere Untersuchung über den angedeuteten Gegenstand, wenn gleich nicht eben ganz abliegend von dem Vorwurfe dieser Abhandlung, doch zu weit führen möchte, so genüge die Bemerkung, daß sich nachweisen läßt, wie immer die späteren Schriftsteller über jene Angelegenheiten ein schwärzeres Bild von der unglücklichen Fürstin aufgestellt haben, und daß in dieser Hinsicht drei verschiedene Darstellungsweisen hauptsächlich unterschieden werden müssen, welche durch die Namen Gregor von Tours (am Ende des 6ten) — Fredegar (im 8ten) — Aimoin (vermuthlich im 9ten Jahrh.) bezeichnet werden. Eben so urtheilt über das Wesen der Sache Mariana hist. de reb. Hisp. V, 10.

Ausstattung der wunderbaren Frau als eine auch bei andern ihrer Gebilde vorkommende selbst wird vertreten müssen. Es sind nämlich zwei ursprünglich verschiedene Sagen vorhanden, die auf die geschichtliche Brunhild übertragen zu seyn scheinen, eine Altgallische und eine Germanische. Jene findet sich am frühesten bei Diodor von Sicilien, welcher [1]) von der Tochter eines alten Herrschers im Keltenlande erzählt, die, von ausgezeichneter Leibesstärke und Schönheit, sich gegen jede Vermählung sträubte, bis sie den Herakles, als dieser auf dem Zuge gegen den Geryon in ihr Land kam, erblickte, und nun seiner Umarmung von selber begehrte. Mit ihm zeugte sie dann einen Heldensohn, der, das väterliche Reich erweiternd, von seinem eigenen Namen sein Volk Galater nannte. — Und auf der anderen Seite ist eine Deutsche Sage von einem durch eine Frau beherrschten Reiche im hohen Norden wenigstens schon bei Tacitus [2]) vorhanden, und in unserer Dichtung, wie es scheint, in dieser früheren Gestalt festgehalten, während gleichzeitig oder etwas früher in Schriftstellern des Mittelalters jenes Reich sich, ohne Zweifel unter dem Einflusse der klassischen Amazonen, in ein von lauter Frauen bewohntes Land umgebildet hat [3]), das seiner Lage nach sogar geographisch beschrieben [4]) und in historische Beziehungen gebracht ward [5]). — Daß nun wirklich diese Sagen, — in welchen die beiden Elemente des damaligen öffentlichen Lebens der Franken, Gallische Provincialen und Deutsche, auf eine merkwürdige Weise zusammentrafen, und welche daher beiden Theilen durch ihre Verbindung noch lebendiger vor das Auge geführt seyn mußten, — durch Brunhild, namentlich durch deren spätere Jahre, in denen sie allerdings mächtiger, vielleicht auch gewaltthätiger, regierend dazustehen scheint, vielleicht schon zu ihrer Zeit, oder doch nicht viel später, neu

---

1) Diod. V, 24. Parthen. erot. 30 nennt den König Bretannos, die riesenmäßige Tochter Keltine, die dem Herakles Geryons Rinder verbarg, und sie nicht herausgeben wollte, εἰ μὴ πρότερος αὐτῇ μιχθῆναι, den Sohn beider Keltos. Auf diese Sage bezieht sich auch Amm. Marc. XV, 9, und bezeichnet sie als eine durch Denkmäler (quod etiam nos legimus in monimentis eorum incisum) bestätigte Gallische Sage. Vgl. Sil. Ital. III, 417 ff. Ueberall zeigen die Namen, daß dieselbe sich in der Vorstellung des Volkes an dessen eigene Entstehung anknüpfte, und also, da es uns hier an allen Mitteln gebricht, einen geschichtlichen Gehalt derselben aufzufinden, im eigentlichsten Sinne als mythisch betrachtet werden muß.

2) Germ. 45 am Schlusse.

3) z. B. Adam Brem. de situ Dan. p. 58. 59. (ap. Lindenbrog. scriptt. rer. Germ. ed. Fabr.)

4) Ad. Brem. l. c. (ap. Lindenbr. l. c.)

5) Ad. Brem. hist. eccl. III, 17.

belebt und an ihren Namen angeknüpft worden seyen, darauf scheint einiges hinzudeuten. Vielleicht waren sie es, die im Triererergebiete, dem alten Lande der Sage, eben unter ihrer Regierung [1]) einem Bilde der Diana alte Verehrung wieder zuwandten, und bei Schmäusen gesungen wurden, so daß der Unwille eines Christlichen Geistlichen darüber sich regte. Und später wurden namentlich Bauwerke, die vermuthlich schon in der alten Sage mit jener Riesenjungfrau zusammenhingen, — denn eine Richtung der historischen Brunhild auf diese Bestrebung wird nirgend angedeutet — an den Namen der letzteren geknüpft, und zwar so viele, daß selbst dem nicht ungläubigen Aimoin (vermuthlich um 870) sich Zweifel gegen die Möglichkeit erhuben [2]).

Uebertrugen sich nun wirklich jene älteren Sagen gleichzeitig oder etwas später auf die Austrasische Königin, so mußte unter dem Namen der letzteren ungefähr ein Bild entstehen, wie das, welches die Nibelungensage uns aufstellt. Daß aber Brunhild in der letzteren nicht als Gemahlin Siegfrieds auftritt, sondern vielmehr als seine Feindin, — dies wird nur erklärbar durch die Annahme, daß das Bild Siegfrieds nicht erst aus Siegbert von Austrasien entsprungen, sondern dieser nur in jenes aufgenommen ist, und daß der schon in der Liebe des Volkes vorhandene Held, dessen geschichtliches Gegenbild wir demnach früher suchen müssen, bereits eine Gemahlin hatte, die durch Brunhild nicht mehr verdrängt werden konnte, und daher dieser eine entferntere Stellung anwies. Bei dieser Annahme dagegen erklärt sich auch wohl, wie das schon von Anderen bemerkte Zusammenfließen der historischen Fredegund mit Brunhild in eine Gestalt möglich, ja selbst nothwendig ward, indem die letztere nun in den Platz der ersteren hinaustrat, und daher dieselbe entweder verdrängen oder, was natürlicher war, in sich aufnehmen mußte. — Ganz anders aber ohne Zweifel hätte sich die Dichtung ausgebildet, wenn sie zuerst aus diesen Verhältnissen im Hause Klotars hervorging, als jetzo, wo, wenn wir richtig urtheilen, der jugendlich fallende Held und das zur rächenden Furie umgestaltete Weib in der Dichtung des Volkes schon in vollem Sagenleben vorhanden waren, jetzt aber in den neuen Verhältnissen wiedergefunden wurden, so daß, indem man sie wiederzufinden

[1]) Freilich noch in der früheren Zeit derselben. Greg. Turon. VIII, 16.

[2]) Aim. IV, 1. praef. 5. Mehr hieher, als auf die Nordische Sage von Hindarfiall, ist auch wohl irgendwie der Brunhildenstein auf dem Feldberge zu beziehen. (Vgl. oben Bd. I, S. 373. Streitbar erscheint Brunhild bei Greg. VI, 4.)

sich veranlaßt hielt, sie die Art der Auffassung des Neuen schon bestimmt hatten.

Man hat noch andere Einzelheiten der Siegfriedssage in dieser Zeit zu erkennen geglaubt. So den Hagen in jenem Patricier Egnius, mit dem Beinamen Mummolus, den Gregor von Tours und die späteren Historiker uns vorführen. Aber, wenn auch nicht die Vergleichung zum Theil auf einem Mißverständnisse beruhte, indem der Vergiftung des Sohnes der Fredegund ein ganz anderer Mummolus, ein Priester, beschuldigt wird [1]), so würde dennoch diese allerdings in jener Zeit bedeutend hervortretende Gestalt zu wenig individuelle Uebereinstimmung, besonders eine hieher zwingende sittliche Idee, darbieten, um berücksichtigt zu werden. Hagen scheint vielmehr früher aufgesucht werden zu müssen, und höchstens könnten wir zugeben, daß man auch hier den Egnius in das frühere Bild aufgenommen und diesem seinen Namen beigelegt hätte. — Eben so wenig dürfte auf den Namen Falco, den Fredegar [2]) dem Einen der Mörder Siegberts beilegt, etwas zu geben, und der Volker der Sage darin zu finden seyn, zumal da der letztere der Dichtung nicht einmal wesentlich, vielleicht sogar das Eigenthum des letzten Nibelungendichters ist. — Wichtiger schon ist vielleicht, daß Fredegund in den gest. Frc. Greg. [3]) zu Siegberts Ermordung zwei pueri Taraconenses (=Tornacenses) schickt, die wohl auf die Tronegäre und Hagen hindeuten mögen [4]). Auch die Beziehung auf Burgund dagegen, auf welche Göttling [5]) einigen Werth legt, ist nur scheinbar, und so viele andere bedeutende Elemente, Santen, Alberich, die Nibelungen und der Hort, sind so wenig, wie Worms und die Burgunder, in jener Zeit nachzuweisen. Was aber das Hauptsächlichste ist, aus Siegbert selbst konnte die Sage das Bild Siegfrieds und seines Geschickes wesentlich nicht entnehmen, der Fall des vierzigjährigen Mannes, und zwar im Kriege, war eine ethisch und dichterisch ganz anders wirkende Begebenheit, als der Mord des jugendlichen Helden im Schooße des Friedens. Alles deutet auf eine Präexistenz der Person desselben, seiner Begebenheiten und seiner Verhältnisse, selbst des wesentlichsten unter den letzteren, des ehelichen.

1) Greg. Turon. VI, 35.
2) 93.
3) 32.
4) Als unbändig kennt die Franci Tornacenses Greg. Turon. X, 27. Vgl. Nibel. 2807 ff.
5) Ueber das Geschichtliche des Nibelungenliedes S. 19 ff.

Wenn wir demnach auf frühere Zeiten unsere Aufmerksamkeit richten, so dürfte die nächste, welche zur Bildung des Ganzen der Sage beitrug, die des Gründers der Fränkischen Herrschaft seyn. Klodwig selbst freilich hat, wenn auch mit seinen Thaten, doch nicht mit seiner Person und seinem Namen in dem Andenken seines Volkes eine Stelle gefunden; wohl aber bietet sich uns hier in seiner Gemahlin, Chrotild, nach Gregor von Tours [1]) die milde Fürstin dar, die aber, empört durch entsetzliches Unrecht, das ihr in ihren Aeltern von ihren nächsten Verwandten zugefügt worden, als furchtbare Rächerin und Vertilgerin ihres eigenen Stammes, des Burgundischen Königshauses, auftritt [2]). Des Burgunderkönigs Chilperich Tochter nämlich, wird sie schon in früher Jugend von ihrem Oheim Gundebaud durch die Ermordung ihres Vaters und ihrer Mutter, die Verbannung ihrer Schwester Mucuruna oder Chorona [3]) und eigene Mishandlung schwer gekränkt, dann aber des Frankenkönigs Klodwig Gemahlin, den sie zum Christenthum bekehrt [4]). Schon bei Lebzeiten ihres Gemahls entstehen Kriege der Franken mit den Burgundern, und als nach dessen Tode Chrotildens Neffe, König Siegmund, seinen eigenen Sohn Siegerich auf Antrieb der Stiefmutter im Schlafe ermorden läßt, ruft die alte Königin, die nach Klodwigs Tode sich nach Turoni zurückgezogen, und, der Kirche des heiligen Martin sich anschließend, unter geistlichen Uebungen gelebt hat, ihre Söhne zur Rache der alten und

---

1) II, 28. vgl. G. Frc. Greg. 11 ff., die vielleicht etwa 100 Jahre nach Gregor geschrieben, schon ganz im Tone der Sage erzählen.

2) Auch hier ist die allmähliche Umgestaltung der geschichtlichen Wahrheit in die Freiheit der Sage zu erkennen. Bei Gregor l. c. rafft sich die Königin, die früher nichts gegen ihre Oheime unternimmt, auch an dem Kriege ihres Gemahls gegen dieselben keinen Theil hat, erst bei der Nachricht von neuen Greueln in ihrem Hause zur Vollziehung der Rache durch ihre Söhne auf. Die Gest. Frc. Greg. 12 ff. lassen sie schon gleich nach der Vermählung die Schätze ihrer Eltern fordern; in den Gest. Frc. Fred. 19 und bei Aim. I, 14 geht sie schon mit Rachegedanken zu Klodwig, und läßt bereits auf dem Hinzuge einen Theil des Gebietes ihrer Oheime verwüsten.

3) Mucuruna heißt dieselbe Greg. Tur. II, 28. Chorona (in Einer Handschrift Rona) G. Frc. Greg. 11. Chrona Ado Vienn. sex m. aet. (ap. Bouquet Scr. rer. Gall. et Franc. Tom. II, p. 666.) und Vita S. Chrotildis, reg. Frc. (ap. Bouquet l. c. T. III, p. 399). Chroma Rorico (nicht vor dem zehnten Jahrhundert) 11. (ap. Bouquet l. c. T. II, p. 6). Blickt hier überall der Nordische Name Gudruna hindurch? Ganz abweichend ist der Name Seduleuba G. Frc. Fred. 18 und bei dem ihnen folgenden Hugo Flaviniac. (ap. Bouquet l. c. T. III, p. 354).

4) Vgl. G. Frc. Greg. II die Worte: Licitum non est, Christianam pagano nubere und Aim. I, 13 mit Nibel. 5056 ff. und 5565 ff.

neuen Frevel auf, und diese vollziehen dieselbe in zwei oder drei Feldzügen, zuerst an Siegmund, später auch an dessen Bruder oder Oheim Godomar, so daß nun das Reich der Burgunder aufhört, und der Name ihrer Könige ausgerottet wird. Dann stirbt sie selbst zu Turoni; ihre einzige Tochter, gleichfalls Chrotild genannt [1]), die unglückliche Gemahlin des Westgothenkönigs Amalarich, war der Mutter bereits vorangegangen.

Mit Chrotild nun, deren Uebereinstimmung mit der Chriemhild der Sage, selbst in einigen merkwürdigen Einzelheiten, wohl nicht zu verkennen seyn wird, und mit dem durch sie herbeigeführten Untergange des Burgundischen Fürstenhauses ist offenbar vermengt eine frühere Gestalt und eine ältere ähnliche Begebenheit, die der Niederlage der Burgunder gegen Attila unter König Gunthahar. Denn daß auch aus der letzteren Namen und Personen, wie Gibich, Gunthahar, Giselher und bedeutsame Züge, wie der Fall des Hauses und Volkes in Einer gewaltigen Feldschlacht (ergreifender, als das allmähliche Ersterben in mehreren Kriegsjahren) entlehnt sind, ist gewiß nicht zu läugnen; obgleich wir behaupten möchten, daß auf diese ganz historischen Namen, die zufällig die am frühsten gefundene Anknüpfung für die Sage gaben, zu viel Gewicht gelegt und dadurch der ganzen Untersuchung geschadet sey. Ob nun übrigens eine Gemahlin Attilas Schwester König Gunthahars gewesen, ob dieselbe Chriemhild geheißen und also die Deutsche Sage den älteren Namen auch nach der Aufnahme Chrotilds festgehalten hat, während die Nordische den jüngeren Namen der Schwester der letzteren auf sie selbst und die so gebildete Gestalt übertrug, den älteren aber ihrer Mutter beilegte, — ob ferner in diesen älteren Verhältnissen das, worin das geschichtliche Bild der Frankenkönigin von dem der Sage abweicht, begründet ist, — ob Etzel, unter dem die späteren Bearbeitungen der Sage sich ohne Zweifel den Attila denken, ursprünglich wirklich dieser ist, oder irgend ein älterer Norddeutscher König, dessen Andenken die Nordische Sage treuer bewahrt hätte, — ob im ersteren Falle Attila nur durch diese Uebertragung ihm gleichzeitiger Personen und Begebenheiten in die Geschichte Chrotilds in Beziehung mit der Siegfriedssage gekommen ist, oder schon früher in dieselbe eingewirkt hat (der geschichtlichen Erinnerung der Franken konnte er nicht wohl fremd bleiben), und welcher Werth vielleicht der Paral-

---

[1]) Greg. Turon. III, 10.

lele zwischen der Katalaunischen Schlacht und der Nibelungennoth beizulegen ist, — dies alles zu ermitteln, mag schwer, wo nicht, wenigstens für jetzt, unmöglich seyn.

In die Zeit Klodwigs ferner scheint es, daß wir Alberich und den Hort setzen müssen. Die Verbindung nämlich des ersteren mit Siegfried ist nicht wesentlich, indem die Wilkinasaga jenen zwar sonst recht wohl, nicht aber in Beziehung mit diesem, die Edda aber ihn überhaupt nicht kennt, so daß wir berechtigt sind, diesen Theil der Sage als einen an das Uebrige erst angeschlossenen zu betrachten. Den Punkt des Eintritts in dieselbe giebt vermuthlich die Eroberung von Tolosa durch Klodwig nach dem Siege über den Westgothenkönig Alarich auf der Vocladensischen Ebene. Sowohl Gregor von Tours nämlich [1]), als die gesta Frcor. Gregor. [2]) erwähnen der großen Schätze Alarichs, welche bei dieser Gelegenheit in Klodwigs Gewalt gekommen seyen, freilich ohne besondere Hervorhebung des Umstandes. Allein sowohl an Alarichs Namen und Geschlecht, als an Tolosa, knüpfen sich frühere Erinnerungen an im Wasser versenkte Schätze, welche abermals eine merkwürdige Convergenz Altgallischer und Germanischer Sagen zeigen. Was zuerst Tolosa betrifft, so scheint die Sitte, Schätze, die man vor dem Feinde sichern wollte, zu versenken, bei den Nordischen Völkern in der heidnischen Zeit ziemlich allgemein gewesen zu seyn. Dio Cassius erzählt [3]) etwas Aehnliches von Decebalus, der alten Heldengestalt jener Gegend, die so lange der Wohnsitz der Westgothen gewesen war; und Strabo sagt [4]) geradezu von den Galliern: da das Land goldreich, die Einwohner aber fromm und einfacher Lebensweise gewesen, so hätten sich an vielen Stellen Schätze angehäuft, zu deren Aufbewahrung besonders die Seen gedient hätten, indem man in diese Gold- und Silbermassen hinabließ. Insbesondere aber werden an derselben Stelle die in Tolosa von den Römern gefundenen Schätze erwähnt, deren Ursprung Einige, jedoch nicht mit Strabos Beistimmung, von Delphi herleiteten. Hierüber nun erzählt Justin [5]) Folgendes: Nachdem die Gallier unter Brennus bei dem Angriffe auf Delphi die schwere Hand des schützenden Gottes empfun-

[1]) II, 37.
[2]) 17.
[3]) XXVIII, 14.
[4]) IV. A. 13. ed. Tzsch.
[5]) XXXII, 3.

den, seyen sie theils nach Asien, theils nach Thracien geflohen, von da aber seyen ein Theil von ihnen, die Tectosagen, in ihre alte Heimat Tolosa zurückgekehrt, wo sie, von einer Pest befallen, nicht eher von dieser Landplage befreit werden konnten, als bis sie auf Wahrsagerbefehl das durch Krieg und Tempelschändung gewonnene Gold und Silber in den See von Tolosa senkten. Dies alles gewann lange Zeit darauf der Konsul Caepio, allein auch diesem und seinem Heere, wie dem ganzen Römischen Staate, ward der Besitz des heiligen Goldes im Cimbrischen Kriege verderblich. Ein anderer Schriftsteller des Alterthums [1]) läßt das sprichwörtlich gewordene [2]) Tolosanische Gold selbst jedem einzelnen Soldaten, der es berührt, Verderben bringen; so daß wir wohl mit Recht den Hellenischen Gott werden anklagen dürfen, daß er, was einst milde und fromme Hyperboräer ihm ehrerbietig weihten, als fluchbeladenes und verderbenbringendes Fafnirsgold zurückgegeben. — Auf Alarich aber hatte sich vermuthlich das Andenken an seinen gleichnamigen Vorgänger, den berühmten Balthen Alarich, übertragen, von dem Jornandes in einer bekannten Stelle [3]) erzählt, wie er mit den Schätzen des ganzen ausgeraubten Italiens nach Sicilien und Afrika überzugehen gedacht habe, ehe er jedoch diesen Plan ausführen konnte, vom Tode übereilt worden sey, und wie dann von den Gothen der heilkräftige Fluß Barentinus bei Consentia abgeleitet, in der Mitte seines Bettes die Grabstätte für den König durch Gefangene ausgegraben, derselbe mit vielen Schätzen dort versenkt, das Wasser wieder darüber geleitet, und zur Sicherung des Geheimnisses die Ermordung aller Arbeiter verfügt ward. Diese Umstände, verbunden mit der offenbaren Namensähnlichkeit, müssen uns darauf führen, daß die Sage unter dem starken Zwerge ursprünglich jenen Balthenfürsten gedacht habe, wie denn auch im Heldenbuche [4]) ein Zwerg sich Baldung nennt und zugleich für einen Abkömmling Albrichs erklärt. Auch deutet hierauf, daß die Wilkinasaga, die ihren Alpris nicht mit Siegfried, wohl aber mit Dietrich, und das Heldenbuch, welches ihn mit Otnit zusammenführt, sich ihn offenbar in den Gebirgsgegenden der Nähe von Bern (Verona), also wenigstens nahe an Pannonien, dem wirklichen ursprünglichen Sitze Alarichs, vorstellen. —

---

[1]) Gell. N. Att. III, 9.
[2]) Vgl. Cic. de Nat. D. III, 30.
[3]) de reb. Getic. p. 616 (ed. Basileens. 1531.)
[4]) Riese Siegenot 47.

Diese Erinnerung, auf seinen Nachfolger gleiches Namens übertragen, und in dem späteren Sitze der Westgothenherrschaft mit ähnlichen älteren Ueberlieferungen zusammentreffend, mußte nach der Einnahme dieser Hauptstadt und dem für die Entwickelung der Fränkischen Macht so höchst wichtigen Untergange der Westgothenherrschaft in Gallien wohl eine mythisch-politische Anschauung hervorrufen, der ähnlich, welche sich in der Sage an Alberich und den Hort anknüpft. Freilich wird nun dieser Sieg von der Sage nicht dem zweiten Gemahle Chriemhilds, dem Etzel, dessen Persönlichkeit Klodwig trägt, sondern dem ersten, welcher im Mittelpunkt des Ganzen steht, beigelegt, — eine Untreue, in der wir wohl nur einerseits die Freiheit der nach ethischen und dichterischen Gesetzen bildenden Sage, andererseits den Beweis davon zu erkennen haben, daß hier, so zu sagen, eine gekittete Stelle sey. Offenbar wird indessen auch hier wieder, daß dieses frühere Ereignis nicht erst dem späteren Siegbert beigelegt werden konnte, sondern, als es in die Sage trat, den Helden schon vorfinden mußte, zu dem es sich, die historische Wahrheit verlassend, und von einer mythischen Schwerkraft getragen, hinneigte; und so werden wir, diesen aufzusuchen, auch von hier rückwärts gewiesen.

Auf diesem Wege wird uns zunächst vielleicht Hagen von Troneck aufstoßen, die nebelhafteste ohne Zweifel von allen zu der Siegfriedssage vereinten Gestalten, deren unheimliches und gespenstisches Wesen auch darin sich bewährt, daß sie, vor die Geschichte geführt, kein Spiegelbild werfen will. Die Erzählung von seinem wunderlichen Ursprunge, welche die Wilkinasaga [1]) giebt, hat große Aehnlichkeit mit der von der zweifelhaften Geburt des Frankenkönigs Meroveus, die schon Gregor v. Tours [2]) andeutet, die Acta Frc. Fredeg. [3]) aber deutlicher aussprechen. Der von Troneck hergenommene Beiname würde auf Meroveus passen, da sein Vorgänger Clodio es ist, der nach allgemeiner Sage Tornacum (Tournai) einnahm; wobei es unentschieden bleiben kann, ob die ihm bekanntlich gleichfalls beigelegte Benennung Hagen von Troja aus einer Entstellung jenes geschichtlichen Namens hervorging, oder eine, unabhängig von diesem, wie den anderen Frankenhelden, so auch ihm zugesprochene Abkunft ausdrücken soll. Zur

---

1) Kap. 150.
2) II, 9.
3) 9.

Erläuterung des Namens Hagen selbst könnte endlich die uns aus dem 11ten Jahrhunderte[1]) zugekommene Nachricht dienen, daß alle Franken in früherer Zeit Hugones geheißen hätten[2]); womit übereinstimmt, daß in jener bekannten, von der historischen Kritik freilich längst verworfenen Reihe alter Deutscher Könige, die sich im 16ten Jahrhundert mehrfach wiederholt findet[3]), und in ihrem ersten Theile offenbar Römischen Nachrichten nachgebildet ist, in dem letzten aber mit dankenswerther Ungeschicktheit angeknüpfte ältere und eigenthümliche Traditionen zu enthalten scheint, — vor dem die Franken repräsentirenden Könige Frank der Name Hichtar, Hogkar, Hector[4]) steht, welcher wohl auf dieselbe frühere Benennung zurückdeutet. Diese Notiz nun von jenem früheren Namen ist wohl ohne Zweifel, da derselbe noch für Klodwigs Zeit beibehalten und geltend gemacht wird, kein alter Schriftsteller aber ihn als Volksbenennung kennt, auf die herrschende Familie zu beschränken; und gerade der Fürst, von dem diese in der Folge den bekannteren, die weltgeschichtliche Periode ihres Daseyns bezeichnenden Namen der Merovinger erhielt, konnte leicht der werden, an dem der ältere Name zuletzt noch, mindestens mythisch, haftete[5]). Da nun aber Meroveus in seinem übrigen Leben nichts zeigt, was sich mit Hagens Thun und Schicksal vergleichen ließe, so möchte er mehr als Repräsentant seines Stammes, denn als Individuum aufzufassen seyn, und nur übrig bleiben, in Hagen den schon in der Urzeit des Geschlechts waltenden Dämon des fluchbeladenen Hauses der Fränkischen Könige zu erkennen, der, nachdem er das Geschick begriffen, mit furchtbarer Freiheit es herbeiführt und vollendend erfüllt.

---

[1]) Chron. Quedlinb. ad a. 532. (ap. Mencken Scriptt. rer. German. T. III, p. 171.)

[2]) Dieser Behauptung gemäß erklärt das Chron. Quedl. l. c. den Austrasierkönig Dietrich, Klodwigs ältesten Sohn von einem Kebsweibe, für den Hugo Theodoricus. Auch Witichind I (ap. Meibom. Scriptt. rer. Germ. T. I, p. 630), nennt schon ein Jahrhundert früher den Klodwig selbst Hugo Clodovaeus; denn leicht ergiebt sich, daß dort die Interpunction fehlerhaft ist. Und noch Gobelinus Persona Cosmodr. V, 11 nennt den Klodwig geradezu Hugo, rex Francorum orientalium.

[3]) z. B. Reyheri monum. Landgrav. Thuring. ap. Mencken. l. c. T. II, p. 813. ff.

[4]) Der letzte Name ist offenbar der Trojanersage zu Liebe gebildet, der erste bezeichnet den Uebergang, der mittlere möchte der älteste seyn.

[5]) Es sey hinzugefügt, daß zur Deutung Hagens vielleicht ein ganz anderer Weg einzuschlagen ist, der über das Elsassische Tronick, auf welches v. d. Hagen (Vorrede zu den Liedern der älteren Edda S. XX, N. 23) verwiesen hat, nach Tungri und so in die Geschichte der ältesten Deutschen Niederlassungen jenseit des Rheins führt, — was hier nicht weiter ausgeführt werden kann.

Wenn bisher noch die Geschichte der Franken den Weg aufwärts zeigte, so scheint von jetzt an auch dieser Faden sich zu verlieren, wie wir näher an die Zeiten der Entstehung ihres Bundes rücken. Doch führt uns der schon zu Klodwigs Zeiten anerkannte Umstand, daß die Frankenkönige aus dem Stamme der alten Sicambrer seyen, weiter, und zwar zunächst nach Santen. Es wohnten nämlich um die nahe bei dem heutigen Xanten liegenden castra vetera der Römischen Zeit die Gugerner [1]), welche allgemein als die umgenannten Sicambrer angesehen werden, die Tiberius unter Augustus besiegte, und jenseit des Rheins ansiedelte. Santen aber wird bekanntlich in der Deutschen Siegfriedssage so bestimmt als der Geburtsort ihres Helden genannt, daß wir ihn hier, wo möglich, als endemischen Heros werden aufsuchen müssen.

Den an Ort und Stelle, freilich während einer kurzen Anwesenheit, von einem Freunde angestellten Nachfragen zufolge, scheint Siegfried, von dem sich keine Sage fand, an seinem Geburtsorte selbst durch eine andere Gestalt, den Santen Victor, verdunkelt zu seyn. Dieser, so lautete die mündlich empfangene Erzählung, war früher ein Heide, den Romainen dienstbar, und zog als Feldherr mit denselben nach Jerusalem. Dort bekehrte er sich zum Christlichen Glauben, den er bei seiner Rückkunft in Xanten ausbreitete, wohin er, vielleicht als Statthalter, von den Romainen bestellt war. Von der Zeit an gerieth er mit den Romainen in manche Kriege, die er meist glücklich führte. Noch ist eine Grube vorhanden, in welcher er sich lange Zeit verschanzt hielt. In einer Schlacht gegen seine nunmehrigen Feinde, deren Wahlstatt östlich von der Stadt befindlich ist, fiel er unter einem Strauche, und blieb dort lange Zeit begraben, bis einst eine Fürstin des Landes, Katharina die Heilige, seine Gebeine erheben und unter den Heiligthümern der Kirche aufstellen ließ. So weit die örtliche Sage. — Die Unwahrscheinlichkeit der Annahme, daß eine Stadt den ihr durch die Sage so bestimmt zugewiesenen herrlichsten Helden ihres Volkes nicht sollte sich angeeignet oder wieder vergessen haben, so wie die nahe liegende Beziehung des Namens Victor auf Siegfried oder einen ähnlichen Namen, berechtigen zu der Annahme, daß wir in dem eingeständlich ursprünglich heidnischen, aber durch Christliche Umgestal-

[1]) So z. B. Speneri Notit. Germ. Ant. p. 142 und an mehreren Stellen. Luden D. Gesch. Th. I, S. 197 erscheint freilich dies alles ungewiß.

tung und selbst durch die das Frühere so mächtig ergreifende Einwirkung der Kreuzzüge hindurchgegangenen Helden den Siegfried selbst erblicken; und es wird Pflicht, den Santen Victor in der urkundlichen Geschichte, wo möglich, aufzusuchen.

Wenn er nun gleich dieser nicht bekannt ist, so bietet doch die Legende Nachrichten über ihn, als einen der Märtyrer der Thebäischen Legion, welche bekanntlich in der großen Christenverfolgung unter Diocletian zu Agaunum (S. Moritz in Wallis) mit ihrem Heerführer, S. Mauritius, des Christenthums halben erschlagen seyn soll. Wenige, so wird erzählt, entkamen, wurden aber auf der Flucht, einzeln oder in Schaaren, eingeholt und niedergehauen; so deren 9 zu Bonn, zu Köln S. Gereon mit 360 Gefährten, und 330 unter Victor zu Santen. So Otto v. Freisingen [1]), S. Helena, die mythische Kirchenbauerin, hat in der Folge dem letzteren eine Kirche gebaut, ad Sanctos (p. martyres) genannt, von der die Stadt selbst die Benennung erhielt [2]). Nun ist aber bekannt, daß die ganze Erzählung von den Agaunensischen Märtyrern mit überwiegenden Gründen für ungeschichtlich erklärt werden muß. Die Begebenheit, welche sich gegen das Ende des 3ten Jahrhunderts zugetragen haben soll, läßt sich bei tiefem Schweigen des Eusebius und Lactantius, wie des Verfassers des Buchs de mortibus persecutorum, welche fast gleichzeitig sind, frühestens als im fünften Jahrhundert bekannt in der dem Bischof Eucherius von Lugdunum beigelegten Darstellung derselben nachweisen, welche die Bollandisten aufgenommen haben [3]). Nicht minder bedenklich ist die Anknüpfung eines Heiligen, Namens Victor, an diese Begebenheit. Beda im 8ten, Rhabanus Maurus im 9ten Jahrhundert, Walafried Strabo um 850 in seinem Hymnus de Sanctis Agaunensibus [4]) kennen einen solchen nicht, und Ivo Carnotens. c. 1100 [5]) scheint zwar damit bekannt zu seyn, aber alle Nachzügler des Märtyrerthums bei diesem Vorfalle zu verwerfen [6]). Dagegen findet sich dieser Name

---

[1]) Chron. III, 45.

[2]) Diese Kirche S. Victoris ad Sanctos findet sich in den bei Pertz (Monum. Germ. Hist. T. II, p. 217 ff.) abgedruckten, dem 9ten Jahrhundert angehörigen, vor 640 leider! verlorenen Annales Xantenses ad a. 863. 864 (l. l. p. 230), wo Xanten ein locus opinatissimus heißt. Vgl. v. d. Hagen Vorr. z. d. Edda L. S. XIX.

[3]) Acta Sctor. Septbr. T. VI, p. 343.

[4]) Ib. T. VI, p. 896.

[5]) Ivon. Chron. (ap. Freher. Corp. Scriptt. Franc. T. I, p. 47.

[6]) In den Worten sub uno Galliae loco.

schon in der erwähnten passio S. Eucherii [1]), welche angeblich aus dem 5ten Jahrhundert ist, deren Alter aber bezweifelt wird; und deren Erweiterung [2]) nur bezeichnet zwei Männer, einen Greis, der nach dem Christenmorde auf dem Blutfelde selbst wegen seiner Theilnahme für das Schicksal der Gefallenen erschlagen wird, und einen zweiten, der, für einen Gefährten des Mauritius geltend, zu Solodurum mit dem Ursus den Märtyrertod erleidet. Letzteren hat nach Angabe der Bollandisten [3]) zuerst Ado von Vienne (c. 875) in den Cyklus aufgenommen, die Erhebung seiner Reliquien erzählt der gleichzeitige Aimoin [4]). Marbod (um 1100) spricht nur von dem ersteren in seinem Gedichte über diesen Gegenstand [5]). Beide hat Hermannus Contractus c. 1054, und unabhängig von der Thebaischen Legion zwei Märtyrer der zehnten Verfolgung dieses Namens, einen, der zu Mediolanum, einen anderen, der zu Massilia litt [6]). Die legenda aurea (am Ende des 13ten Jahrh.) erwähnt unter S. Mauritius auch nur jene beiden, spricht jedoch von einer Zerstreuung des Heeres, in welcher das Mittel gegeben war, stäts neue Heilige an dasselbe anzuschließen [7]). — Unsern Victor von Santen endlich scheint, außer jener Notiz in den annales Xantenses, welche den Charakter der örtlichen Sage trägt, zuerst Otto von Freisingen in der oben angeführten Stelle zu kennen; so daß der Sage von ihm wohl nicht Unrecht gethan wird, wenn man sie als eine an jene allgemein Christliche Dichtung spät angefügte betrachtet [8]). Wenn nun an eine selbst so schwach beglaubigte Begebenheit, wie die der Agaunensischen Märtyrer, so locker und spät sich eine andere Thatsache anknüpft, welche sich andererseits als Umdeutung einer Sage kund giebt, die eine so starke Erinnerung an bekannte geschichtliche Vorfälle zu enthalten scheint, so ist es wohl erlaubt, diese von ihrer Ungestal-

---

[1]) Act. Sct. Boll. Septbr. T. VI, p. 343.
[2]) Ib. T. VI, p. 345.
[3]) Ib. T. VI, p. 261. ff.
[4]) III, 90.
[5]) Act. Sct. Boll. Septbr. T. VI, p. 896.
[6]) Ad a. 304. Ebenso Regino ad a. 242.
[7]) Das angebliche Märtyrerthum der Thebaischen Legion gehört der letzten großen Christenverfolgung an, welche die Christliche Heroenzeit abschließt, und dadurch theils in der geschichtlichen oder mythischen Erinnerung der Kirche sich sehr festsetzte, theils aber auch da, wo es noch keine Heiligen gab, die Nothwendigkeit auferlegte, die Gewünschten hier noch anzufügen.
[8]) Unter der Unzahl von Heiligen des Namens Victor, welche die kirchliche Tradition anerkannte, findet sich Einer, der bald nach Syrien, bald nach Aegypten verlegt, auch an verschiedenen Tagen verehrt, überall aber mit einer Corona oder Chronona

tung abzulösen und unabhängig von ihr zu betrachten [1]). Und so angesehen, möchte unser Santen Victor erscheinen, als eine dem Niederrhein eigenthümliche [2]), aus der örtlichen heidnischen Heldensage, von welcher das Volk nicht lassen wollte, in ein Bild Christlichen Kriegerthums und des Kampfes für den Glauben [3]) umgewandelte Gestalt, die in der örtlich haftenden Auffassung durch die Erwähnung der Kriege mit den Romainen, denen die Nennung von Caster Veter angefügt wird, als auf den Helden, den ursprünglich die Sage meinte, hinweiset auf Claudius Civilis, den Bataverfürsten, der nicht allein sein Volk, sondern auch Gallien frei zu machen sich bemühte, und dessen Heldenthaten großentheils um Santen liegen. Jene Zeit war es ja übrigens, in welcher diese Gegend für das öffentliche Leben der Deutschen eine Wichtigkeit hatte, wie weder früher noch später jemals, als sie nebst Cöln hiberna der im zweiten Germanien stehenden Legionen war, und vermuthlich wird doch nur eine solche Zeit sie in die Sage eingeführt haben. Ist nun übrigens Mösers [4]) Vermuthung richtig, daß eben der Krieg des Civilis die rühmende Benennung der Franken veranlaßt habe, welche dann allmählich zum Namen eines Völkerbundes geworden sey, so zeigt sich zugleich, daß diese Unternehmung ein Moment war, welcher in der Erinnerung des nachmals ausgebildeten Stammes sich festsetzen, und in dessen Sage eingehen mußte; wie denn Tacitus [5]) den Eindruck stark hervorhebt, welchen Civilis Thaten in ganz Deutschland hervorgebracht haben.

---

verbunden ward. S. Regino ad a. 123. Pertz T. I, p. 545. Den Sieger und die Krone zusammenzustellen, lag freilich nahe, auch ein Heiligenpaar daraus zu schaffen, war der kirchlichen Phantasie nicht gerade eine Unmöglichkeit: doch aber fällt die Frage ein, ob es Sigurd und Gudruna sind? Das Breviar von Tull kannte sie. S. Act. Sct. Boll. ad d. XX. Febr.

[1]) Eine kritische Prüfung der kirchlichen Legende dürfte in vielen Beziehungen reiche Ausbeute für die Kenntnis vorchristlichen Heroenthums gewähren. So meinte schon Ritter, Vorhalle Europäischer Völkergeschichten, Vorwort S. VI.

[2]) Eine geographische Zusammenstellung der Breviarien, welche die Bollandisten in dieser Hinsicht citiren, ergiebt, daß das ganze südliche Deutschland (die Diöcesen von Salzburg, Passau, Regensburg, Freisingen, Brixen, Costanz, Augsburg, Eichstädt) keinen Victor unter den Gefährten des Mauritius verehrte, eben so wenig, wie es scheint, Magdeburg und Halle, bedeutende Punkte für die Verehrung dieses Heiligen. Dagegen werden in Prag und sonst in Böhmen Reliquien eines Victor angegeben, auch in Frankreich wird er wenigstens zu Gemblours anerkannt. Aber an beiden Stellen bleibt die Frage: Welcher?

[3]) Es ist nothwendig in der Geschichte der Christlichen Kirche begründet, daß in diesem Kampfe der Sieger erliegen muß, da eben im Märtyrerthum sein Sieg besteht.

[4]) Osnabr. Gesch. Th. I, §. 93.

[5]) Hist. IV, 28.

Gehört nun Civilis, dem sich die Sugerner nach Tacitus ausdrücklicher Aussage [1]) anschlossen, dessen Thaten also, wenn gleich nicht ursprünglich ihnen angehörig, ihre Stammsage sich aneignen konnte, unserem Sagenkreise an, so ist nicht zu bezweifeln, daß er eine des Bewahrens würdige Gestalt gewesen. Ob er gerade dem Bilde des in der Blüte der Jugend fallenden Helden entspricht, können wir nicht angeben; denn wir wissen über sein Ende nichts, da leider! Tacitus Historien bei seinen Unterhandlungen mit Rom abbrechen, Dio Cassius [2]) aber mit einer auffallenden Absichtlichkeit über seine Thaten hingeht. Daß ihm jedoch von unzufriedenen Häuptlingen Gefahr gedroht habe, wissen wir noch [3]). Wahrscheinlich aber ist, daß, wenn seine Zeit und Thaten bei der Erforschung des geschichtlichen Gehalts unserer Sage in Erwägung gezogen werden müssen, die beiden Flüsse Vahalis und Nabalia, an denen die Reihe seiner Thaten anfängt und schließt, zu den Namen der Volsungen und Nibelungen Veranlassung gegeben haben, deren letzteren zwar die Nordische Sage dem Hause Gunthers von Anfang an giebt, die Deutsche aber erst durch Siegfried dorthin überträgt.

Möglich nun ist es, daß eine genauere Bekanntschaft mit Civilis und seinen Lebensereignissen uns in ihm ein völlig genügendes Gegenbild Siegfrieds zeigen würde, bei welchem wir stehen bleiben könnten. Indessen Ein Umstand fordert uns auf, noch weiter zurückzugehen, der nämlich, daß Siegfried in der Sage nicht nothwendig an Santen gebunden war, sondern auch durch eine andere Tradition einer anderen Heimat zugesprochen ward; so daß sich also noch einmal eine Zusammenfügung eines Früheren und Späteren als wahrscheinlich ergiebt. Die ihrer Aussage nach aus Nordischen und Deutschen Elementen, so daß die letzteren vorherrschend, erwachsene Wilkinasaga erzählt von Sigurds Heimat also. In Jarlungenland [4]) nicht weit vom Meere unter traurigen Umgebungen geboren, ward das neugeborne Kind in ein Glas verschlossen und einem Flusse überlassen, der es in das Meer führte. Von diesem ans Land getrieben, ward der Knabe vier Jahre lang von einer Hindin genährt, und dann von dem Schmidt Mimer in Hunaland gefunden, worauf er nahe an dessen Wohnung

---

[1]) Hist. IV, 26. V, 16. 18.
[2]) LXVI, 3.
[3]) Tacit. Hist. V, 25.
[4]) Ohne Zweifel das Land am Niederrhein.

den Drachen erschlug. So wird also Sigurds größeste That, die Erlegung Fafnirs, nach Hunaland gelegt, dessen Lage durch einzelne Angaben der Saga selbst genugsam bestimmt ist. Friesland benachbart [1]) nämlich, wird es durch einen großen Wald von Dänemark [2]) getrennt, und hat unter König Atli zur Hauptstadt Susat [3]) (ohne Zweifel Soest), dessen Einwohner, sich auf noch übrige Denkmäler berufend, die Nibelungenschlacht als bei sich vorgegangen bewiesen [4]). Wie also schon Suhm [5]) in Hunaland mit Recht Sachsen (im alten Sinne des Wortes) südlich von der Elbe erkannte, so wird es wohl jetzt ziemlich einstimmig als Benennung des östlichen Theils von Westfalen und eines Stückes von Niedersachsen angesehen; eine Gegend, in welcher auch noch im Mittelalter auf jene Benennung hindeutende Namen sich finden [6]). Dorthin also weiset diese Sage, indem sie Sigurds Abkunft vom Niederrhein nur leicht berührt, als auf den Schauplatz seiner größesten That. — Die ganznordischen Erzählungen ferner, die Edden und die mit ihnen übereinstimmenden Sögur lassen Sigurd zwar von Geburt den Erben von Frakland (=Frankenland [7]) oder von Hunaland [8]) seyn, aber, sichtlich um ihn dem Norden anzueignen, in Jütland aufwachsen [9]). Von dort geht er, nachdem er, herangewachsen, seinen erschlagenen Vater gerächt hat, nach Gnitaheide, wo er den Lindwurm tödtet [10]), sodann südlich nach Frankenland [11]) zum Hindarberge [12]), wo Brunhild ist, von dort aber zu den Giukungen an den Rhein [13]). Zwischen Jütland also und der Gegend von Worms liegt

---

1) Wilkinas. 62.
2) Das. 70.
3) Das. 63.
4) Das. 355. 356. 360. 367.
5) Crit. Hist. T. II, p. 207.
6) S. v. d. Hagen Einleitung zu den Altnordischen Sagen und Liedern u. s. w. Th. I, S. XXXII. — Noch immer ist es unklar, wie es zugeht, daß im ganzen nördlichen Deutschland, wohin Attilas Hunnen doch wahrlich nur sehr vorübergehend gekommen seyn können, die Gräber der Vorzeit Hünengräber heißen. Urkunden des Mittelalters, z. B. eine des Erzbisch. Konrad I zu Mainz von 1196 bei Schunck Cod. diplomat. p. 3, unterscheiden Frankenwein und Hunenwein (vinum Hunicum), sey es nun, daß ersterer Name die bessere Gattung bezeichnet, oder wie Schunck zu dieser Urkunde l. c. will, jenes der rothe, dieses der weiße Wein ist.
7) Sinfiotlalok. Nornagestss. 4.
8) Sigurtharquida 4. Volsungas. Kap. 2. (vgl. die folgenden Kapitel) 19.
9) Sinfiotlalok. Sturlas. Edda Dämes. 72. Volsungas. 21. 22. Nornagestss. 3.
10) Edda Säm. Gripisspá 11. Fafnismál pros. Einl. — Edda Sturlas. Dämes. 72.
11) Ds. Sigurdrifumál Einl. — Volsungas. 29. Nornagestss. 3.
12) Ds. Sigurdrifumál Einl. — Edda Sturlas. Dämes. 73. Volsungas. 29. Nornagestss. 5.
13) Edda Sturlas. 73. Volsungas. 33.

der Schauplatz von Sigurds größester That, und dieser Weg durchschneidet ebenfalls das östliche Westfalen. Die genauere Angabe der Lage von Gnitaheide bei Kyliandur und Herus [1]) wird uns nicht weiter führen, nur daß letzterer Name wohl besser auf das altberühmte Eresburg, als auf Hersfeld oder Herborn zu deuten seyn wird.

Ist nun also nach dieser Darstellung der Schauplatz der Besiegung Fafnirs in den Gegenden zwischen Rhein und Weser aufzusuchen, so liegt es wohl nicht mehr zu fern, ein halbes Jahrhundert rückwärts von Civilis auf den Helden und die Begebenheit zu blicken, welche das Vorbild jenes waren, und auf welche derselbe sein Unternehmen selbst bezog [2]), — um in dem geschichtlichen Armin ein dem Siegfried der Sage wesentlich entsprechendes Bild zu erkennen. Jener erscheint, wie dieser, als der jugendliche Held, der durch eine Reihe von Thaten, besonders aber durch eine vorragende, in den Augen seines Volkes sich über Alle erhoben hatte, aber in der Blüte der Jahre von seinen nächsten Angehörigen tückisch erschlagen ward, sein Weib und sein einziges Kind unter seinen Feinden zurücklassend [3]). Dürften wir beide identificiren, so würde sich zugleich ein doppeltes Räthsel lösen, sowohl das, wie das Gedächtnis eines Helden, wie Armin, da der Mord es nicht hatte durch seine Verläumdungen tödten können, sondern dasselbe ein Jahrhundert später noch im Volksliede lebte [4]), nachher völlig verschwinden konnte, so daß wir das ganze Mittelalter hindurch seinen Namen nicht mehr nennen hören, während das Andenken an seine Schlacht, wenn gleich überkleidet und eben im Sagengewande durch die Länder ziehend, geblieben war [5]), — als auch das andere, wie es

---

1) S. v. d. Hagen Einl. zu den Liedern d. Säm. Edda ꝛc. S. XLI.

2) Tac. Hist. IV, 17.

3) Auch in dieser Hinsicht war er Civilis Vorbild. Tac. Hist. IV, 79. — Es ist wohl nur eine zufällige Namensübereinstimmung zwischen Gnitaheide und Sknidnosburg, dem in den annal. Pithoean. vorkommenden Namen der an der Ammer gelegenen Skidroburg, in welcher, als einem castellum der Sachsen, Karl der Große das Weihnachtsfest des Jahres 784 beging, und wo er, wohl an einem geschichtlich nicht unerheblichen Orte, das Bisthum begründet haben soll, welches hernach, allmählich östlich wandernd, nach Magdeburg kam. S. Fürstenberg monum. Paderborn. (Lemg. 1714) p. 191. Sonst würde uns dieser Name bis wenige Meilen von dem Schlachtfelde des Teutoburger Waldes geleiten.

4) Tac. Ann. II, 88.

5) Sie zeigt sich bei Otto v. Freisingen (Chron. III, 4) und Konrad v. Lichtenau (Abb. Ursperg. Chron. ad a. 1258 p. 294. ff. Basil. 1569) vermischt mit der Schlacht auf dem Lechfelde, schimmert vielleicht auch durch die mythischen Römerkämpfe der Bairischen Theodonen, wie sie z. B. Aventinus erzählt. Vgl. Fürstenberg monum. Paderb. p. 20, n. 2.

komme, daß gerade für den Haupthelden einer Sage, die doch so viel Geschichtliches unverkennbar zeigt, ein befriedigendes Gegenbild in der Geschichte sich nicht hat finden lassen wollen.

Nun scheint der bisherige Weg an der Fränkischen Geschichte aufwärts mit Civilis sich ganz zu verlieren, und nur durch einen willkürlichen Sprung die Zeit der Varusschlacht erreicht werden zu können. Indessen ist dem doch nicht wirklich so. Jene Sicambrer nämlich, die uns bisher als die Träger der Siegfriedssage erschienen, wohnten bekanntlich, ehe sie über den Rhein gesiedelt wurden, diesseits desselben, und reichten wahrscheinlich am Lippefluß hinauf bis zu den Cheruskern hin [1]). Sie waren allerdings mit diesen nicht von demselben Hauptstamme der Deutschen, sondern Istävonen, während ihre Nachbarn den Herminonen angehörten [2]), und insofern also könnte die Stammsage der einen nicht ohne Weiteres als die der anderen gesetzt werden. Nun aber wird, einer ausdrücklichen Nachricht zufolge [3]), Segest, der Schwiegervater und Gegner Armins, nach seiner Befreiung von der Belagerung durch den Eidam, nach Vetera versetzt, in welchem Verhältnisse zu dem Umwohnern, ist freilich unbekannt, — und wahrscheinlich fand auch sein Sohn Segimund, der die Treue gegen die Römer gebrochen hatte, als er, mit dem Vater ausgesöhnt und an Germanicus gesandt, gleichfalls auf das linke Rheinufer verpflanzt ward, ebendort unter des treueren Vaters Aufsicht einen Sitz. Und so hatte denn das Andenken an den Cheruskerfürsten, welches, seitdem das Cherusker Volk versank [4]), in der Heimat verhallen mochte, eine Stätte gefunden, wo es gepflegt und eingebürgert, ja, was nun nicht mehr so befremdlich scheinen kann, der feste Punkt werden konnte, um den spätere Begebenheiten sich krystallisirend anschossen.

Bei dem Versuche selbst nun, in mehr als den allgemeinen Zügen eines gemeinschaftlichen sittlich-poetischen Bildes, den historischen Armin in unserem Sagenhelden zu erkennen, kömmt zuförderst der Name in Erwägung. Wenn nämlich angenommen wird, daß S.

---

[1]) Fürstenberg monum. Paderb. p. 6.

[2]) Plin. H. nat. IV, 14 (wo gewiß mit Cluver Sicambri st. Cimbri zu lesen ist).

[3]) Tac. Ann. I, 58. Der Codex lieset dort vaera; zu lesen aber Vetera. Vetere ist von Lipsius.

[4]) Die von Tacitus Ann. XI, 16. 17. XII, 27. 28 und Dio Cassius Exc. ex Dione LXVII angedeuteten oder erzählten Begebenheiten führten den Germ. 36 geschilderten Zustand der Cherusker herbei.

Victor eine kirchliche Uebersetzung von Siegfried sey, jener aber für Civilis gilt, so kann nicht wohl erst der spätere Austrasische König der früheren Gestalt den Namen geliehen, sondern diese muß schon in der durch Civilis gestalteten Sage gehaftet haben. Nun ist es möglich, daß in dem Zwischenraume zwischen dem Bataverfürsten und der kirchlichen Anreihung der Sagen von ihm an die Agaunensischen Märtyrer irgend ein uns unbekannter Umstand diesen Namen einfügte, wie auch, daß der Heros von Xanten in Deutscher Zunge diesen Namen gehabt; wie denn jene Namen Claudius und Julius, welche Bataver und Gallier führen (selbst ein Claudius Victor kömmt als Civilis Schwestersohn vor [1]) ihren Ursprung genugsam bezeugen. Möglich aber ist auch, daß das Bild, welches durch Civilis fester gestaltet ward, schon vor ihm den Namen Sifrid führte. Und hier fällt uns nun freilich wohl auf die Uebereinstimmung der Namen Segest, Segismund (des Segest Sohn [2]), Segimer (Armins Vater [3]), außer welchen vermuthlich noch ein Segimer, Segest's Bruder, vorkömmt [4]), und in etwas abweichender Form Sesithak (des zuletzt genannten Segimer Sohn [5]), — mit dem Namen des Helden der Sage selbst, seines Vaters und seiner Mutter, für welche letztere, damit der in Sesithak vorkommenden Form das Gegenbild nicht fehle, bekanntlich in der Wilkinasaga [6]) der Name Siseli sich findet [7]); und diese Uebereinstimmung erscheint noch bedeutender, wenn wir uns erinnern, daß Siggi, der Sohn Odins, dem der Vater Frakland zum Erbe gab, es ist, von dem die Volsungen abstammen [8]). Und der eigene Name des Besiegers des Varus, der bei der stark ausgeprägten Familienähnlichkeit der übrigen Namen durchaus allein dasteht, könnte vielleicht mehr Amtsname, oder richtiger, religiöse Benennung des in den Heros des Stammes (Irmin), von welchem dieser selbst den Namen der Irminungen (Herminonen) hatte, hineingebilde-

---

1) Tac. Hist. IV, 33.
2) Tac. Ann. I, 57.
3) Vellej. II, 118.
4) Strabo VII, I, 4. Tac. Ann. I, 71.
5) Strabo l. c.
6) Kap. 131.
7) Auch Signy, die Zwillingsschwester Siegmunds, ihr Gemahl Siggeir und mehrere andere Namen der Familie enthalten die charakteristische Silbe.
8) Edda Sturlas. Dämes. 8.

ten und zu ihm hinaufgehobenen Helden seyn, während uns die Sage den wahren Namen aufbewahrt hätte [1]).

Es würde nun noch den Versuch gelten, die Einzelheiten in dem Sagenleben Siegfrieds gleichsam in die Geschichte zu übersetzen; ein Versuch, welcher freilich schon deshalb kein vollständiges und über jede Einwendung erhabenes Resultat hoffen läßt, weil wir die ursprüngliche Gestalt der Sage von den dichterischen Zusätzen, mit denen eine lange Reihe von Jahrhunderten dieselben geziert hat, nicht abzusondern vermögen. Schon sehr früh aber scheint allerdings die Darstellung der größesten That Siegfrieds als Erlegung eines Drachen bekannt gewesen zu seyn, wofür das bekannte Bild Siegberts in der Medarduskirche zu Soissons zeugt, so wie das Vorhandenseyn dieser Auffassung in den Eddaliedern beweiset, daß schon in dieser Form die Sage in den Norden übertragen ward. Eben dies ist der Fall mit Siegfrieds Hornhaut, während die Sage, daß er die Sprache der Vögel verstanden, der Nordischen Auffassung eigen ist, und hiedurch, wie durch den Parallelismus, in welchen diese Erhöhung seiner geistigen Natur zu der Unverwundbarkeit, als einer Steigerung der Körperlichkeit, tritt, einen jüngeren Ursprung vermuthen läßt. Die von diesen drei Stücken zu gebende historische Deutung wird nur denen sich empfehlen können, welchen der Grundsatz zusagt: es sey der Sage, welche aus einer Zeit dominirenden Naturlebens stamme, und in dem Augenblicke verstumme, wo das Bewußtseyn politischer Verhältnisse über jenes die Oberhand gewonnen, natürlich, statt des geschichtlichen Stoffes, wenn dieser sich aufdrängt, Naturgegenstände dichtend unterzuschieben, und jene unter der Form dieser aufzufassen und darzustellen. Wenn es daher dem Dichter auch eines entwickelteren Zeitalters gerade nicht verargt werden wird, daß er, mit bewußter Freiheit, das besiegte feindliche Heer als ein erlegtes Ungeheuer darstellt, — so hat diese Umgestaltung eine weit größere Bedeutung und eine tiefere Nothwendigkeit in einer Zeit, wo der Mensch, durch das Fremde noch nicht berührt oder zur Reflexion veranlaßt, in der An-

---

[1]) Der Verf. hat hier lieber auf die Andeutung sich beschränken wollen, als im Einzelnen Ansichten vom Irmin und der Irminsul und vom Verhältnisse Armins zu beiden vortragen, welche vielleicht immer schwankend bleiben werden, weil sie auf einer persönlichen Intuition der Urzustände des Volkes beruhen, für deren objektive Bewährung nicht Thatsachen genug vorliegen möchten. Auch fürchtet er die Mißbilligung des trefflichen Mannes, der in neuester Zeit dergleichen Angriffe auf Armins Namen verpönt hat. (Luden Gesch. d. Deutschen Volks Th. I, S. 688.

schauung lebt. Einer solchen Zeit mochte sich mit Nothwendigkeit für den Anblick des auf engen Waldwegen durch die Schluchten einer Gebirgsgegend sich windenden Heeres gepanzerter und fremdredender [1]) Menschen die Vorstellung eines Drachen unterschieben; ein Eindruck, der auf heutigem Bildungsstandpunkte sich in ein hingeworfenes Wort entladen haben möchte, während er bei einem aus der Herrschaft der Naturanschauung nicht oder kaum hinausgegangenen Volke bleibende Form für die Auffassung der Begebenheit ward. Konnte ein ähnliches Bild am Hofe zu Rom auf Beifall hoffen [2]), wie viel näher durfte es dem Deutschen jener Zeit stehen, wie viel wesentlicher ihm erscheinen?

Siegfrieds Hornhaut ferner möchte sich in gleicher Weise geschichtlich deuten lassen. Wir wissen nämlich, daß die Deutschen leicht gewaffnet waren, namentlich Schutzwehren fast gar nicht kannten. So beschreibt sie Tacitus zu Armins, zu Vitellius, zu seiner Zeit [3]); auch damals hatten nur Wenige Panzer, kaum Einer oder der Andere einen Helm. Unfehlbar aber hatte Armin im Römischen Heere, wo er gedient hatte, die Rüstung und ihre Vortheile kennen gelernt, und, wenn vielleicht er zuerst unter den Cheruskern sich in den Panzer hüllte, so erschien dies leicht als eine Erhöhung seiner körperlichen Beschaffenheit, die sich allmählich zur undurchdringlichen Hornhaut, ja in der Nordischen Sage an seinem Vater zur Abhärtung gegen alles Gift, das innerlich sowohl als das äußerlich wirkende, gestaltete. Daß diese Hornhaut dem besiegten Feinde abgewonnen wird, mag darauf zu beziehen seyn, daß namentlich der Sieg über Varus mehrere Deutsche mit Panzern und Helmen sowohl, als mit besseren Angriffswaffen versehen hatte; was in der Natur der Sache liegt, und von Armin vor der Schlacht gegen Marbod ausdrücklich gerühmt wird [4]).

Endlich das Verstehen der Sprache der Vögel und die dadurch erlangte Kenntnis von den bösen Absichten Reigins kann, —

---

[1]) Erschien dem Julian die Sprache der Deutschen seiner Zeit mit dem Gekrächz der Raben, dem Venantius Fortunatus mit dem Geschrei der Gänse vergleichbar, so mochte in der des Römers dem härter gewöhnten Ohre des Deutschen ein Schlangengezisch vernehmbar werden. Ward etwas dieser Art durch das bekannte Wort eines Deutschen nach der Teutoburger Schlacht ausgedrückt, der, die Zunge eines Römischen Sachwalters in Händen haltend, ausrief: Tandem, vipera, sibilare desisti? (Flor. IV, 12).

[2]) Vellej. II, 129.

[3]) Ann. II, 14. Hist. II, 22. Germ. 6.

[4]) Tac. Ann. II, 45.

zumal wenn wir den Umstand aus der freien dichterischen Behandlung der Nordischen Sage in die einfachere Auffassung zurückübersetzen, in welcher er mag in der Deutschen vorhanden gewesen seyn, — als eine Ausdrucksform der Thatsache angesehen werden, daß Armin, wie wir durch Tacitus [1]) wissen, die Lateinische Sprache verstand. Wäre übrigens dieser Umstand richtig gedeutet, so würde er allein ein Zurückgehen der Sage in die früheren Zeiten des Verkehrs zwischen Römern und Deutschen beweisen; denn selbst zu Civilis Zeiten mußte diese Kenntnis der feindlichen Sprache als etwas Gewöhnliches erscheinen, während sie früher als eine wunderbare Steigerung der geistigen Natur des Helden, ein wahres γλώσσαις λαλεῖν aufgefaßt ward, und daher, von einem starken Natursinn aufgefaßt, die Uebersetzung in das Naturwunder erfuhr. Daß übrigens die Sage dieses Verstehen der Vogelsprache von der Besiegung des Feindes ableitet, während in der Geschichte der entsprechende Umstand dieser voranging, werden wir als freiere Behandlung des Gegenstandes um so weniger anstößig finden dürfen, da es nur die Nordische Sage ist, aus der wir den Umstand schöpfen müssen.

Ob endlich in Inguiomer, dem Oheim Armins, in der unbändigen Tapferkeit, welche er, im Gegensatze zu seines Neffen besonnenem Muth in der Schlacht gegen Caecina zeigte [2]), wie in seiner bis zur Verbindung mit Marbod gehenden Feindschaft gegen den Helden [3]), die Grundlage des grimmen Hagen oder doch der Punkt gegeben ist, welcher die Anknüpfung der oben bezeichneten späteren Gestalt möglich machte, das mag schwer zu bestimmen seyn.

Bis auf Armin demnach scheint die Siegfriedssage mit ihren historischen Elementen hinaufzureichen. Für eine weitere Verfolgung zu den Quellen unseres Volkes hinauf fehlt es durchaus an einer geschichtlichen Grundlage, aber auch, so scheint es, an jedem Bedürfnis, indem alle wesentlichen Züge der Sage ihr Gegenbild gefunden haben dürften. Auch möchte diese nicht viel früher haben entstehen können, denn sie ergreift nicht das frühste Naturleben selbst, sondern den Punkt, wo dieses in die Geschichte eintritt, um von ihr umgewandelt zu werden, und reicht bis dahin, wo das geistige Selbstbewußtseyn des Volkes gewonnen ist. — Ehe wir indessen, bei dem, wie wir glauben, erreich-

---

[1]) Ann. II, 10.
[2]) Tac. Ann. I, 68.
[3]) Tac. Ann. II, 45.

ten Ziele stehen bleibend, das Bisherige zusammenfassen, dürfte noch ein Einwurf zu beantworten seyn, welcher, wie gegen jeden Versuch geschichtlicher Deutung der Sage, so auch gegen den unsrigen, aus dem Verhältnisse der Nordischen Sage zu der Deutschen hergenommen werden wird. Der Bestand der vorliegenden Deutschen Lieder, so lautet derselbe, mag auf solche Weise vielleicht geschichtlich nachzuweisen seyn, aber die Sagen von den Volsungen und Niflungen sind tief in die Nordische Göttersage verwebt, jene Geschlechter stammen von Odin ab, den Hort hat eine feindselige Gottheit seinen ersten Besitzern gegeben, damit er ihnen verderblich werde, — so daß wir die Thaten und Leiden der Helden mit denen der Asen als gleichartig zusammenfassen, und beide über die Geschichte hinausheben müssen. Siegfrieds Fall namentlich erinnert so stark an Baldurs Tod in der Nordischen Götterlehre, daß wir in jenem nur die in die Menschenwelt hinabgestiegene Erscheinung dieses, und vielleicht kaum die hinabgestiegene, erkennen dürfen. Diesem Einwurfe antworten wir, daß uns die Einwanderung der Asen selbst für eine historische Thatsache gilt, deren Zeitpunkt sich, auch ohne daß die bekannte Zeitbestimmung der jüngeren Edda irgend als entscheidend angesehen wird, ziemlich befriedigend angeben läßt, und daß, je näher die Begebenheiten, von denen wir sprechen, dieser Einwanderung liegen, je genauer sie vielleicht selbst geschichtlich mit derselben zusammenhangen [1]), desto nothwendiger sie auch in der dichterischen Darstellung sich mit ihr verbunden, die Geschlechter der Helden aber denen der Asen sich verwandt zeigen mußten. Auch Hengist und Horsa übrigens sind bekanntlich Nachkommen Odins, nur im vierten Gliede, und doch wird Niemand zweifeln, ob sie für geschichtliche Personen des fünften Jahrhunderts zu halten sind. — Eben so wenig können wir etwas geben auf die Fortführung der Sage und die Verbindung ihrer Geschlechter mit anderen Nordischen oder Gothischen Gestalten, wie mit Ragnar Lodbrok oder Jormunrekur. Auf dergleichen ganz willkürliche, aus dichterischen oder politischen Gründen hervorgehende Verbindungen versteht sich die Deutsche Sage eben so gut, und tritt dabei alle Chronologie eben so frei mit Füßen, wie sich z. B. in dem Gedichte von Dietrichs Flucht zu den Heunen [2]) zeigt, wo Siegfrieds Mutter, Siegelind, die Schwester Otnits von Lamparten

---

[1]) Vielleicht ist sogar Baldur der apotheosirte Armin.
[2]) V. 1785 ff.

ist, und so mit dem Hause Dietrichs von Berne und der Wölfinger in Verwandtschaft gesetzt wird. — Was aber endlich die gewaltigere, mehr cyklische Gestaltung der Nibelungensage in den Nordischen Dichtungen betrifft, die reichere Ausbildung des Einzelnen, die erschütternden Wiederholungen derselben That und desselben Geschickes durch mehrere Geschlechtsfolgen desselben Hauses, so werden wir darin nur die willkürlichere Bereicherung eines durch die Geschichte einfacher gegebenen Stoffes erkennen, die Folge des Uebergewichtes des nach sittlich-dichterischer Nothwendigkeit bildenden Geistes über das treue Aufnehmen des Gegebenen, welches ganz nothwendig einmal unter Völkern eintreten mußte, die durch die Erinnerung an eine Zeit, in welcher ihre ursprüngliche Einheit mit dem Deutschen Volke noch stark empfunden ward, wie durch die mit diesem Volke gemeinschaftlichen sittlichen Grundanschauungen, zu diesen Sagen mit einer gewissen Nothwendigkeit hingezogen, andrerseits aber durch ihre stäts fortschreitende Absonderung von den ursprünglichen Verwandten zu einer freieren Behandlung derselben, als fremder, berechtigt wurden. Indem wir daher jene schroffe Einfachheit, jene reiche Tiefe, welche die Nordischen Darstellungen vor den unsrigen voraus haben, wie es sich gebührt, sehr bedeutend anschlagen, müssen wir doch jene als die abgeleiteten betrachten, und können daher auf sie, sofern es sich um das Verhältnis der Sage zu der Geschichte handelt, kein großes Gewicht legen, noch weniger aber uns durch sie von dem Aufsuchen eines innerhalb der bekannten Geschichte liegenden Grundstoffs der Sage abhalten lassen.

Sind nun die bisherigen Bemerkungen richtig und ausreichend, so erscheint uns in Armin die Grundlage der Siegfriedssage, der durch die Erlegung des Drachen zu erhöhter Naturbeschaffenheit und gesteigerter Geisteskraft gelangte Held, welcher, der stärkste und ruhigste unter allen, in der Blüte der Jahre [1]) durch Verrath seiner nächsten Angehörigen fällt, und Weib und einziges Kind in der Gewalt feindseliger Umgebungen zurückläßt [2]). Wenn ein Bild, wie dieses, zuerst

---

[1]) Armin war bekanntlich 37 Jahre alt, als er erschlagen ward, 20, als er den Varus besiegte.

[2]) Wir hätten demnach in der Siegfriedssage die oft bedauerten von Tacitus erwähnten Gesänge von Armin, in der einzigen Gestalt freilich, in der wir sie noch zu finden erwarten können: sie, die, aufgenommen von einem Volke, das nach Jahrhunderte hindurch nicht schrieb, im Gedächtnis mehr lebendig, als unverfälscht mußten bewahrt seyn; die hindurchzugehen hatten durch die thatenreichste und bewegteste Zeit der Deutschen Geschichte, die der Völkerwanderung, wo gerade, je werther sie gehalten wur-

als Familiensage lebendiger ergriffen, wie von dem Volke, nach Santen übertragen, dort gleichsam eingebürgert, und, nachdem es in der Heimat verschollen war, durch Civilis Thaten theils an jenen Boden geheftet, theils mit erneuter Lebendigkeit immer tiefer in die sittliche Weltanschauung eingelebt ward, daß es diese weckte und zum Bewußtseyn führte: so blieb, in Beziehung auf dasselbe, der Fortbildung noch ein doppeltes Geschäft übrig, theils es durch Hinzufügung neuer Züge zu schmücken, theils ihm die befriedigende Lösung zu geben, die Armins und vielleicht Civilis Schicksalen nach dem tiefsten Gefühle eines die Blutrache begehrenden Volkes fehlte. Beides geschah, nachdem durch das Hervortreten der Franken die bisherige Familiensage die Natur der Stamm- und Volkssage angenommen, zu Klodwigs Zeit, wo die Sage vom Hort, welche in dem nun bezwungenen Gallien als wesentlich gewordenes Volksbesitzthum sich vorfand, in die Verbindung mit der Siegfriedssage eintrat, aber statt Klodwigs, dessen wilde Persönlichkeit ihn ausgeschlossen haben mag, der aber gewiß nicht in den alten geliebten Helden apotheosirt ward, diesem letzteren selbst angeeignet wurde, — indem sich zugleich in der milden Rächerin Chrotild eine Gattin fand, deren anfängliche Hülflosigkeit einerseits den Faden von Thusneldens dem sittlichen Bedürfnisse unvollendet gebliebener Geschichte aufnahm, und die andrerseits diese zu einem glänzenden Ende hinausführte; während sie zugleich, die Erinnerung an einen früheren Untergang des mit Worms verbundenen Burgunderhauses zu Attilas Zeit einführend, entweder die einzige oder doch eine erneute Verbindung dieses nun erweiterten Sagencyclus mit dem Gothischen und Lombardischen Dietrichs und seiner Helden veranlaßte [1]). Wann und wie Hagen sich angebildet, darüber bleibe das Urtheil ausgesetzt: vielleicht erst durch den Mord Siegberts von Austrasien, wo in den Tornacher Mördern sich die gespenstische Gestalt mag eingefügt haben, die besonders an jenen Boden schon gefestet war. In diesem Siegbert selbst endlich sah vielleicht ein ächtes, obwohl sich selbst täuschendes Gefühl,

---

den, desto sicherer die Gegenwart immer sich auf sie bezog, und ihr Liebstes an sie anknüpfte, — die endlich den Kampf bestehen mußten mit dem Christenthum, welches, den Erinnerungen heidnischer Zeit abhold, mit allen Waffen der Gelehrsamkeit gegen den Volkssinn, namentlich mit der Schreibekunst, ausgerüstet war.

[1]) Daß hier schon wesentlich verschiedene historische Verhältnisse jenem sittlichen Bedürfnisse geopfert werden, was späterhin noch mehr geschieht, darin liegt schon ein sich vordrängendes menschliches Begehren, und in diesem die Nothwendigkeit des Absterbens der Sage.

vielleicht schon eine bloß höfische Ansicht durch ziemlich willkürlich aufgefaßte Verhältnisse hindurch eine neue Wiedergeburt des Stammhelden; und da dessen Gemahlin, die Westgothische **Brunhild**, in der sich ebenfalls alte Bilder neu gestalteten, in ihrem wahren Verhältnisse zu Siegbert keine Stelle mehr finden konnte, so ward sie in jene unsichere Ferne gestellt, in welcher sie endlich der Sage und der schon unter dem Einflusse jener stehenden Geschichte mit ihrer sehr unähnlichen Feindin in Eins verschwamm. Doch stammt aus dieser Zeit noch ein eigenthümliches Moment der Sage, der **Zwist der Schwägerinnen**, mit dem das Unheil beginnt.

Auch dem ferneren öffentlichen Leben der Franken fehlte es nicht an weniger hervortretenden Anlässen zu aufgefrischter Erinnerung an die Hauptgestalten des so gebildeten Kreises. War jenes doch fast nur eine stäts erneute Verwirklichung der immer tiefer sich in das Volksleben einprägenden Ueberlieferungen. Mord innerhalb des Königshauses, Fall jugendlicher, wenn auch nicht eben immer heldenmüthiger Fürsten (denn die letzteren versagte der vermorschende Stamm), hülflose Witwen, Untergang vor Kurzem blühender Häuser kehren in der früheren Geschichte des fluchbeladenen Merowingerhauses stäts wieder, bis in der Folge der unwürdigere Anblick von Verjagungen, Absetzungen, Namenkönigen an die Stelle tritt. So ging die Sage neben dem Leben her, und wenn dieses auf die immer zusammengesetztere Gestaltung der ersteren wirkte, so mag auch sie wiederum nicht ohne bestimmenden Einfluß auf jenes geblieben seyn. Nicht als ein zufälliges Conglomerat geschichtlicher Thatsachen also, statt deren auch eben so gut andere sich dem Kerne hätten anbilden können, (gegen welche Auffassung sich die der geschichtlichen Deutung feindliche Ansicht mit Recht wenden würde), sondern als die Hauptmomente der Geschichte des Fränkischen Königshauses und Volkes bis zu einer ganz historischen Zeit hin, namentlich bis zum Aufkommen der Ahnen Karls des Großen, organisch vereinigend, erscheint uns die Siegfriedssage [1]; und wir können behaupten, daß, abgesehen von der abwärts zunehmenden dichterischen Freiheit in der Auffassung und Einfügung des Einzelnen, im All-

---

[1]) Als Fränkische Volkssage hat sie schon Mone, mit dem der Vf. sonst in Vielem nicht übereinstimmen kann, dargestellt. Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa Th. I, S. 226 u. s. w. Derselbe sprach bereits, obwohl zweifelnd, Armin als Grundlage der Siegfriedssage an. Quellen und Forschungen zur Gesch. d. Teutschen Literatur und Sprache Bd. I, Abth. I, S. 56.

gemeinen sie sich nach einer geschichtlichen Nothwendigkeit so gebildet hat, wie es geschehen ist [1]).

Seit jenem Siegbert von Austrasien nun, wo das Leben des Stammes zu welken begann, ward auch die Sage im Wesentlichen geschlossen und dem Gedächtnisse des Volkes übergeben. Einzelne Gestalten konnten forthin noch, gleichsam eine Apotheose oder Versetzung unter die Gestirne, ihr beigefügt werden, und sie selbst in Nebendingen bereichern, wie auch geschehen ist [2]): einen neuen Aufschwung aber hat sie nicht mehr genommen, und konnte es nicht. Jedoch dem Kampfe gegen die Römische Weltherrschaft, in welchem sie entstanden und geschlossen war, ähnlich ward aufgefaßt der das Mittelalter hindurch dauernde Kampf Deutscher Eigenthümlichkeit mit der vom Süden herandringenden allgemeinen Bildung, in welcher Christenthum und classische Cultur vereinigt sich dem Deutschen Geiste gegenüberstellten. In diesem Kampfe des Staates und der Kirche fühlte sich die Zeit als in gleicher Bestrebung mit den Helden der Sage befangen, und so ging, zumal nachdem in seltsamer Umkehrung die Stammfehde der Franken und Sachsen, in natürlichen Verhältnissen begründet [3]), mit jenem Kampfe

---

[1]) Nur der Genesis der Deutschen Sage ist in dem Bisherigen nachgespürt, die eigenthümliche der Nordischen Darstellung lag außer dem Plane des Vfs. Sey hier in letzter Beziehung beiläufig auf folgende Punkte aufmerksam gemacht. Die Nordische Darstellung hält den Ursprung Siegfrieds und seiner Thaten in Hunaland so fest, daß sie vielleicht diesem Umstande zu Liebe Anderes, namentlich den ganzen Etzel, gegen die Geschichte, darnach umgewandelt hat; wie uns dünkt, ein starker Beweis für die aufgestellte Behauptung, daß in Westfalen ursprünglich die Sage wurzele, und Santen und die südlicheren Gegenden erst später hineingezogen wurden, welche in der Nordischen Sage und in unsicherem Anschlusse erscheinen. Noch dunkler und ferner fügen sich die geographisch entfernteren Gegenden als Schauplatz an, während ein Streben, sich die Helden anzueignen und sie in Beziehung mit der heimischen Götterlehre zu bringen, nebenher geht. Offenbar sind übrigens hier die Sagen früher mit einer dichterischen, kein geschichtliches Substrat mehr anerkennenden Freiheit behandelt.

[2]) Hieher gehören, wie Rüdiger von Pechlarn und Bischof Pilgerin, welche sich mehr an die mit den Gothischen und Lombardischen Erinnerungen verknüpfte Sage anlehnten, so Gere und Eckewart, jener seit 927 erster Markgraf der Ostmark, seit 937 auch Inhaber der Nordmark, 960 Stifter von Gernrode, 965 gestorben, von dem Contin. Regin. ad a. 965 (ap. Pertz Tom. I, p. 628) Marchionum nostri temporis optimus et praecipuus genannt, — dieser 983 Markgraf von Meissen, der nach Otto's III Tode König der Deutschen zu werden hoffte, aber über diesem Versuche meuchelmörderisch erschlagen ward. Beide repräsentiren die Slavenkämpfe der Deutschen. Einzelner ausschmückender Züge entlehnte gewiß noch der letzte Dichter des Nibelungenliedes zwei, welche unseres Wissens noch nicht beachtet sind, aus dem Leben Friedrichs I, das Steigbügelhalten Nib. 1606, und das Kniebeugen vor dem Vasallen (Heinrich dem Löwen) V. 8710, beide in Gibellinischem Sinne angewandt.

[3]) Der Gegensatz zwischen Ost- und Westdeutschen tritt in der Deutschen Geschichte weit bedeutender hervor, als die mehr willkürliche Unterscheidung von Nord- und Süddeutschen, so sehr dieselbe auch vor einiger Zeit geltend gemacht ward.

verwebt war, die Beziehung des Welfen- und Gibellinenstreites auf die alten Mähren hervor, welche die Lieder des Heldenbuches, wie ganz richtig bemerkt ist [1]), durchdringt und theilt. Dies war die Zeit, in welcher die Siegfriedssage, wie die Sagen der anderen Stämme der Deutschen, vielfach und mit großer Liebe behandelt und zu jenem großen Cyclus vereinigt wurden, den wir jetzt in Bruchstücken vor uns sehen, ein Gegenstand der Dichtung geworden durch das Hineintreten in eine schon jetzt historisch nicht mehr erkannte Ferne, und dennoch der Zeit und ihrem ganzen Leben durch jene angedeutete Beziehung innigst nahe. Aber das Haus der Welfen fiel, kein volles Jahrhundert später folgte das der Gibellinen nach, und, wie bald nach deren Sturz in jenen von Göttling angeführten Nebelringin [2]) der letzte Versuch mag von der Sage gemacht seyn, sich des Lebens zu bemächtigen oder sich mindestens in demselben zu behaupten, so ward auch der Dichtung dieselbe immer fremder, so daß nur noch etwa Andeutungen davon oder Ueberarbeitungen älterer Gesänge vorkommen. Mit dem Zwischenreiche war die Herrlichkeit des Deutschen Staates gesunken, und die Gewalt der Kirche ward in der Reformation gebrochen, das Grundprincip des ganzen Deutschen Lebens im Mittelalter war verloren. Seitdem schwindet auch jener lose Zusammenhang mit der Sage, zumal da die Reformatoren dieselbe mit feindseligem Spotte behandelten [3]), sie wird immer mehr vergessen und nur in den niederen Regionen des Volkslebens, wo der Geist, nicht zur Freiheit des Bildens emporgetragen, der Natur treuer, dem Gegebenen anhänglicher bleibt, hat sich automatisch in den Volksbüchern die Vergangenheit erhalten. Ein neues Erwachen zu neuer Gestaltung Deutschen Lebens hat auch,

---

[1]) S. Göttling: Ueber das Geschichtliche des Nibelungenliedes S. 32 ff. und: Nibelungen und Gibellinen, durch das ganze Buch.

[2]) Nibelungen und Gibellinen S. 29 ff.

[3]) So Luther: Vorrede auf seine Passionspredigten (Werke Leipz. Ausg. Th. XV, S. 175): Wenn man ein Mährlein vom Dietrich von Bern sagt, das kann man behalten, ob mans gleich nur einmal höret; dagegen findest du tausend und aber tausend Menschen, welche diese Predigt alle Tage hören und fassens doch mit solchem Ernste nicht, daß sie frömmer davon würden. — Erste Predigt über das Ostermontagsevangelium (Werke l. c. Th. XIII, S. 486): Ich wollte, daß man dazu thäte, und die strafete, die groben Säue, die also unnütze davon schwätzen, als wäre es eine Historie von Dietrich von Bern oder sonst ein Mährlein. — Schrift wider das Papstthum zu Rom, vom Teufel gestiftet S. 166 (Wittenb. 1545): Denn so die sollen Ketzer und nicht Christen seyn, die da gläuben und bekennen die h. S., wer sind sie denn, die da Christen seyn mögen? Sinds die, so Marcolfum oder Diedrich von Bern oder Ulenspiegel lesen? vgl. W. Grimm die Deutsche Heldensage S. 308.

freilich als Gegenstand wissenschaftlichen Untersuchens, die alten Lieder vor unser Auge zurückgeführt, und, ob auch, wie es wohl allen bedeutenden Bestrebungen zu ergehen pflegt, nach der Begeisterung des Anfangens bereits wieder eine Remission eingetreten ist, — sie werden, mehr und mehr in die allgemeine Bildung eingegangen, auch in dem nun begonnenen Stadium ihres Daseyns, eine Gewalt über das Deutsche Leben gewinnen, wie sie dem zu erlangen möglich ist, was nun freilich nicht mehr mit der unmittelbaren Kraft der That, noch mit dem Reiz der Phantasie, sondern nur noch als in die Wissenschaft eingetretenes Moment wirken kann.

A. Giesebrecht.

XVI.

Gesetz für die Deutsche Rechtschreibung,

welches aus der Quantitätlosigkeit der Deutschen Sprache folgt.

In einer früheren Abhandlung (B. I S. 295 ff.) habe ich nachzuweisen gesucht, daß die Quantität im Deutschen nicht mehr Gegenstand für die Kunst sei, und habe daraus gefolgert, daß der Sinn für die Quantität im Deutschen verloren gegangen sein müsse; daß wir daher alle Sylben, wenn wir auf ihre Zeitdauer achten wollen, als gleich lang denken, daß also unsere Muttersprache überhaupt keine Quantität mehr habe. Und diese Ansicht muß noch mehr bestärkt werden, wenn man bedenkt, daß in der Deutschen Sprache die Quantität früher allerdings Gegenstand der Kunst gewesen ist, und doch schwerlich das schon Geübte und zu fernerer Uebung so nahe sich Darbietende möchte übersehen und vergessen sein bis zur Unmöglichkeit des Empfundenwerdens.

Ob deshalb in der Prosa alle Sylben an sich und ohne Einwirkung fremder Ursachen genau gleiche Länge haben, möchte sich der Sprache wohl schwerlich und eben so wenig abhören lassen, als die Römer mögen gehört haben, ob die kurzen vorletzten Sylben von bene und patris, und eben so die langen vorletzten von cogo und caussa völlig gleich gesprochen wurden. Denn es treten so viele verschieden-

artige Umstände beim Sprechen ein, welche alle auf die Zeitdauer der Sylben einwirken, das Ursprüngliche ändernd, daß ungleiche Sylben, wenn die Sprache aus solchen bestände, gleich, und gleiche ungleich werden müßten. Zu diesen ändernden Umständen gehören zunächst die verschiedenen im Sprechen gleichzeitig hervortretenden und sich durchdringenden Gefühle und Zwecke, welche, nicht nothwendig in den Worten liegend, doch vom Sprechenden zugleich mit den Worten gegeben werden; dann aber auch die Ungleichzeitigkeit, welche durch die Betonung hervorgebracht werden kann (S. 149). Außerdem mag auch, besonders bei dem Schnellsprechenden, eine unbequeme Häufung vieler Buchstaben in einer Sylbe zu einer Verzögerung Anlaß geben, welche nicht eine aus dem Geiste der Sprache folgende Länge ist. Und wiederum spricht der Langsame wohl nicht langsam genug, um diejenige Länge oder Kürze, welche die angeführten Umstände das Ursprüngliche trübend hervorbringen, von der natürlichen Gleichheit oder Ungleichheit der Sylben unterscheiden zu lassen.

Dennoch giebt es ein großes Sylbengebiet, in dem die ältere Deutsche Sprache lange und kurze Sylben hatte, die neue dagegen unbestreitbar und auch unbestritten alle Sylben gleich, oder, dafern es wirklich im Deutschen lange und kurze Sylben geben sollte, alle Sylben lang hat. Und diese Eigenthümlichkeit der Sprache hat auch auf das Entschiedenste auf die Rechtschreibung Einfluß gehabt, und ein Gesetz derselben hervorgerufen, welches, in anderen Sylbengebieten wieder hervortretend, zeigt, daß auch hier die Sylben mit jenen gleichdauernd, oder — wie auch wir der Kürze wegen sagen wollen — daß sie lang seien. Indem wir nun dies Gesetz näher beleuchten wollen, suchen wir es zuerst bei jenem Sylbengebiete der unbestritten lang geglaubten Sylben auf.

I. Dies Gebiet ist das der Stammsylben in den mehrsylbigen Wörtern und der einsylbigen Substantiva, Adjectiva und Verba. Von ihnen ist stets behauptet worden, daß sie lang seien; und auch wir stellen es als die Grundlage unserer ganzen Untersuchung hin, daß sie von gleicher Dauer, und im Falle verschiedener Sylbenlänge, daß sie lang seien. Haben nun diese Sylben einen Diphthongen oder langen Vocal, so verweilt auf ihm die Stimme (Weiß, Weise, Froh, Fröhlich). Ist der Vocal kurz, und es folgen mehrere Consonanten, so wird die Zeit, welche der Sylbe gebührt, durch die Aussprache dieser Consonanten gefüllt (Wand, Wendung). Folgt

aber auf den kurzen Vokal nur ein einzelner einfacher Consonant, so muß die Stimme, um die Dauer der Sylbe zu erfüllen, auf diesem Consonanten verweilen. Und in diesem Falle nun tritt, um dem Auge das Verweilen bemerkbar zu machen, unter folgender Bedingung die Rechtschreibung unterstützend ein. Folgt nämlich nach diesem einen Consonanten in demselben Worte wieder ein Vocal, ist also die Sylbe nicht die letzte des Wortes, so wird das Verweilen der Stimme auf dem Consonanten durch eine besondere Gestalt desselben bezeichnet, welche beim k das ck, beim ß das ss, bei den meisten übrigen Consonanten die Verdopplung ist. Und diese Verdopplung wird in der geschriebenen Schrift von dem durch Zusammensetzung entstandenen Zusammentreffen zweier gleicher Consonanten bei m und n durch den wagerechten Strich über dem einfachen Buchstaben, und beim f durch ein besonderes Zeichen unterschieden. In der gedruckten Schrift wird dieselbe Verdopplung des l und f durch Zusammenstellung beider Buchstaben auf denselben Kegel bezeichnet, so daß die l in Füllen und Vielleicht und die f in Offen und Auffahrt sich schon äußerlich unterscheiden.

Aus dem Gesagten ist also klar, daß unsere Verdoppelung gar nicht anzeigt, derselbe Consonant solle genau zwei Mal gesprochen werden, sondern sie bedeutet, sein Aussprechen solle die ganze Zeit, welche nach dem Aussprechen des kurzen Vocals an der richtigen Dauer der Sylbe noch fehlt, bis zu Ende dieser Dauer ausfüllen, möge er deshalb nun die doppelt noch nöthige Zeit, oder nicht ganz so lange, oder noch länger gesprochen werden. Und so bedeuten also die beiden r in Vorrede etwas ganz anderes, als das rr in Schnarren.

Doch giebt es zwei Consonanten, die in unserem Falle weder eine Verdoppelung, noch sonst irgend eine Umgestaltung erfahren, sondern unter allen Verhältnissen unverändert bleiben. Diese sind ch (Sache, Rächen, Sprechen, Sichel, Woche, Köcher, Spruches, Küche) und sch (Asche, Wäsche, Esche, Fischer, Frosche, Löschen, Busche, Büsche). Vielleicht hat bei beiden die zusammengesetzte äußere Gestalt diese Abweichung bewirkt, nach welcher man sie eben so behandelt hat, als ob sie jeder zwei verschiedene Buchstaben wären. Bei dem nur dunkelen Bewußtsein, mit welchem gewiß ursprünglich alle Regeln der Rechtschreibung entstanden sind, möchte dies eher anzunehmen sein, als ein anderer Grund, welcher sich für das Nichtverändern wenigstens des sch anführen ließe, daß nämlich im Hochdeutschen vor dem sch zwar

Diphthongen, aber nie einfache lange Vocale stehen, so daß also jede Verdoppelung desselben vor einem einfachen Vokale eine unnöthige Sicherung der auch ohnedies nicht zweifelhaften kurzen Aussprache dieses Vocales wäre.

Die angegebene Verdoppelung des einzelnen einfachen Consonanten nach einem kurzen Vokale findet in den Stammsylben unter gewissen Umständen auch dann noch statt, wenn kein Vokal nach dem Consonanten folgt. Diese Umstände sind:

a) Wenn das Wort nach jenem Consonanten einen Vocal oder eine Sylbe verloren hat, die mit einem Vocal begann (Schaff, Dopplung);

b) wenn das Wort zwar unverkürzt ist, aber doch durch Declination, Motion u. s. f., kurz durch Anhängung von Veränderungssylben in das Gebiet der eben bezeichneten Wörter kommen würde (Schiff, Schreck, Schnell, Stamm, Mann, Narr, Spott);

c) diese Verdoppelung bleibt auch in den Wörtern, welche entstehen, wenn an die bezüglichen Consonanten der Wörter von a und b eine Zusammensetzungs- oder Ableitungssylbe sich anschließt (Hoffnung, Schiffbar, Schifffahrt, Vollbringen, Schallloch, Kammmacher, Sattler). Für alle drei Fälle ist aber zu bemerken, daß man in ihnen noch gewöhnlich ß für ss setzt, obgleich in neueren Zeiten der Gebrauch des regelmäßigen ss (ſs) schon häufiger wird (Haß, Laß', Faßlich, doch dafür auch schon Hass, Lass', Fasslich).

Es scheint an dieser Stelle zweckmäßig, einer Art von Wörtern zu gedenken als nicht zur Regel b gehörig, obgleich schon die Kennzeichen der Regel nicht genau auf sie passen. Es giebt nämlich einsylbige mit einem einzelnen einfachen Consonanten schließende Wörter, welche vor diesem Consonanten, wenigstens in Norddeutschland, einen kurzen Vocal haben, welche aber in allen Fällen, wo sie an ihrem Ende durch Declination, Motion, Comparation so wachsen, daß auf den bisherigen Schlußconsonanten ein Vocal folgt, den Vocal in der Stammsylbe verlängern. Diese verdoppeln den Schlußconsonanten der Stammsylbe nie, gehören aber auch eigentlich nicht hieher, weil sie beim Vermehren ihrer Sylben den Vocal der Stammsylbe verlängern (Gräs Gräses, Schläg Schläges, Hŏf Hōfes, Grŏb Grōbe Grōber).

Noch müssen wir hier eine Ausdehnung unserer Regel bemerken über ihre natürlichen Gränzen hinaus. Ein zusammengesetzter Consonant ist anzusehen als zwei einfache, und daher sollte keine der gege-

benen Regeln auf ihn anwendbar sein. Beim x bestätigt sich dies auch, aber nicht beim z. Wenn nämlich vor z ein kurzer Vokal steht, so wird nach ganz allgemeinem Gebrauch das t (der erste Consonant, aus welchem z zusammengesetzt ist) noch einmal vor das z gesetzt, also verdoppelt (Spitze, Witz). So wie wir oben gesehen, daß wahrscheinlich die zusammengesetzte Gestalt einfache Consonanten hat als doppelte behandeln lassen, so möchte auch umgekehrt die einfache Gestalt des z ihm zu dieser Unregelmäßigkeit verholfen haben. Ist aber schon diese nur noch durch den Schein eines Grundes bestimmt, und ohne alle wissenschaftliche Grundlage, so ist die Schreibung des tz nach langen Vocalen (Glatz), Diphthongen (Kreutz) oder anderen Consonanten (Schmertz) ganz fehlerhaft, so wie das gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hin und wieder gebräuchliche zz (Hizze).

II. Was die einsylbigen Wörter betrifft, welche nicht zu den unter I erwähnten gehören, also die einsylbigen Pronomina, Zahlwörter, Artikel und Partikeln, so erhalten — ein Beweis ihrer Länge — auch von diesen alle diejenigen, welche Stammsylben mehrsylbiger Wörter sind, und einen kurzen Vocal und hinter diesem nur einen einzelnen einfachen Consonanten haben, eine Verdoppelung dieses Consonanten (Dann wegen von dannen — Wann wegen von wannen). Auch bei denjenigen einsylbigen Wörtern, welche, auf einen kurzen Vocal mit darauf folgendem einzelnen einfachen Consonanten ausgehend, aus den eben bezeichneten mit besonderer Abschattung des Begriffes sich abgezweigt haben, findet dasselbe Statt, wenn sie auch nicht Stammsylben mehrsylbiger Wörter sind (Denn, Wenn).

Die einsylbigen Partikeln, welche auf einen kurzen Vocal und darauf folgenden einzigen einfachen Consonanten ausgehen, ohne zu den ebengenannten zu gehören, verdoppeln ihren Schlußconsonanten nicht (An, Von, Bis). Doch ist dies noch kein Beweis ihrer kürzeren Dauer oder einer neuen Ausnahme von der Rechtschreibungsregel, da ja auch diejenigen einsylbigen Substantiva unter I eben so schließen, deren Vocal nur so lange kurz ist, als das Wort nicht eine Verlängerung durch Declination, Comparation, Motion erhält. Für die Partikeln, welche auf eine Media ausgehen (Ab, Ob), läßt sich noch ein besonderer Grund anführen, welcher weiter unten entwickelt werden wird. Zu dieser Art von Wörtern gehören auch die Wörter Man und In. Doch sind sie eigentlich die Stammsylben mehrsylbiger Wörter, da das Pronomen Man dasselbe Wort mit dem Substantiv

Mann ist, und In als Stammsylbe für Innere u. s. w. dasteht. Sie sollten daher auch eigentlich mit verdoppeltem Consonanten schließen, aber sie geben den Begriff ihres Stammes theils in so verallgemeinerter, theils in so einseitiger Richtung, daß man sie eher für stammverwandt mit den ihnen zugehörigen Wörtern, als für deren Stammsylben genommen hat. Es ist ihnen darin Aehnliches widerfahren als der Präposition Aus, die mit einem s geschrieben wird, da doch in Außer die vorletzte Sylbe mit ß schließt und schließen muß.

III. Unter den schließenden Ableitungssylben, welche mit einem kurzen Vocal und darauf folgendem einfachen Consonanten schließen, verdoppeln die auf niß und in ihren Schlußconsonanten, sobald das Wort sich über sie hinaus durch Declinationssylben verlängert (Verhältnisse, Königinnen). Schon dies kann nur eine Folge davon sein, daß sie lang sind. Aber von Vielen wird auch bei den Wörtern auf niß und von Einigen bei denen auf in diese Verdopplung vorgenommen, wenn sie nicht verlängert sind.

Bei den Sylben lich und isch, die gewiß eben so lang gehört werden, als die eben behandelten, tritt die Verdopplung des Schlußconsonanten nie ein, weil, wie schon oben gezeigt, die Consonanten ch und sch auch nach Stammsylben nie verdoppelt werden.

Auch für die Sylbe ig läßt sich das als Beweis ihrer Länge sagen, daß sie gewiß gleich lang mit ich, isch, niß und in gehört wird. Aber auch sie verdoppelt ihren Schlußconsonanten nicht. Es giebt nämlich im Hochdeutschen fast gar keine Wörter, deren Stammsylbe einen kurzen Vocal und darnach eine einfache Media enthielte, wenn auf diese wieder ein Vocal folgt (Robbe, Ebbe, Widder, Flagge), ja man kann im Allgemeinen sagen, das Hochdeutsche weiche dieser Buchstabenverbindung aus. Denn so häufig dieselbe auch in Oberdeutschen und Niederdeutschen Mundarten ist, so findet sie sich im Hochdeutschen doch fast nur in Wörtern, deren Gegenstand im inneren Deutschland, wenn nicht immerfort, so doch ursprünglich unbekannt sein mußte. Wörter also mit doppelter Media nach dem Vocal der Stammsylbe kamen erst zugleich mit ihrem Begriffe und bereits fertig ins Hochdeutsche hinüber, und zwar entweder schon früh vom Volke selbst geholt (Robbe, Ebbe, Flagge), oder in späteren Zeiten von den Schriftstellern. So finden wir in Lessings Nathan:

Nur muß der Knorr den Knubben hübsch vertragen.

Ist das Wort nicht auf diese Weise schon fertig ins Hochdeutsche ge-

kommen, so hat die Hochdeutsche Sprache in ihren Wörtern desselben Stammes (nicht immer genau derselben Bedeutung) entweder statt des kurzen Vocales der Mundart einen langen (Heddern, Hadern — Modder, Moder — Roggen, Rogen — Egge, Ege), oder sie setzt die verwandte Tenuis für die Media (Blubbern, Plappern — Knabbern, Knuppern — Loddern, Lottern — Vadder, Gevatter — Mudder, Mutter — Roggen, Rocken — Flagge, Flackern), oder sie thut beides (Vadder, Vater), oder ihr fehlt das Wort der Mundart ganz (Buddeln).

Aus allem Vorhergehenden ergiebt sich, daß die Sylbe ig, auch wenn sie wirklich lang ist, doch mit einem einzelnen g geschrieben werden muß, ähnlich darin den Wörtern Mag, Weg in den Gegenden, wo dieselben einen kurzen Vokal haben.

Die im Vorstehenden nun vollständig gegebene Regel der Schreibung findet sich nur durch die Gebiete der betonten und selbständig gehobenen Sylben hindurch. In den unbetonten Sylben findet sie sich nicht. Aber diese werden so schwach gesprochen, gehen dem Ohre so wenig beachtet vorüber, daß, auch wenn sie jetzt von ursprünglich gleicher Länge mit den sogenannten langen Sylben sind, dennoch das Bedürfniß nicht hervortritt, ihre Dauer dem Auge bemerkbar zu machen.

Zelle.

XVII.

Die Winsbekin.

(Berliner Handschrift.)

Ditz bůch ſæt nv von der frawen werdikeit.

• Wir frawen wolten moht ez ſin. ff.

Wie die frawē habēt vnzæm meiſt^sſchaft.

• Wir frawen haben nv meiſter me. ff.

(Stehen oben Bd. I, S. 273.)

Hie ratet ein mvter irre toht^s.

1. Ein wiplich wip in zvhten ſprach.
ze ir toht^s der ſi ſchone pflac.

Wol mich daz ich dich ie gesach.
gehohet si der svzze tac.
Da din gibvrt von erst an lac.
sit ich mit ganzer warheit wol. mit wiser volge spreche mac.
Din anblick si eins maien zit.
got svl wir immer gerne loben. der also riche gabe git.

Hie antwurt div tohter

2. Des volg ich liebiv mvter dir.
ich lob in so ich beste can.
Er sol der sinne helfen mir.
daz ich in seh mit vorhten an.
Durh sin tugend ich in des man.
ich sol nach sinen hulden leben. ob ich mir selber eren gan.
Vater vñ mvter svln div kint.
wol eren daz hat er giboten. wol in die des gehorsam sint.

Hie ratet di mvter ir toht^{s}.

* Vil liebiv tohter mir behagt. ff.
(Steht oben Bd. I, S. 273.)

Hie ræt div tohter.

3. Sag liebiv mvter vñ sprich.
wie vñ waz din wille si.
Ich han des gar vereinet mich.
ich wil dir sin mit volge bi.
Div ivgend wil fro sin vñ fri.
der bæder han ich mich bewegen. div hohfart vellet eren zwi.
Sich wil min hertze lazsen nider.
swelh wip cvmpt nv in swaches wort. wie mvlich si sich v^{s}rihtet wid^{s}.

Hie ræt div mvter.

4. Trut kint du solt sin hochgemvt.
darvnder doch in zuhten leben.
So wirt din lop den besten gvt.

vn̄ ſtet din roſen cranz dir eben.
Den eren gernden ſoltu geben.
ze reht dinen werden grůz. vn̄ laz in dinem hertzen ſweben.
Scham vnde mâzze vf ſtæten pin.
ſchivz wilder blicke niht ze vil. da lôſe merkær bi dir ſin.

Da ſpricht div tohtˢ.

5. Scham vn̄ mâzſe ſint zwo tugend.
die gebent vns frawen hohen pris.
Wil ſi got lieben miner ivgent.
ſo grůnet miner ſælden ris.
Vn̄ mag in zuhten werden gris.
bewis liebiv můter mich. der red baz ich bin niht wis.
Wie wilde blicke ſin geſtalt.
wie wa ich die vermiden ſvl. daz ſi mich machen iht ze balt.

Div můter ſpˢcht.

6. Ez heizzent wilde blicke wol.
als ich ze hof bewiſet bin.
Als ein wip fvr ſich ſehen ſol.
daz ir div augen vlieget hin.
Sam ob ſi hab vnſtæten ſin.
vnd ane mâzze daz geſchiht. daz iſt ir lob ein ungewin.
Die meldær merkent vnſer ſit.
tewing diniv augen deſter baz. daz rât ich tohter vnde bit.

Div tohter.

7. Fůr war dir můter ſi geſagt.
ſwie clein ich hab der iare zal.
Daz mir div fůre niht behagt.
ſwelh wip div augen vf ze tal.
In dem haubet fůrt als einen bal.
dar vnder auch gelachet vil. der briſet niht div zvht ir ſal.

Ich wæn och daz Jvncfrawen mv̊t.
div ane vorht wirt erzogen. nah irem ſit vil dicke tv̊t.

Div mv̊tˢ.

8. Sint wiſiv werch den worten bi.
ſo ſint die ſinne niht betrogē.
Sint aber ſi gv̊ter ſinne fri.
ſo ſint diſ wiſen werch gilogen.
Von neſt ein vogel ze frv̊ geflogen.
der wirt den kinden liht ein ſpil. die federn werdent im gezogen.
Daſ mac dir libeſ kint geſchehen.
haſtv in ivgent gar wiſiv wort. vñ laſt dich tvmbe an werchen ſehen.

Hie ræt div tohter.

10. Sint miniv wort wis ane werch.
deſ lob ich niht ez iſt enwiht.
Zwiv ſolt mir ein guldin berch.
deſ ich geniezzē mohte niht.
Ein auge lieht daz niht geſiht.
daſ zeiget ſelten gv̊ten wek. waz ob div ſælde mir geſchiht.
Daz ich in bæden ob gelig.
vñ diner lere volge ſo. daz ich vntugenden an geſig.

Hie wnſchet ir div mv̊tˢ tvgend

11. Got geb daz dir din dinch erge.
als dv haſt mv̊t vñ gidanch.
Waz wil ich danne fræuden me.
wirt din lob niht von ſchulden cranch.
Deſ ſagent dir die beſtē danch.
weiſtv niht wie div ſv̊zze maget. Lvnet nach lob mit tvgenden ranch.
Vil lihte dir auch daz geſchiht.
ob man niht durch frien mv̊t. vz wibes tugenden brechen ſiht.

Si bitte ir mv̊tˢ daz ſis zuht vñ er ler.

12. Div wehſel red ein ende hab.
die ſvl wir vf daz riche geben.

Daz dester grozzer si sin hab.
vn̄ lere mich nach eren leben.
Gebaren vnde sprechen eben.
daz ich den wisen wol bihag. daz wil ich nimm[e] vber geben.
Tůn ich niht den willē din.
so hastv dich enbvnden wol. vn̄ mvz ich eine schuldich sin.

Hie lert si si zůht vn̄ er.

• Wis liebiv tohter wol gemůt.
daz doch der zvht die sinne pflegen.
Wis stæt[e] sit von hertzen gůt.
so hastv gůter lůte segen.
Mach du die tvgent vf gewegē.
dir wirt von mangem werden man. mit wnschen nahen bi gilegen.
Soltv mit sælden werden alt.
zů der schône die dv hast. dvrh dich verswendet wirt d[e] walt.

Si giht si welle ir volgen.

• Sol můter mir daz ein ere sin. ff.

Div můter giht man ger der tohter mit gedankē.

• Gedanke sint den lvtē fri. ff.

Hie ræt div tohter

• Daz ich der werden lop beiag. ff.

(Stehen oben Bd. I, S. 274.)

Hie lert div můt[e] ab[e] ir toht[e].

13. Dv sprichest wol min liebex kint.
der sůzzen red ich dir wol gan.
Wer weiz nv wa die stæten sint.
vil missewendich sint die man.
Si tragent helecæppel an.
ze gůten wiben sůzziv wort. div meiste menge sprechen can.
Doch merenthalb niht ane schaden.
versnident dich ir kæppel snit. dv můst div wang vz augen baden.

Hie antwrt div tohter.

14. Waz aht ich vf ir kæppelin.
da ſi ir frivnd verſnident mit.
Ich getrv dem ſtæten hertzen min.
mich vahet niht ir wehſel ſit.
Min ſtætex hertze wol enbirt.
daz ez mich vrid vor ir vntat. ich vrhte niht ir wehſel ſnit.
Die ſvln mich vinden in der aht.
daz mich iht trieg ir loſiv red. got geb in allen gvte naht.

Wie div wip ſolten ſtæter ſin.

15. Si ſagent wir wip haben kvrze mvt.
vn̄ da bi alle langex har.
Dem gelich vil mangiv leider tvt.
ſo ſi daz ſprichwort machet war.
Swi ez vmb der manne vnſtæte var.
wir wip ſolten doch ſtæter ſin. ob ichz in hulden reden getar.
Vn̄ trvgen in gemeinen haz.
die niht ir zuht an vns bewarent. ſi ſchonten vnſer deſter baz.

Wie div wip ſvlen gvtlich verſage.

16. Ez iſt komen her in alten ſiten.
vor mangen iaren vnde tagen.
Daz mā div wip ſol gvtlich biten.
vn̄ lieplich in dē hertzen tragen.
So ſvlen ſi zuhticlich vˢſagen.
oder aber ze ſinneclich gewern. daz ſiz her nach niht enclagen.
Div ſpæte riwe iſt en wiht.
dar zv der wandelbærē ſpot. her nach ſo der ſchad geſchiht.

Hie ſprichet div mvter.

17. Dv biſt der ſinne vf rehtem weg.
des frav ich mich vil liebez kint.
Behalt ſi wol in diner pfleg.

daz dich div Minne iht mache blint.
Vil wisiv hertz enzvndent sich.
von ir gewalt dest mir wol cvnt. die red ze beine niht enbint.
Wil du dich ir gewaltes weren.
so mvz got dinē ivngen lip. mit siner starken craft erneren

Div tohter giht si hab vesten mvt.

18. Min hertz ich selb erkennen sol.
d^s minnen craft ist mir vnkvnt.
Ich sprich ez vngervmet wol.
ich wart nie von ir strale wunt.
Vn̄ leb noch her mit gesv̄t.
frawe Minne weiz div hertzē wol. div (si) mac twingen an ir grvnt.
Der hertzē ich niht eines trag.
da von der minne meisterschaft. an siner werdikeit v^szag.

Div mvt^s giht div toht^s mvg sich niht behvten vor d^s Minne.

19. Ob hvndert tvsent hertzen craft.
an einem h^szen mohte ligen.
Ir vngemezzeniv meisterschaft.
im kvrzelich moht ob gesigen.
Si hat vil cargiv herz erstigen.
kvnc Salamon swie wis er was. ir wart sin hertze niht verzigen.
Wil si dir in din herze smiden.
des mahtv nimmer dich erweren. dich well alleine got befriden.

Si giht si welle sich wol behvtē.

20. Dv sprichest mvter dem gelich.
sam dich ir craft gervret hab.
Swi gar ir maht si crefte rich.
ich kvm doch ir gewaltes ab.
Ich liez .e. tragen mich ze grab.
e. si min hertze mit gewalt. alsam ein spiegelglas ergrab.

Cvmt aber ſi drin vñ ſperret zv̊.
genis ich oder bin ich tot. ſo ſag mir danne waz ich tv̊.

Hie antwrt ir div mv̊ter.

21. Dv giheſt ſi hab gerv̊ret mich.
hie vor bi minen ivngen tagen.
Ob ez ſo hat gefv̊get ſich.
da wil ich dir niht vil von ſagen.
Alſo der hvnt den hirz wil iagen.
hat er iht wol genozen vor. der mag ſich deſter wirs entſagen.
Swen hohiv minne tewingen gert.
der ſol vnfv̊ge lazzen gar. vñ mache ſich den werden wert.

Hie fraget ſi ir mv̊ter.

22. Bin ich dir deſter lieber iht.
ob Minne tewinget minen ſin.
Vñ von gewalte daz geſchiht.
ich wil niht in dem zwifel ſin.
Nv tv̊ mir dinen willen ſchin.
daz dien ich immer vmbe dich. gevar ich wol div er iſt min.
Ich han gerihtet minen mv̊t.
ſwaz dir an mir gevallet wol. daz mich daz ſelbe dvnchet gv̊t.

Hie antwrt ir div mv̊tᵉʳ.

23. Ich wil dir minen willen ſagen.
den ſoltv reht alſo verſtan.
Maht dv ein kvſchez hertze tragen.
des mv̊ſtv lob vñ ere han.
Ob dir div Minne des niht engan.
vñ wil betwingen mit gewalt. dich daz dv minneſt einē man.
Der ſælden iſt vñ eren wert.
Der ſol doch nach dem willen min. von dir beliben vngewert.

Div toht^s giht si behvt ir ere.

24. Ich wil dir des min triwe geben.
die Kristen .e. gisetzet hat.
Die wil ich einen tac sol leben.
ich gebriche nimmer dinen rat.
Ob mich div Minne niht enlat.
si welle mich twingen mit gewalt. obz danne den zvhten wol an stat.
Vil liebiv mvter so ger ich.
ob du die volge sehest an mir. daz dv mit riemen bindest mich.

Div mvt^s giht div hvt si enwiht.

25. Ich wil din tohter hvten niht.
din stæter mvt din hvten mvz.
Ob dir vō minne craft geschiht.
daz dir ze walde stet d^s fvz.
Des schaffe dir din stæte bvz.
mag si ir creften an gesigen. so dienest dv der werden grvz.
Div hvte brvfet dicke schaden.
Swer hvtet anders dann er sol. der wil ze hvs vnere laden.

Wie ein erbær wip ir selb^s hvten sol.

26. Ein reines wip in tugenden wert.
div wol ir eren hvten can.
Vn̄ niht wan stæter triwē gert.
die sol man selbe hvtē lan.
Man sol die hvte heben an.
an einem wibe tvmer sit. div niht ir selber eren gan.
Man mag ir eines vnder sehen.
da si ir friheit tribet zv. daz fvrbaz mvlich can geschehen.

Wie d(i)u hvt si enwiht ane volge.

27. Div hvt ist niht ein swærer pin.
swa frivnt wil minnen frivndes rat.
Tvt er daz mit hertzen schin.

ſo daz er ſolhe miſſetat.
Verber div an ſin ere gat.
ſo hat der hvͤtær gvͦten mvͦt. ob im div volge bi geſtat.
Sol wiſer rat der volg enbern.
der alſo frawen hvͤten ſol. der zamet lihter wilden beren.

Wie ſchad ez ſi dᷤ reinᷤ wib hvͤtet.

28. Div hvͦt iſt wibes eren gram.
ſwa ſi vf cranken wan geſchiht.
Ir ende gvͦt ich nie vernam.
betwngen lieb iſt gar en wiht.
Wan ſi git hohes mvͦtes niht.
div lieb ſol von hertzen comen. vñ haben mit ſtæter triͮwe pflıht.
Vf alle flvſt vñ vf gewin.
div ander liebe ſliſſig iſt. alſam ein is da her da hin.

Hie lobt ſi ir tohtᷤ ſchȯn vñ ir zvht.

29. Nv lazzen wir die hvͦte varen.
vnd ſagen von der minne me.
Mahtv dich vor ir craft bewaren.
als dv mir haſt veriehen .e.
Swem danne ein ſchappel ſchoner ſte.
min kint denne dir daz dine tvͦ. da man die werden ſchawen ge.
Daz laz ich immer ane haz.
ez mag ein wip wol ſchoner ſin. deheiniv lebt in zuhten baz.

Div tohtᷤ fraget wa div Minne won.

30. Dv lobſt mich liebiv mvͦter min.
alſam ein kint ir mvͦter ſol.
Ich lig dir in dem hertzen din.
vñ tvͦn dir in den augen wol.
Min triͮwe gen dir iſt auch niht hol.
du biſt mir lieber danne der lip. der lieb iſt gar min hertze vol.
Nv ſag mir ob div Minne leb.
vñ hie bi vns vf erde ſi. oder ob vns in den lvften ſweb.

Hie antwrt ir div mvter.

31. Ein wiser man Ovidivs.
d^s tvt vns von ir wnder kvnt.
Er giht siv si genant Venvs.
si mache svzziv hertzen wnt.
Vn̄ nach ir willen wider gesvnt.
d*iu* selben aber wider siech. daz ist ir wehsel ze aller stvnt.
Ir willen niht entrinnen mac.
si vert vnsihtig als ein geist. si hat niht rvwe naht noch tac.

Hie ræt div tohter.

32. Sint alliv herz in ir gebot.
der eren ich ir niht engan.
Ez werdent liehtiv augen rot.
svln hoch gern die nidern man.
Von den kein ere werden can.
vn̄ svlen die hohen nid^s geren. der got sich wnderlich versan.
Der ir gewalt so witen maz.
die hohen solten hohe geren. die nideren nider daz stvnde baz.

Wie man die werden geren minnet.

33. Wie hoch edeliv minne vert.
di wirbet svnder wan niht so.
Sint si an hohen tugenden wert.
die si in zuhten vindet fro.
Die zivhet si mit ir so ho.
da si versmæhet swache sit. si lat de*s* niht durch fvrsten dro.
Si sliez ein hertz ins ander gar.
die nach ir willen ir behagent. der nidern nimt si kein war.

Einige nöthige Ergänzungen sind in Klammern hinzugefügt. Die Cursivbuchstaben bezeichnen meist nur Berichtigung des z in s, und umgekehrt. Die übrigen berichtigten alten Schreibfehler sind: im Wins-

beke Str. 4, 5 labes. 34, 6 lip. 57, 1 disem. 62, 7 hat; in der Winsbekin Str. 8, 4 die, 6 in. 19, 4 ab. 21, 6 genazen. 28, 7 vñ (für vf), 31, 5 mach, 6 den.

v. d. Hagen.

XVIII.

Erinnerung an Fr. Schleiermacher,

gestorben am 12. Febr. 1834.

Vorlesung, gehalten in der Deutschen Gesellschaft den 20. März 1834 [1]).

Zu der Wahl des Gegenstandes meiner heutigen Vorlesung hat mich ein Ereigniß veranlaßt, das, wie es zur Zeit unsrer letzten Versammlung die ganze Stadt, und bald darauf, als die Kunde davon verbreitet war, einen Jeden heftig bewegte, dessen Herz warm schlägt, und dessen Kopf dem Denken geöffnet ist: so auch auf unsre engere Versammlung einen tiefen und ernsten Eindruck machte, und veranlaßte, daß zu dem Gegenstande unsrer damaligen Vorlesung einzelne Stellen aus dem ersten bedeutenden Schriftwerke des Verklärten gewählt wurden. Daß der Mund des Mannes, dessen Worte damals durch die Schrift zu uns redeten, nun für immer geschlossen war, und hinfort nicht mehr durch den Hauch der menschlichen Stimme zu uns sprechen konnte, rief einen Jeden, der von ihm gelernt, ihn geliebt und verehrt hatte, mehr denn je sonst zu den bleibenden Denkmählern des großen Geistes, die als das dauernde Gepräge desselben der Nachwelt in seinen Schriften erhalten sind. Und so trieb es auch mich, den Geist des in die ewige Heimath entrückten Lehrers von Neuem in seinen Schriften anzuschauen, und durch die lebendige Erinnerung an sein unsterbliches Wirken meinen Schmerz über das, was verloren und aufgelöst war, zu trösten; und es zwang mich ein unwiderstehlicher Drang, die Gefühle und die Gedanken meines Inneren laut werden zu lassen, wo ich nur Anklang zu finden hoffte, und wo die äußeren Verhältnisse die Ent-

[1]) Anfänglich nicht zum Druck bestimmt, und nur auf den Wunsch der Redaction in diesen Jahrbüchern, in der ursprünglichen Form, abgedruckt.

wicklung einer einzelnen Seite seines vielfachen Schaffens und Wirkens gestattete.

Als daher mich am heutigen Tage die Reihe unsrer monatlichen Vorlesungen traf, hielt ich es für nicht unangemessen, eine Darstellung von Schleiermachers Wirken durch Rede und Schrift auf die Deutsche Sprache zu versuchen; und obgleich unter uns ein näherer Jünger und enger Freund des Verewigten zu einem solchen Vortrage wohl berufener als ich wäre, so glaubte ich doch, außer dem inneren Drange meines Gemüths, dazu auch einiges äußere Recht zu haben, da ich durch seine Belehrung zur Aufnahme in die christliche Kirche vorbereitet, der stete Zuhörer seiner Vorlesungen während meiner Studienzeit, und viele Jahre lang der seiner geistlichen Reden gewesen bin. Jedoch bitte ich, heut von mir mehr einen Bericht über Erinnerungen und Einzelnheiten, als das Resultat gründlicher und vollständiger Forschung zu erwarten, wozu auch die Beschränktheit der mir übrig gelassenen Zeit nicht geeignet war.

Das Wirken Schleiermachers auf die Deutsche Sprache zerfällt von selbst in zwei Theile, in sein Wirken durch das lebendige Wort und durch die Schrift. Jenes zu erkennen, ist nur der Mitwelt, und von dieser nur dem kleinen Theile derer vergönnt gewesen, die in seiner Nähe eine Zeit lang lebten, und ihn hören konnten. Denn wenn auch von treuen und eifrigen Jüngern fast jedes Wort seines Mundes, das er im Hörsaal oder in der Kirche sprach, aufbewahrt, und durch die Schrift theils schon mitgetheilt ist, theils es werden soll, so wird doch das Meiste hiervon uns gerade das schwächste Bild des Meisters geben; diejenigen seiner geistlichen Reden ausgenommen, welche er selbst vor ihrer Verbreitung durch seinen eigenen Geist gleichsam noch einmal beleuchtet hat. In dem Organe seines Mundes aber feierte die Deutsche Sprache stets ihren schönsten Triumph: denn wie wir keinen kannten, dem die Gabe der Rede, wie ihm, gegeben war, so ist auch wohl nicht leicht sonst unsere Sprache von der lebendigen Macht der Gedanken und Gefühle mehr durchdrungen und belebt worden, als durch ihn, wenn er sprach. Sein Geist gab den Wendungen und Fügungen derselben eine solche Gelenkigkeit und Beugsamkeit; die Worte und Formen des Ausdrucks stimmten zu ihrem Kern und Gehalte in so schöner und vollkommener Harmonie, Wörter und Sylben reihten sich so von selbst zu den vollendetsten Sätzen und zu rhythmischen Fügungen, daß er wie ein neuer Amphion, nur durch die ange-

stimmte Melodie seiner Seele, die ungefügigen und starren Massen der Sprache zu Wohnungen und unbezwinglichen Burgen des Gedankens zu schaffen wußte. Und nicht nur eine Form der Rede, wie jener königliche Sänger des einen Thebens Mauern, vermochte er sich vollkommen unterthan zu machen, sondern in jedem Gebiete des Denkens, bei jeder äußeren Veranlassung zeigte er stets von Neuem die innige Vermählung des Geistes mit der Form. Wir haben ihn auf dem Katheder und in öffentlichen Sitzungen der Akademie über die verschiedensten Stoffe aus der Gottesgelahrtheit und Weltweisheit mit derselben Angemessenheit und Vollendung, wie in den kleinsten Kreisen geselliger Versammlung, bei fröhlichen und bei traurigen Veranlassungen, reden hören, und überall bewunderten die Zuhörenden neben dem ewigen Gehalt der Rede die Fügsamkeit und Geschmeidigkeit, die Mannichfaltigkeit und den Reichthum unsrer Muttersprache, die durch solch einen Geist gepflegt uns das Bewußtsein ihrer Fülle und Schönheit vorzugsweise lebendig macht; so daß wir dann denen, welche sie noch rauh und ungelenk schelten möchten, mit erhöhten Selbstgefühle zurufen können: Reiniget und glättet nur euren Geist, beherrschet eure Gedanken, werdet euch eurer Gefühle klar bewußt, dann wird auch das Rauhe und Ungethüme und Ungefügige aus eurer Sprache schwinden. Ringet nach dem Wissen, so findet ihr auch die Sprache, oder vielmehr die Sprache folgt von selbst euren Gedanken; denn ewig wahr bleibt, was Socrates sagte: „Alle sind in dem, was sie wissen, beredt genug." Nicht aber ein ängstliches Studium der Grammatik oder der Rhetorik, nicht ein Ergründen der Wurzeln und Stämme unserer Sprache, sondern die Klarheit seines Denkens und das Bewußtsein von allen seinen Gefühlen gab ihm und seiner Rede diese Vollendung, in deren Form sich deutlich der Griechische Genius abspiegelte, an dessen Ergründung Schleiermacher einen großen Theil seiner schönsten Jahre gearbeitet hatte, und welcher die eine Seite seiner schriftstellerischen Thätigkeit ausmachte.

Durch die Uebersetzung der Werke Plato's schenkte Schleiermacher der Deutschen Zunge die Geisteserzeugnisse jenes göttlichen Denkers; und müssen wir uns gleich eingestehen, daß in der Form, in welcher Platons Uebersetzung jetzt vor uns liegt, ein Deutscher Philosoph seine Gedanken nicht entwickeln würde, so darf dies doch nicht unser Maßstab für die Beurtheilung derselben sein, sondern wir müssen uns fragen: giebt sie in Deutscher Sprache und Form uns ein lebendiges

und treues Bild des Griechischen Urwerkes? Ist die Platonische Schärfe, die Socratische Dialektik, die ganze Hellenische Weise des Denkens und Redens in den Formen unserer Sprache so vollkommen abgeprägt, wie diese jenes aufzunehmen vermag, ohne daß das Eine des Anderen Eigenthümlichkeit vernichtet hat? Diese Frage werden wir nur bejahen müssen. Schleiermacher hat in dieser Uebersetzung uns gezeigt, wie weit sich Hellenische und Germanische Eigenthümlichkeit vereinigen, ohne sich gegenseitig zu verwischen und aufzuheben. Der Grieche würde an ihr erkennen, wie weit unsre Sprache im Stande ist, die Eigenthümlichkeit der seinigen aufzunehmen, und der Deutsche lernt daraus, wie weit unsere Sprache sich den Wendungen und Fügungen der Griechischen nähern läßt, bei völlig treuer Bewahrung des darin enthaltenen Gedankens, was doch bei jeder Uebersetzung das erste und wichtigste Erforderniß ist.

Das Studium des Plato bildete neben dem der Bibel offenbar den Anfangspunkt der gesammten höhern Ausbildung Schleiermachers, und ihre Vereinigung und gegenseitige Durchdringung den Mittelpunkt seines geistigen Lebens, dessen vollendetster Ausspruch und Abdruck sein Werk „der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche" ist, zu welchem seine früheren und späteren Schriften uns nur wie die einzelnen Staffeln und Sprossen, um zum Gipfel zu gelangen, erscheinen.

Die Bedeutung dieses Werkes, für die Entwickelung der gesammten christlichen Glaubenslehre gehört nicht hierher, eben so wenig wie eine Beurtheilung des Inhalts seiner anderen Schriften, wie seiner geistreichen Reden über die Religion, seiner lebensfrischen und seelenvollen Monologen, und anderer; hier wird der Ort nur sein, unserem Thema gemäß zu fragen, wie wirkte Schleiermacher durch diese auf unsere Muttersprache?

Betrachten wir seine Schriftwerke mit ächt philologischem Auge, welches auch die kleinsten Fugen und Fasern der Rede nicht unbeachtet und unerforscht läßt; untersuchen wir zunächst das reine Material der Sprache mit möglicher Entäußerung des Inhalts, und fangen mit dem Geringfügigsten, mit den Buchstaben, an, so müssen wir uns sagen, daß wir in dieser Hinsicht wohl Eigenthümliches oder vielmehr von dem Gewöhnlichen Abweichendes in Schleiermachers Redeweise finden, aber nichts Besonderes und eine genauere Betrachtung Erforderndes, da er Schreibarten wie sezen und Geseze, laßen, ver-

gesßen, klaßifizirt, in einer schlechten Maße u. dgl., noch mit Anderen theilt, ohne jemals diese Wörter anders, als es sonst üblich ist, ausgesprochen zu haben, und ohne selbst einmal seinem angenommenen Gebrauche stets treu zu bleiben; denn während wir in den Reden über die Religion stets Blike und Bruchstüke mit einem k lesen, so finden wir in seiner Glaubenslehre in solchen Wörtern stets ein doppeltes k. Eben so wird es schwer sein, ein Gesetz zu finden, wann Schleiermacher Eigenschaftswörter als Hauptwörter gelten läßt, und sie mit einem großen Buchstaben anfängt. Denn wenn wir die Goethische Schreibart auch bei ihm z. B. in Folgendem finden: (Glaubenslehre I, 416) „Gegensatz des löblichen und tadelnswürdigen", oder: „dem durch die Gemüthsbewegung bestimmten und bewirkten", und dagegen in einem anderen Satze (ebend. II, 538): „denn die Unvollkommenheiten derselben (der Kirche) rühren weit weniger von den Einwirkungen der auf dieser Welt mit den Gläubigen vermischten Ungläubigen her, als von dem fleischlichen", und wiederum (Reden über d. Rel. S. 52): „das nothwendige und unentbehrliche Dritte", so möchten wir aus Diesem und Anderem nach philologischer Gründlichkeit, die überall nach einem Grunde sucht, zumal da wir bei einem Schleiermacher selbst in jedem Buchstaben Bewußtsein und System zu erkennen wünschen, uns gern die Regel abstrahiren, daß er dem Eigenschaftsworte nach dem Artikel und wenn es Persönliches bezeichnet, vollkommen substantivische Geltung eingeräumt habe; wenn Unpersönliches, aber nur da, wo es selbst wieder ein näher bestimmendes Adjectiv erhält.

Jedoch dies weiter zu erhärten, überlassen wir denjenigen, welche einst die Sprache unsres großen Zeitgenossen mit mehr Muße durchforschen werden; vom Gepräge der Sprache Schleiermachers scheint uns hierin das Wenigste zu liegen. Viel mehr spricht sich schon seine Individualität im Bilden und Gebrauche einzelner Wörter, und im Satz- und Periodenbau aus, wenn er z. B. (Glaubenslehre I, 464) von einem geselligen Uebel spricht, die gewöhnliche Benennung moralisch als unpassend zurückweisend, und von Lehnsätzen in der Dogmatik, oder, von der sogenannten bürgerlichen Gerechtigkeit redend, volksmäßig in folgendem Zusammenhange braucht (ebend. I, 416): „denn theils hat alles, was dem durch das Gottesbewußtsein bestimmten und bewirkten am nächsten steht, eine volksmäßige Beziehung", d. h. Beziehung auf den Verein und die

Ansichten des gesammten Volkes. Oder wenn er durch kräftige Ellipsen, um nicht durch breite Ausführungen zu ermüden, den Ausdruck rundet, wie ebend. I, 451: „denn alle Thätigkeiten des Geistes sind gut, wenn dem Geist gehorsam, und alle böse, wenn loslosgerissen von ihm", und ebend. II, 531: „ja wir denken uns den Geist nur als Seele, wenn im Leibe." Wir erkennen ferner die Einwirkung der antiken Freiheit des Sprechens und das Herrschen des Gedankens über die durch Gewohnheit hergebrachte Anordnung, wann die übliche Reihefolge der Sätze verlassen wird, um den Hauptgedanken herauszuheben, in Sätzen, wie (ebend. I, 415): „und wenn man die lebendige Intussusception will Anfang der Mitwirkung nennen, so würden wir, daß die Erbsünde den Menschen auch an allem Anfange und Mitwirken in geistigen Dingen hindere, nicht unbedingt zugeben." Oder endlich auch die Nichtachtung rhetorischer Schulregeln, um die Bestimmtheit des Gedankens nicht zu verwischen, wie ebend. I, p. 412: „so muß der Mensch durchaus unfähig sein, nur solche Zustände nicht nur zu entwickeln, sondern auch nur mit Bewußtsein anzustreben" u. s. w. Wer dergleichen mit Muße suchen will, wird noch viel passendere Beispiele finden; ich konnte nur zusammenraffen, und eile von diesem formalen Theile hinweg, um noch etwas Zeit für Wichtigeres und der Erinnerung des großen Abgeschiedenen Angemesseneres zu finden.

Das größte Verdienst nemlich, welches ein Autor um seine Sprache erwerben kann, scheint mir darin zu bestehen, wenn er auf eine bestimmtere und richtigere Auffassung der Begriffe hinwirkt; und sein Wirken in dieser Beziehung erhält auf die ganze geistige Entwickelung seines Volkes einen um so größeren Einfluß, je bedeutsamere und wichtigere Begriffe er zu klarerer Anschauung bringt. Denn der meiste und hartnäckigste Streit ist oft der Wortstreit; ist das versöhnende Wort gefunden, oder der die Gegensätze vermittelnde Sinn des bestrittenen Wortes, so hört gewöhnlich dadurch der heftige und oft blutige Hader auf. Wo drängte aber diese Betrachtung sich häufiger und ernster auf, als auf dem Gebiete unserer Religion? In ihr hat die Macht des Wortes sich gewaltiger gezeigt, als irgend wo sonst, da sie ja unter dem Worte, dem Logos, selbst die Offenbarung des göttlichen Wesens aufgefaßt hat; und ein Jota mehr oder weniger, ja die Setzung eines Accentes, einst die ganze christliche Welt aufregen und entflammen konnte. Schleiermachers dialektischer Scharfsinn ar-

beitete daher von seinem ersten Auftreten an dahin, vor allen diejenigen Begriffe, unter denen unsere Sprache das Verhältniß des menschlichen Bewußtseins zum Höchsten, zu Gott selbst, auffaßt, zu erklären, zu läutern, zu bestimmen. Er begann damit in seinen Reden über die Religion, um zunächst das Feld zu gewinnen, auf welchem sein Gebäude stehen sollte, und stellte sich in der zweiten Rede: „Ueber das Wesen der Religion" die Aufgabe, vorerst den Begriff Religion selbst festzustellen. Denn so lange auch schon dieses auf fremden Boden gewachsene, aber heimisch gewordene, Wort das Bürgerrecht erhalten hat, so ist dennoch der ihm untergelegte Sinn stets in die äußersten Extreme der objektiven und subjektiven Auffassung auseinander gewichen, durch diese Differenz die schroffsten Gegensätze und traurigsten Zerwürfnisse in den menschlichen Gemüthern nach sich ziehend. Hören wir also die Grundzüge von demjenigen, wie Schleiermacher diesen wichtigsten Begriff auffaßt und darstellt, und erwäge ein Jeder, wenn es ihm beliebt, in wiefern diese Auffassung die Extreme vereinigt, und die schwankenden Bestimmungen feststellt. Er sagt also, zunächst ihr Gebiet begränzend, von ihr, S. 50 [1]): „Sie entsagt, um den Besitz ihres Eigenthums anzutreten, allen Ansprüchen auf irgend etwas, was jenen angehört (der Metaphysik und Moral), und giebt Alles zurück, was man ihr aufgedrungen hat. Sie begehrt nicht das Universum seiner Natur nach zu bestimmen und zu erklären, wie die Metaphysik, sie begehrt nicht aus Kraft der Freiheit und der göttlichen Willkühr des Menschen es fortzubilden und fertig zu machen, wie die Moral. Ihr Wesen ist weder Denken noch Handeln, sondern Anschauung und Gefühl. Anschauen will sie das Universum, in seinen eigenen Darstellungen und Handlungen will sie es andächtig belauschen, von seinen unmittelbaren Einflüßen will sie sich in kindlicher Paßivität ergreifen und erfüllen laßen." — Und sie darauf positiv in ihrem Gegensatze zur Moral und Metaphysik bestimmend, fährt er S. 52 fort: „Sie zeigt sich Euch als das nothwendige und unentbehrliche Dritte von jenen beiden, als ihr natürliches Gegenstück, nicht geringer an Würde und Herrlichkeit, als welches von jenen ihr wollt. Spekulazion und Praxis haben zu wollen, ohne Religion, ist verwegener Uebermuth, es ist freche Feindschaft gegen die Götter, es ist der unheilige Sinn des Prometheus, der feigherzig stahl, was

[1]) Die Citate sind aus der 1sten Ausgabe von 1799, weil diese die erweckende und anregende, die späteren die modificirenden und berichtigenden waren.

er in ruhiger Sicherheit hätte fordern und erwarten können. — Praxis ist Kunst, Spekulation ist Wissenschaft, Religion ist Sinn und Geschmack fürs Unendliche."

Indem nun so der Gegensatz von Religion auf der einen und Metaphysik und Moral auf der anderen Seite festgestellt ist, scheidet er jene im ferneren Verlauf von der Mythologie also S. 56: „was ihr also anschaut und wahrnehmt, ist nicht die Natur der Dinge u. s. w." bis S. 58 oben: „ein völliges Herausgehen aus dem eigenthümlichen Boden."

So ist also ihm die Religion kein Wissen, kein Handeln, und unter dieser doppelten Negation bleibt sie als die Bestimmtheit des Gefühls oder des unmittelbaren Selbstbewußtseins von unserm Verhältniß zu Gott die Grundlage aller seiner Entwicklungen auf ihrem Gebiete. Nie wurde sie ihm aber unverstandene Mystik oder eine consequente Reihe von Abstractionen, denn um ihr Gebiet von allen diesen fremden Beimischungen, die sich ihr gern aufdringen, zu scheiden, und alle Einseitigkeiten von ihr fern zu halten, nennt er sie S. 66: „die einzige und geschworene Feindin aller Pedanterie und Einseitigkeit" und spricht weiter S. 76 von ihren einseitigen Bekennern: „Da hat der eine Anschauungen der Welt und Formeln, welche sie ausdrücken sollen, und der andre hat Gefühle und innere Erfahrungen, wodurch er sie dokumentirt — Gedächtniß habt ihr und Nachahmung, aber keine Religion." Den großen Inhalt des erhabenen Begriffes, den er in diesen Reden an den angeführten Stellen im Allgemeinen begränzt und bestimmt, entwickelt er in seinen einzelnen Theilen in seinem Werke: „der christliche Glaube"; und es giebt keinen Ausdruck der Sprache für das Gebiet der Religion, den er nicht hier beleuchtet, begründet, modifizirt, in seiner früheren einseitigen Auffassung und in seiner wahren und eigentlichen Bedeutung darzustellen gesucht hätte. Und der Entschlafene bewies sich auch darin als ein wahrhafter Jünger unsers Herrn, daß, wie sein ewiges Vorbild Christus unser Herr uns Menschen von der Sünde erlöst hat, so er überall und so lange er wirken konnte, dahin gestrebt hat, den Menschen immer deutlicher und begreiflicher zu machen, was Erlösung, was Sünde, was alle damit zusammenhangenden Begriffe seien, damit die Gläubigen durch die Erkenntniß des Einen, was Noth ist, erleuchtet mit hellem Blicke um so getroster den Weg zur Gnade wandelten.

E. Bonnell.

XIX.

Indische Urkunde von Goethe's Ballade: der Gott und die Bajadere.

Diese Ballade erschien zuerst im Schiller-Goethe'schen Musenalmanach 1798, mit Zelters Sangweise, und ist unstreitig eins der schönsten Gedichte dieser Art; so wie Zelters Töne bewundernswürdig das Ganze und die einzelnen im Inhalte so mannigfaltigen Stanzen in Einer Sangweise abklingen; und wer es von Langermann singen gehört hat, wird es nie vergessen. Goethe mochte zwar auch gern in Hinsicht seiner Quellen sein Dichtergeheimnis mit Recht bewahren; weil er indessen so wenig als Shakspeare bei Aufspürung derselben verliert, so gewinnt eine solche Erforschung um so mehr Reiz. Daß in der folgenden Mittheilung die Quelle dieser Ballade, welche Goethe selber „Indische Legende" überschrieb, wirklich gefunden sei, wird Niemand bezweifeln.

Der Holländer Abraham Roger war in den Jahren 1630—40 Prediger zu Paliacatta auf der Küste Koromandel, und ward dort mit den Braminen so vertraut, daß sie ihm ihre Geheimnisse offenbarten. Vornämlich war es Padmanaba, einer der angesehensten Braminen, der aber, weil er einer von seinen Weibern aus edlem Stamme das Haar abgeschnitten, nach Paliacatta flüchten mußte, und hier dem einflußreichen Christlichen Prediger, der sich seiner annahm, vermittelst der Portugiesischen Sprache nicht allein selber alles Verlangte mittheilte, sondern ihm auch andere Braminen zuführte. Roger kehrte 1647 heim, und nach seinem Tode (1649 zu Gouda) erschien sein hinterlassenes Werk Gentilismus reserratus, Holländisch 1651 zu Leyden Opene deure tot het verborgene Heidendoom, mit Anmerkungen von A. W., von dessen Namen Andreas Wissowatius man aber hienach das Wischiwaschi ableiten möchte. In der Deutschen Uebersetzung „Offene Thür zu dem verborgenen Heidenthum" (Nürnberg 1663) sind diese Anmerkungen durch Christoph Arnold auf ähnliche Art vermehrt worden. Rogers Buch selbst aber wurde damals mit Recht als das vorzüglichste über diesen Gegenstand geachtet; und die

durchgehende Absicht des Missionars, die Heiden von ihrer Blindheit zu überzeugen, thut dem redlichen und umfassenden Bericht von diesem Heidenthum keinen Eintrag. Die hier in Rede stehende Erzählung lautet nun in der Dolmetschung (S. 346) buchstäblich also:

„Wann nun demnach das Bild (Wistnu's oder Eswara's) durch die gewöhnlichen Strassen der Stadt getragen worden, so wird es alsdann wiederum in die **Pagode** hinein gebracht; und wann es daselbst angelangt, so sind etzliche Huren vorhanden, die der **Pagode** zugeeignet, derer Beruff ist, vor dem Bild **Wistnou** und **Eswara**, zu tantzen. Wann nun diese Weiber tantzen, so werden Liedlein, zu Ehren der Abgötter gesungen; man bläst auf Posaunen, und schlägt auf Trummeln; und thut den Göttern alle Ehre an, schafft ihnen allen Lust und Ergötzlichkeit; die sonst grossen Herren da zu Land erwiesen, und angethan wird.

Es scheinet gar ein fremder Handel zu seyn, daß die **Bramines**, indem sie die **Pagoden** für heilige Oerter halten, und die Bilder für so heilig, daß sie die **Soudraes** nicht anrühren dürffen, gleichwol zu ihrem Gottesdienst solche unzüchtige Dirnen zulassen. Sie lassen nicht nur allein vor denselbigen heimlich-verdächtige und unehrliche Weibspersonen tantzen; sondern auch diejenigen, deren Unzucht jedermänniglich bekannt. Solches zwar komt einem sehr fremd vor; wann man aber vernommen, was sie von den Huren urtheilen, so wird es einem nicht groß mehr befremden. Da ich einsmals, bey Gelegenheit, mit dem **Bramin Padmanaba** der Huren zu Rede wurde, sprach er, die Huren, so in Unkeuschheit lebten, könten sich dannoch in solchem Zustand also verhalten, daß sie dabey seelig würden: Welches dann geschehen solt, indem sie ihren Bulern getreu verblieben; und an demjenigen Vergleich, den sie mit ihnen aufgenommen, nicht brüchig würden: Ja so gar, daß diejenigen Huren, die ihren Liebhabern getreu wären, und ihnen freundlich begegneten, auch dermaleins in dem zukünfftigen Leben, den Lohn dafür solten zu gewarten haben. Diß solte zwar wol jemand ungläublich vorkommen, daß diese Leute sich so gar weit in ihren Gedanken vernarren, doch aber zum Beweis dessen, und damit man sehe, daß sie es also dafür halten, so will ich allhie eine Historie beyfügen, so mir von dem **Bramin** selbst erzehlet worden.

Es hat sich begeben, sprach er, daß **Dewendre** in menschlicher Gestalt, einsmals zu einer gewissen Huren gekommen, welche er hat wollen versuchen, ob sie auch getreu wäre. Er wurde einig mit ihr,

und gab derselben einen guten Hurenlohn. Nach solchem Lohn begegnete sie ihm dieselbige Nacht sehr wohl, also daß sie ihr keinen Schlaff in die Augen kommen ließ: In derselbigen Nacht aber soll es sich haben zugetragen, daß sich Dewendre gestellt, als ob er sterben wolte; wie er dann, ihrer Meinung nach, starb. Darauf wolte sich die Hur mit ihm verbrennen lassen, und kunten ihr solches ihre Freunde nicht aus dem Sinn reden; als die ihr vorhielten, daß es ja ihr Mann nicht wäre. Nachdem sie ihr aber nicht wolte sagen lassen, so ließ sie das Feuer zubereiten, in dasselbige zu springen. Da es nun auf das äusserste mit ihr gekommen war, erwachte der Dewendre, und sprach: Er hätte sich nur so gestellt, als ob er tod wäre, einig und allein ihre Treu dadurch zu erforschen; und versprach ihr dabey, sie solte zur Belohnung ihrer gepflogenen Treu, mit ihm nach Dewendre-locon (das ist, an der glükseeligen Oerter einen) gehen und kommen. Und gleichwie mir der Bramin erzehlt, so soll es auch geschehen seyn. Indem sie aber solche Meinungen von den Huren gefasst, so ist sich um so viel desto weniger zu verwundern, daß sie dieselbigen in dem Gottesdienst zulassen; und leiden, daß sie sich so gar genau zu Wistnou und Eswara, machen dürffen."

Von dem hier auftretenden Dewendre wird vorher (S. 233) gesagt, Brama habe unter sich eine Art Untergötter (Dewtas), von welchen Dewendre der bedeutendste, indem er Oberhaupt der acht Welten sey, die eine Mitte bilden zwischen der irdischen untersten Welt Bau-loccon, und der dem Himmel nächsten Welt Bramma-locon, worin Brama mit seinem Hofstaate wohnt. Von diesen acht Welten ist eine, Jamma-locon, der Strafort der Bösen, die Hölle. Die sieben übrigen sind Wohnsitze der Frommen nach dem Tode. Darunter ist die erste Indre-locon, in welcher Dewendre selber wohnt, der auch Indre heißt [1]).

Die der Goethe'schen Ballade entsprechende Geschichte dieses auch sonst genugsam bekannten Gottes Indra kömmt, so viel ich weiß, in keinem andern Buche dieses Faches vor; und vermuthlich ist Goethe'n der verdeutschte Roger in die Hände gekommen, als er, mit Schiller im Wetteifer, überall nach Balladen- und Romanzenstoff, eben für den durch beide Dichter vorzugsweise zum Balladenalmanach gediehe-

---

[1]) Erinnert so an Sindri, einen der drei Wohnsitze der Seligen nach der Götterdämmerung, laut der Nordischen Götterlehre, die sonst auch neun Welten aufzählt, mit Einschluß von Niflheim, Niflhel.

nen Musenalmanach von 1798, sich umsah [1]). Der Dew=endre ist in seinem Mahadöh, d. i. Maha=dewa, der große Gott, noch zu erkennen, obwohl er ihn auch dadurch zum höhern Gott erhebt, daß er ihn zum sechstenmal herab kommen läßt. Dies gründet sich nämlich auf die zehn Erscheinungen Wischnu's auf Erden, von welchem Padmanaba, der ihn auch für den höchsten Gott hielt, ebenfalls Bericht giebt (S. 251), obgleich Roger sich vergeblich bemühte, von allen diesen Verwandlungen die näheren Umstände und Gründe zu erfahren. Nach den Erscheinungen als Fisch, Schildkröte, Schwein, halb Löwe halb Mensch, wurde Wischnu mit Dewendre von derselben Mutter geboren, als junger Bramin Wamana, der den vom bösen Geist Belli vertriebenen Dewendre wieder einsetzte; zum sechsten Male ist Wischnu mit dem Namen Parasje Rama erschienen; von welcher Erscheinung Roger jedoch nicht die Ursache erfahren konnte [2]). Um so eher durfte der Deutsche Dichter, in seiner poetischen Machtvollkommenheit, diese Lücke auf eine so schöne und bedeutsame Weise ausfüllen. Wie er aber nun den ihm gebotenen Indischen Legendenstoff in seinen rein menschlichen und göttlichen Grundzügen erfaßt und zu einem in aller Hinsicht, in Form wie Gehalt, vollendeten und ganz eigenthümlichen Gedichte ausgebildet hat, bedarf nicht der weitern Nachweisung: nur gedenke ich des durch das Ganze hin erklingenden Chors, in den auch durch den Rhythmus bedeutsam abweichenden Schlußzeilen jeder Stanze; was der Tonsetzer so richtig vernommen und so treffend ausgedrückt hat.

---

[1]) In dem Goethe-Schillerschen Briefwechsel erwähnt Schiller der Bajadere beim Empfange von Zelters Melodie, welche er zwar nicht gleich passend für alle Strophen findet (Bd. III, S. 183): dagegen Goethe (ebd. S. 335) von derselben sagt: „Seine indische Legende ist mir sehr werth. Der Gedanke ist original und wa..er." Bezieht sich Schillers Antwort auf einen nicht vorhandenen Goetheschen Brief nebst Gedicht (ebd. S. 112) auf dieses? — Nicht so glimpflich schreibt Herder darüber an Knebel (in Knebels litt. Nachlaß), indem er es mit der Braut von Korinth höhnisch zusammenfaßt, als zwei Gedichte, worin wieder der Priap die Hauptrolle spiele.

[2]) Nach Fr. Paulinus a S. Bartholomaeo systema Brahmanicum (Rom. 1791) p. 84 erscheint er in dieser und den beiden folgenden Verwandlungen als Rama, dessen Thaten gegen Könige, Riesen rc. das große Heldengedicht Ramajna verherrlicht. Zum neunten erscheint Wischnu als Krischna, und dann folgt die Verbrennung der Welt durch Schiva, dessen Beiname eigentlich Mahádéva ist, so wie Ishvara Herr. Einer von Wischnu's Beinamen ist Patmanàbha Lotusnabel.

v. d. Hagen.

XX.
Die Siegfriedssage in Indien.

Ein gewisser Urbestandtheil der Siegfriedssage wird immerdar räthselhaft oder mythisch bleiben, nämlich die wunderbaren Eigenschaften, die gefaiete Ausrüstung und die Wunderkleinode des Helden, mit welchen eben deshalb auch so manche andere Gestalt ausgerüstet und geschmückt worden. Wie dergleichen Dichtungen in mancherlei Sagen weit verbreitet, ja noch bei uns in Volksmärchen mannigfaltig lebendig sind, habe ich in den Erläuterungen zur zweiten Ausgabe meiner Erneuung des Nibelungenliedes (1824) zusammengestellt; und ein Beispiel gab im ersten Bande dieser Sammlung die Schlesische Volkssage vom starken Hans. Hier möge aus demselben Buche, welches den Stoff zu Goethe's Bajadere gewährte, eine Indische Erzählung folgen, welche bezeugt, daß die Deutsche Volkssage nicht minder mit der Indischen Mythe verwandt ist, als die Deutsche Sprache mit dem Sanskrit.

Bei Erwähnung der mythischen Zeitrechnung nach dem Salawagena, der eine Wiedergeburt des Brama gewesen, und damals, im Jahre 1641, vor 1563 Jahren gestorben (S. 127), heißt es:

„Dieser Salawagena, sprechen sie, ist geboren ungefehr zu Ende deß Lebens Wicramaarca, als einer solchen Person, von welcher sie grosse Dinge und lächerliche Fabeln erzehlen; davon ich eine allhie vorbringen will, nicht daß sie uns dienen solte, dadurch zur Erkenntniß deß besagten Wicramaarca zu gelangen, noch vermittelst dessen ausfindig zu machen, wer Salawagena gewest, oder wann er soll gelebt haben; dann so wol Salawagena, als Wicramaarca, sind uns unbekant: Sondern, dieweil der Bramin, von dem ich mit allem Fleiß erforschet, wer dieser Salawagena gewest, dazumal bezeugte, daß er geboren worden ungefehr zu Ende deß Wicramaarca. Von diesem Wicramaarca (will ich nun sagen) erzehlte er mir folgendes, und sprach: Es sey ein gewisser Bramin Sandragoupeti, verehlichet gewest mit vier Weibern, und habe aus einem jeden der zuvor vier bemeldten Geschlechtern, eine Frau, und von einer jeden Frauen einen Sohn gehabt: Die Frau aus dem Geschlecht der Bramines soll ihm gebracht haben

den **Werraroutsi**; die Frau aus dem Geschlecht **Settrea**, den **Wicramaarca**; die Frau aus dem Geschlecht **Weinsja** den **Betti**; und die Frau aus dem Geschlecht **Soudra** einen Sohn, Namens **Barthrouherri**. Der Sohn aus dem Geschlecht **Settrea**, Nahmens **Wicramaarca**, soll ein mächtiger Käiser gewest seyn, der über die gantze Welt zu gebieten hatte. Als dieser bey sich überlegte, zu einer Seiten sein grosses Gebiet, zur andern das kurtze Leben deß Menschen; war er voller schwermüthiger Gedanken, und ging mit seinem Bruder **Betti**, (der aus dem Geschlecht **Weinsja**, und, wie sie melden, sehr verständig und anschlägig war) zu Rath; dieweil er darfür hielte, daß er ihm mit einem guten Rath wohl an die Hand solte gehen können; gleichwie ers dann auch gethan; und der Rath, den er ihm ertheilet, soll dieser gewest seyn.

Die Heyden geben für, daß mitten in der Welt ein Baum seyn soll, **Oudetába** genant, das so viel als Sonne-Baum; dieser Baum soll mit der Sonnen Aufgang auch aufschiessen, und durch die glimmende Sonnenhitze wachsen; bis daß er auf den Mittag, wann die Sonn am allerhöchsten ist, mit seinem Gipfel die Sonne berührt: Wann aber die Sonn wiederkehrt, so soll auch derselbige Baum wiederum niedriger werden; und wann sie gar untergeht, sich allerdings unter die Erde verkriechen. Der besagte **Betti** nun soll seinem Bruder **Wicramaarca** diesen Rath ertheilet haben, daß er sich in der Morgenstund auf diesen Baum setzen, und also vermittelst dessen zu der Sonnen kommen möchte: Alsdann solte er ihm von der Sonnen ein längers Leben begehren; wie er dann auch solches würde erhalten. Diesem nun ist er also nachgekommen; wann er sich aber genau zu der Sonnen machte, stach sie ihn dermassen mit ihren warmen Strahlen, daß er es nicht erdulden konte: Und wiewol solches nicht wol zu erleiden war, dennoch faßte ihm **Wicramaarca** einen Muth, und wolte von seiner Bitte nicht ablassen; sondern hielt ferner an, und nennete stetigs die Sonne. Als die Sonn solches gesehen, ist sie darüber sehr vergnügt gewest; und anstatt ihres heissen Stechens, hat sie ihn abgekühlet; und da er nächst zu der Sonnen hinan kam, sprach die Sonn: Wegen deiner Großmüthigkeit bin ich sehr vergnüget, und will dir auch geben, was du begehrst! Darauf sagte **Wicramaarca**: Ich bin ein Herr der Welt, und mein Leben ist sehr kurtz; derohalben bitte ich, tausend Jahre zu leben. Die Sonn sagte ihm solches zu, daß er tausend Jahre auf seinem königlichen Stul sitzen solte; und versprach

ihm über diß alles auch Kräffte, Gesundheit, und Befreyung von allen Krankheiten, rc. Wann sich also die Sonn hernieder begab, so hat er sich auch samt dem Baum (dessen wir oben gedacht) niedergelassen: Und wann sie ganz untergieng, ist er wieder auf die Erde gekommen; und hat seinem Bruder **Betti** alles ausführich erzehlt, wie es ihm ergangen. Darauf sagte **Betti**, die Sonn hat dir zwar versprochen, tausend Jahre auf deinem königlichen Stul zu sitzen; ich gebe dir aber, durch meinen Verstand noch andere tausend Jahre; und solche durch dieses Mittel: Die Sonn hat dir zugesagt, daß du tausend Jahre auf deinem Stul sitzen solst; ich aber sage dir, daß du jedesmals, wann du sechs Monath darauf gesessen, sechs Monath durch die Welt wandern wollest; und also werden aus tausend, zweytausend Jahre werden. Diesem Rath hat er gefolgt, und ist jedesmals sechs Monath, in unbekanter Kleidung durch die Welt gewandert; von dem sie auch melden, daß er, durch dieses Mittel, sein Leben auf zweytausend Jahre erhalten. Ferner erzehlen sie, daß er sehr wunderbare Macht und grossen Reichthum überkommen, die er, als ein grosser Herr, vonnöthen hatte. Sie sprechen, daß ein gewisser **Jogiswara** (welche, ihrem sagen nach, große Heiligen sind) gestorben seyn soll; der hatte einen Beutel, welcher diese sonderbare Eigenschafft an sich gehabt, daß demjenigen, der ihn hatte, nie kein Geld gemangelt: Item eine Schüssel, dieser sonderbaren Eigenschaft, daß demjenigen, der sie hatte, nie keine Speisen mangelten: Einen Stab, dieser Eigenschafft, daß demjenigen, der ihn hatte, keine Heeres=macht nicht das geringste anhaben kunte: Einen Schue, dieser Eigenschafft, daß derjenige, der ihn hatte, in einem Augenblikk seyn kunte, wo er nur selbst wolte. Es soll sich haben zugetragen, da der **Jogiswara** gestorben, daß seine Diener untereinander uneins worden, dieweil ein jeder für seinen Erbtheil zu haben vermeint, das ihm am anständigsten bedunkte. Unterdessen aber, weil sie mit einander gezanket, sol **Wicramaarca** zu ihnen gekommen seyn; welcher sich auch unterfieng, ihren Streit beyzulegen: Die sich denn darzu erboten, und darein willigten, daß er ihnen nur einen Ort bestimmen möchte, dahin sie gehen solten; und zwar mit diesem Beding, daß derjenige, welcher am ersten zu ihm würde kommen, haben solte, was er selber für das beste erkennen und halten würde. Da sie sich nun also verglichen, gieng ein jeder wiederum an seinen Ort: Unterdessen zog **Wicramaarca** die Schue an seine Füsse, nahm den Beutel, die Schüssel, samt dem Stab; und war in einem Augenblikk hin=

weg: Also daß sie ihn, und alles dasjenige, darum sie zuvor so lang gezanket, verlohren hatten. Auf solche Weise bekam Wicramaarca Reichthum, Macht, Vorrath, und alles dasjenige, was ein mächtiger König vonnöthen hat. Sie sagen, dieser Wicramaarca habe in den sechs Monathen, da er jedesmal die Welt durchwandert, mit seinem Bruder Betti große Wunderwerke gethan, welche in den Historien beschrieben sind. Es meldete auch der Bramin Padmanaba, daß sie beedes zu hören, und zu lesen, sehr anmuthig wären."

Wären diese Erzählungen, welche wohl zu den Purana's gehören und noch darin zu finden sind, mitgetheilt worden, so würden wir vermuthlich noch mehr gemeinsame Züge mit unsrer Siegfriedssage und ihr verwandten Sagen entdecken. Aber schon das Obige läßt die Uebereinstimmung nicht verkennen. Die vier Wunderkleinode sind der unversiegliche, alles, auch Speise und Trank (gleich dem Gral) gewährende Nibelungenhort, mit der Gewalt über jedermann gebenden Wünschelruthe, der unsichtbar machenden und verstärkenden Tarnkappe, und dem alles besiegenden Nibelungenschwert Balmung, mit welchem Siegfried die übrigen Wunderdinge, die er den zwistigen Brüdern theilen soll, erringt. Nähere Uebereinstimmung dieser Wunderkleinode vermitteln noch die übrigens weiter abstehenden Dichtungen von Fortunat, Faust, den Rolandsknappen, und andere Märchen, im Säckel, Tischtuch decke dich, Zaubermantel, und in den Siebenmeilenstiefeln.

Die vorangehende Vermählung des Sandragoupeti Narája (S. 460) mit vier Frauen, einer aus jeder der vier Kasten, entspricht übrigens ganz dem Eddaliede von Rig oder dem von neun Weltmüttern geborenen Asen Heimdall, der mit drei Frauen aus den drei Ständen diese erzeugt [1]). Denn Sandragoupeti's vier Söhne entsprechen eben so den vier Indischen Kasten: der erste, Wararoutji, war ein weiser Ausleger der heiligen Bücher oder Vedams; der andere, Wickerama-arca, ein mächtiger König; der dritte, Betti, sein Rathgeber; und der vierte, Bartrouherri, lebte anfangs üppig mit dreihundert Weibern, überließ sie endlich anderen Männern und dichtete dreihundert Sprüche. Diese Sprüche hat Roger, ebenfalls aus Padmanaba's Dolmetschung, seinem Buche angehängt, bis auf die hundert Liebessprüche, welche der Bramin ihm nicht mittheilen wollte.

---

1) Vgl. Bd. I, S. 278.

Wicramaarca ist aber als Vicramaditya d. i. Siegesgott, schon aus Sakontala bekannt.

So erscheint hier alles, wenn auch märchenhaft [1]), im bedeutsameren Zusammenhange des Indischen Systems.

v. d. Hagen.

XXI.

Titurel.

Unbeschriebene und unbekannte Handschriften.

Seit der Zusammenstellung der Titurelhandschriften im litterarischen Grundriß zur Geschichte der Deutschen Poesie (1812) S. 98 ff. ist nicht nur das Verhältnis der Bruchstücke des älteren Titurel, als Wolframs von Eschenbach Gedicht (wie 1811 schon A. W. v. Schlegel annahm), zu dem später vollendeten, und so schon 1477 mit dem Parcival gedruckten [2]) Titurel, festgestellt, sondern auch die Kunde der Handschriften erweitert und die Zahl derselben durch neue Entdekkungen vermehrt; wie beides aus folgender Uebersicht sämmtlicher Urkunden und näherer Anzeige solcher zum Theil noch ganz unbekannter Handschriften sich ergiebt.

A. Bruchstücke von Eschenbachs Gedicht.

1) In München, hinter dem Parcival, 164 Strophen; herausgegeben von Docen (1810). Schlegels Rec. in d. Heidelb. Jahrb. 1811.

2) In Wien, in K. Maximilians Heldenbuch (Bd. I, S. 266): ganz dieselben Bruchstücke, auch fortlaufend geschrieben ohne Anzeige von Lücken und mit Str. 61 abbrechend, jedoch Abschrift einer gemein-

[1]) Die märchenhafte Einführung der Sonne ist auch ganz in der Art, wie die beim Sonnendienst, Bd. I, S. 26, 349 erwähnten.

[2]) Nach Panzer (Annal. I. 102) durch Günther Zainer in Augsburg. Zu den aufgezählten Exemplaren kommen jetzt noch zwei in der Berliner Bibliothek (aus Herrn v. Naglers und Brentano's Samml.); drei in Wien; eins in Frankfurt und eins in Gent.

samen Urkunde, weil sie sechs Stanzen mehr hat, welche sämmtlich in den Handschriften, wie im alten Drucke des vollendeten Titurel, an derselben Stelle sich wiederfinden. Herausgegeben, mit Docens Bemerkungen, von Schottky, in den Wien. Jahrb. Bd. 8 (1819).

B. Der vollständige Titurel oder die Pfleger des Grals: mit Einfügung der Eschenbachischen Bruchstücke und Umbildung der vierreimigen Stanze in eine sechsreimige (durch Reimung der vorderen Einschnitte), fortgedichtet in Eschenbachs Namen, und funfzig Jahre nach seinem Tode vollendet durch einen Albrecht, für einen Fürsten von Kärnthen; das ist vermuthlich für den letzten Kärnthischen Herzog Ulrich (1257—69) durch Albrecht von Scharfenberg, welchen der Bairische Hofdichter Ulrich Fürterer um 1478 in seinem ungeheuren, noch ungedruckten cyklischen Gedichte vom Gral und von der Tafelrunde in der Titurelsstanze, vor allen und neben Wolfram als Vorbild und Gewährsmann nennt; und Albrecht scheint, wie der Minnesinger von Scharfenberg, dem alten, auch sagenberühmten Geschlechte anzugehören, dessen Stammburg Scharfenberg auf der Windischen Mark den Kärnthischen Herzogen dienstbar war, und welches im 13ten Jahrhundert bedeutsam hervortritt [1]). Entfernter steht Meister Albrecht von Schwaben, welchen Kaiser Rudolf (seit 1274) so reichlich beschenkte [2]); und zu nahe steht Meister Albrecht von Halberstadt, der für den Landgrafen Hermann (st. 1215) Ovids Verwandlungen dichtete.

1) In Heidelberg, Pergamenthandschrift. Wilkens Verzeichnis (1817) S. 357. 457 giebt 8 Stanzen; längere Auszüge liefert Rosenkranz über den Titurel und Dante's Komödie (1829) S. 53. 99—142.

*2) Ebendaselbst, unvollständige Papierhandschrift; Wilken 357.

3) Die Pergamenthandschrift des Klosters St. Peter im Schwarzwalde vom Jahre 1431 ist jetzt in Karlsruhe, 148 Blätter, in 3 Spalten. Die Ueberschriften und Proben giebt Mone in Büschings wöchentl. Nachr. Bd. IV (1819), S. 97—102.

---

1) Mehr davon in 68 Scharfenbergs Leben zu meiner Sammlung der Minnesinger. Dort ist auch unter 47 Eschenbach ausführlich dies Verhältnis zu seinem Nachdichter abgehandelt, mit Bezug auf anderweitige Verhandlungen, zu welchen seitdem noch Lachmanns Vorrede zur Ausgabe von Eschenbachs Werken (1833), die auch die Titurelbruchstücke liefert, gekommen ist.

2) Vgl. die Einleitung zu meiner Ausg. von Gottfrieds von Straßburg Werken (1823) S. XII.

*4) Die Wiener Pergamenthandschrift. Vollständige Abschrift von Schottky ist in der Breslauer Bibliothek. Derselbe hat dabei zum Theil

*5) die Handschrift des Herrn von Käsar zu Wien verglichen.

*6) Eine Papierhandschrift in der Wiener Bibliothek.

*7) Die Fürstlich Dietrichsteinische Pergamenthandschrift ebendaselbst; nur der zweite Band, mit 85 Gemälden. Beschreibung und Stellen in Büschings wöchentl. Nachr. Bd. II (1816), S. 197 bis 201. Büschings eigenhändige Abschrift hat die Berliner Bibliothek.

*8) Eine kürzlich erworbene Pergamenthandschrift, in der Berliner Bibliothek.

*9) Eine Papierhandschrift, welche ich derselben Bibliothek unlängst überlassen habe.

*10) Die unvollständige Pergamenthandschrift in Hannover.

11) Die Regensburger Pergamentblätter, die Docen bekannt gemacht, hat Ried der Müncher Bibliothek überlassen.

12) Das Müncher Pergamentbruchstück, in Docens Misc. II (1807), 116.

13) Einen Pergamentbogen des 14ten Jahrhunderts (zu München?) hat Docen beschrieben und stellenweise mitgetheilt in Büschings wöchentl. Nachr. II, 142—44.

*14) Ein ähnliches Pergamentblatt hat Herr von Meusebach in Berlin.

*15) Ein um die Hälfte verkürzter Auszug, Papierhandschrift vom Jahre 1433, zu Dresden. Eine Adelungische Abschrift davon ist in der Berliner Bibliothek.

Püterich von Reicherzhausen um 1562 kannte vom Titurel, „dem Haupt aller Deutschen Bücher", dreißig Handschriften, von welchen ihm zwar keine recht war.

Von den hier mit einem Sterne bezeichneten Handschriften folgt nun nähere Kunde, zunächst von der ältesten und besten, das ist

1) Die Wiener Handschrift.

Sie ist fest und schön geschrieben und scheint wenigstens aus dem Anfange des 14ten Jahrhunderts. Auf einem besonderen Blatte ist von gleichzeitiger Hand die Sangweise beigefügt, im Notensystem von fünf Linien. Die Worte dazwischen gehören offenbar zu der Klage der Sigune über den geliebten Tschonatulander auf der Linde, wo sein Leichnam vom Laube geschirmt liegt, sie selbst aber auf dem

dürren Aste klagt, wie die Turteltaube. Dieses schöne lyrische Stück eignete sich auch vorzüglich zum Gesange, der bei dem ganzen Gedicht von 6277 Strophen schwerlich anwendbar war. Die zu den Noten gesetzte Strophe habe ich im Gedichte selber noch nicht wiedergefunden. Die Schreibweise, in Verbindung mit den Noten, drückt deutlich die Dreitheiligkeit der Strophe und die Geltung der Worte im Verse und Gesange aus:

> Jamer ist mir entsprungen. ach mer lait ist veste.
> O we clag hat betwūgen. mein sendez hercz ouf dirre
> linden este.
> Hoher mvt trost vreude mus sich decken.
> svftzen travren wainen. wil ich han vm disen werden
> recken.

Der Anfang lautet:

1. AN anegeng vnd an letze bistu got ewic lebende
   Din kraft an vnder setze himel vnd erde halt enpor
   vf swebende
   Din ie, din immer, ist gar vngepfehtet
   sam wirt din hohe nimm^s breite, lenge tiefe, din ge-
   trehtet.

2. Swie doch gedanke gahent snel vor allen dingen
   Di nimmer dar genahent daz si dinen gewalt mv̊gen
   erswingen.
   Noch din herschaft also vber groze
   ein keiser aller kv̊nige bistu got herre vnd nieman
   din genoze.

3. Ze prisen vn̄d zv rvmen ist immer din getichte
   Sit daz dv reine blv̊men himel vnd erde kvndest wol
   von nichte
   Den himel mit der engel schar geheret
   di erden mit gezierden do vō din lop in himel wart
   gemeret.

4. Der berg, vnd tal vnd steine holtz, wazzer vnd al ertriebe
   Zermv̊l vnd macht daz cleine dem daz in der svnnen
   vert geliche
   Ob man daz alls zv recht erzelen kv̊nde

noch manger tvſent mile ist von der gotes hôh vnz an
ſin abgründe.

5. Wa möcht ſin kraft geherret iendert gewaltes erwinden
Sin gewalt an breit ſich verret ie lenger ie witer al
vmb an endes vinden
Als er an anegeng was got ie lebnde
er ist wirt vnd rihſent imm^s ewiclich an ende leben
gebnde.

Die auf Eſchenbach und ſeinen Nachdichter bezüglichen Stellen habe ich in der Darſtellung von Eſchenbachs Leben und Werken (zu der Minneſingerſammlung) meiſt aus dieſer Handſchrift, mit Lesarten der Käſarſchen, meiner und der Heidelberger Papierhandſchrift und des alten Drucks, beigebracht. Die dort (S. 196) angedeutete Lesart der kaiſerlichen Handſchrift Str. 244 iſt:

tut hin ver Aventivr ſolche mære
niht Wolfram ich wolt(e) daz mā die vrowen da mit
verbære.

Ich hebe noch einige merkwürdige Stellen aus:
Gedichte vom Trojaniſchen Krieg:

933. Iz wart nie me geſaget vnd geſungen
waz zehen iar vor Troy(e) was tegelich, daz was gar
bi den jungen.

Von einem Feſte heißt es:

1145. Div hoh gezit was riche an fvrſtenlicher krefte
Man vant da tegeliche buhvrt tanz man pflac da rit-
terſchefte
Nach wirde groz man lie da niht gebreſten
ſwes man nach eren gerte des gap man vil den kvn-
den vñ den geſten.

Streitroß:

1258. Von Spangen ein ors in ſtriten verhalden wol vnd dræte.
Gerecht zv beden ſiten dar vf ein dach von iſer vil
ſtæte
Swa man hvrten ſolt in hertem drange
an ſnelheit vñ an kreſten gelicht iz ſich dem ſtarken
varprahange.

Die Käsarsche Handschrift liest decke von isen vest und stæte, und von pahäge. Ist Anspielung auf Wilhelms Roß Prahange in Eschenbachs Gedicht.

Kampfpreis:

1447. Derz beste tvt d^s hat von ahzie meiden
iglicher svnder kvssen vñ vf ir knie mit einem schapel
kleiden.

Kampfspiel:

2003. Tioste vngezalde horte man da krachen
Alsam der vimbest walde vber al da zeinem swer
kvnde machen.
Iz waren krönlin niht glevin gespitzet
der schimpf wart dennoch herte ff.

Vimbest walde, wofür der alte Druck Swarzwalde setzt, erklärt sich wohl durch Imst im Ober-Innthale; Lat. Humiste oppidum schon im Jahre 764. Hormayr Werke I, 286. 290.

Bezug auf Gedenkbücher, Landesgeschichten ff.:

2729. Di holien niht beliben dvrch sagebære wunder
Si liezen alle schriben den strit iclicher in sin lant be-
svnder
An sin gehvgde bvch wan si des iahen
dazs vngelovplich wære von allen di iz horten oder
sahen.

2730. Wie daz swert Hernande wart dem ellensrichen
Wie der von Fridebrande darvmb verlos den lip vil
menlichen
Noch me dann dvrch sin wip Herlinde die werden
daz wer ein langez mær(e) man half dem Grahardois
zv der erden. —

5277. Giuoveren niht betragete do si des mvze gewunnen
Ekuba si vragete diu sagt ir sus do hiez diu wol ver-
sunnen
Die rede von ir munde schriben alle
wer durch Secundillen pris gewan vñ ouch verlos mit
valle.

5826. Ob ir des niht gelòvbet so vragt in Salvaterre
D^{s} schrift vil vnberovbet sint der lande kronik nah
vñ verre
Frankrich Anschowe uñ in Katelangen
dar zu in Graswaldane in Britania man vindetz ovh
in Spangen.

Die in Eschenbachs Leben (S. 210) über seinen Wilhelm angezogenen Stellen sind:

2885. Des (Kanabeus) svn do sit niht seine vf Allitschantz vil
w^{s}der Kristen vander
Terramer si sint noch vngeborne
[sint] bi disen mæren do von so ist dis rede gar v^{s}lorne.

2887. — di lant man sit bi Terramer bekande.

2890. Wie Terramer mit strite gewarp vñ al di sine
Daz geschach nach dirre zite wol dritthalp hvndert
iar nach Akerine
Bi disen striten was Art9 der lebnde
do was daz Terramers her nach Karels ziten iam^{s}
gebnde.

3617. Constantinus kronebære
Was ze Rome vñ ander keiser riche
ein Heinrich vñ ein Karle ir noch me die lebten hi-
licliche.

3618. Vnd ovch in Engellande Oswalt ein kvnic milte
In Vngern man erkande Stephan d^{s} da kron (e) trvc
mit schilte
Mavricivs ein fvrste wol bechennet
Wenzeslaw vñ Wilhalm ze Provenz in Beheim w^{s}dent
die benennet.

Der heilige Oswald ist nun auch durch das merkwürdige Altdeutsche Gedicht von seinem Leben (oben S. 77) bekannt.

Die zu Eschenbachs Leben (S. 213) gedachten Anspielungen auf die Deutsche Heldensage lauten hier:

3361. So singent vns die blinden daz Sifrit hv̊rnin w^{s}e.
Dvrch daz er vber winden kvnd ovch einē tracken
vreisebære

Von des blůte wůrd sin vel vᵉwandelt.
in horn stark dᵉ wapen di habent sich dᵉ warheit missehandelt.

3405. — daz Demetrius noch lac gevangen
der gen scharfen nōten noch strenger was danne Witige mit dem slangen

Held Witig, des Schmids Wieland Sohn, führte eine Schlange oder Drachen auf dem Helm (Wilkina-Saga Kap. 33. 156); das ist das Zeichen, welches er vor Dietrich fliehend, um nicht erkannt zu werden, von seinem Helm Limme (limmen flammen; daher glimmen) brach, im Alphartsliede Str. 432.

Die Anspielung auf Elbegast und Ageß knüpft sich an die Erzählung, daß Sigune sich von Tschonatulander bis zum Gürtel nackt schauen ließ:

4149. Daz ander was verhvllet mit der fæle
von Teserat der siden daz sich da nimt mit namen gerne hæle.

4150. Ob (s)ich daz vor gedanken ist mannes herzen helnde
So mvͤz iz kvͤnnen wanken noch baz dann Elbegast ob er so stelnde
Was dem vogel eier vz der brvͤte
die so niht tragen hvte den gib ich von den wᵉken pris gemvͤte.

4151. Wie vrowen tragen hvͤte daz wirt hie nicht gelenget ff.
(sie sollen sie überall öffentlich tragen).

4152. Ob ir den hvt wil zvcken Agez ein meister diebe
Oder liht en twerhes rvcken daz vber sehe si dvrch hazzen noch dvrch liebe
Agez dᵉ sol in mantel niht vᵉtriben
dᵉ man si aller wirde mantel hvt sint eren cleit den wiben.

Erinnert an Walthers Verwünschung der großen Hüte in Oesterreich, daß die Donau sie hinweg führe.

Bald darauf folgt Feldgeschrei und Getümmel:

4161. Gev gev scal ir kriē von schrabas pilwihten (S. 64)
Fvmf tvsent imbe der pien so vil der rvch in walde niht enpflihten

Moht in Aberillen ir gedoze
ir krie ir pagen ir ſnvrren was vil vngelich in an d^e
groze.

4162. Die rvchen vñ elbiez riſen gelich da zv den ſtorchen
Der ſchoz die kvnden ſliefen noch dvͤrkel baz dann
ameiz dvrch die morchen
Nie gansar wart noch valken vluk ſo dræte
ſwenn grenke vō hohe alſam die diet dvrch daz ge-
drenge wæte.

Des Dichters Verhältniſſe, beſonders zu ſeinem Werke und zu ſeiner Kunſt, betreffen noch folgende Stellen:

2410. Ob ich di all benande ſo ſvͤng ich meiſteil ſwere bi
der wiſe

Die Kâſarſche Handſchrift ließ: ſinge ich meiſter ſwere.

2522. Ob mich got bi libe let vñ ovch bi krefte
So daz man fvͤrbaz ſchribe die aventivr mit ſolcher
meiſterſchefte
Der mich ſin mit kvͤnſte kan bewiſen
ich ahte niht d^s wvͤltzen ob iz di hoch gemvten wel-
len priſen.

2579. Ob daz icht lange werte die vrevd vñ di gavdine
Vz ir vrevden ſwerte ein lvcke b^{s}ch ſo daz ſi groze
pine
Erkunneten anders git vns niht zv lone
di w^{s}lt wan hvͤte ſvͤze vnd morgen gar in einem ſvrem
done.

2944. Mich hat der ſelben wiſe vil betraget
ſwer di aventivr(e) e ſi daz mere bringet vil gevraget.

2945. Ich han da mit wol kvnde daz in d^s mær v^{s}drieze
Als man des enpfvnde ſo wær min wille daz mans in
erlieze
Daz man im ſvnder ſagte ienz vñ ditze
ſwen gvter mer v^{s}drivzet ich wen ovch den v^{s}drieze
gvter witze.

2948. So ſprichet meiſter Være vñ meiſt^s Widerſtrite
Ditz ſi ein lvgemære vñ tribe(n) niht wan toren zaller zite

Iz mache herzen irre vn̄ ovch vnstæte
si sint di selbe liegent vn̄ wv̊rgen mit valsche sam die
græte.

2955. Ein Ritter soll gern von Ritterschaft hören lesen sagen singen
daz git im kvnst vn̄ ellen noch mere dan̄ mit toren
gampel ringen.

2956. Erdaht dvrch tvgende hvlde wart Divtscher bvch mit
triwen vnv^s^houwen.

(Käsar. Hds. an tugenden).

Die Deutung der bald darauf folgenden Stelle:

2994. Div herpfe heizet swalwe div ist der kram entrunnen ff.
auf K. Richard von Cornwall (Eschenbachs Leben S. 215) wird dadurch bestätigt, daß die Harfe (golden in rothem Felde) das Irländische Wappen ist, welches durch die Eroberung Irlands 1172 mit dem Englischen vereint wurde.

3202. — man solt ovch mir wol vnder wilen lihen
Den stab d^s^ aventivre wenne si gespringen
w^s^ solt ovch zallen ziten fv̊r sich dar in eine done singen.

3303. Der Zweifelnde sol von einem tv̊rsen hören spel - d^s^ mac
mit zit v^s^triben.

3523. da was der ritter menige d^s^ möht daz lovp in Spehts-
hart gezellen.

3561. Wer mit kvnst vf herpfen wan eine(n) seiten klenget
Da fv̊r ich Tyzer kærpfen ezzen wolt ob er daz spil
icht lenget.
Swer der aventivr herren aleine
prifet vn̄ anders niemen daz machet nicht der eren
ving^s^ zeigen.

3562. Hærpfen clanges döne die sol man also sv̊zen
Vil edel stimme schöne git si dem d^s^ wol die seiten
grv̊zen
Kan di kleinen, groz, die mitter mæzen
so mac er vrevde machen im selben wol vn̄ siner
vmbesæzen.

Im Gespräch mit Frau Abenteure (Eschenbachs Leben S. 196, sagt diese zu ihm:

3593. Min frv̊nt ein ram der wolfe ir fv̊lt (min) fo nicht
ramen
Kert iz (gen) Eglolfe vn̄ andern die vil baz dann ich
verkramen
Kvnnen mit vnfv̊ge ir kvrtoife
ir (ieht) ich hab vergezzen der hohen wert ich zelt
fi ie gen prife.

3594. Daz wil ich noch erzivgen mit rede valtic hvndert
Ein ritter fol nicht livgen nv waren fi vf Florifchanz
gefvndert ff.

Bei der schon berührten Erzählung, wie Sigune sich von Tschonatulander bis zum Gürtel schauen läßt, und ihn dadurch reizt, sie ritterlich ganz zu erwerben,

3819. Sigune — begvnd enkleiden
ir gedreten brv̊ftel niht die brvnen fin hertze vreuden
tal do het befezzen

scheint Freudenthal Anspielung auf Reuenthal des dem Dichter wohlbekannten Nithart. Vgl. Leben der Minnesinger S. 437.

Abermals Gespräch mit Frau Abenteure in Eschenbachs Namen:

4005. Ez dvnkt mich wvnderbære daz mine vnminne minet
Vn̄ bin der felben mære an lere der Aventivr vnverfinnet
Wer die minne befinnet als fi heizet
fi neme nicht alle riche daz vnminne wůrd von ir
gereizet.

4006. Daz mich div Aventivr(e) ze reht da zv befchiede
Ich geb ir eren ftivre daz ich di minne von gold in
mangem liede
Beide wolde fchriben vn̄ malen
vil minniclich ir bilde vn̄ gar gefvndert von ir fchar-
fen ftralen.

4007. Ich bin hie vber fehnde gen dir gar die fmehe
Di wile ich bin fo fpehende min hvs in dinem herzen
folcher nehe
Anders kvnd iz mich vil gar betragen
daz dv frevnt von Efchenbach gen mir din fpotten
haft dvrch folchez vragen.

4008. Waz wiltv dirre svnde du bist doch min geleite,
Vn̄ hast d[s] minne kvnde beide ir svz vn̄ ovch ir arbeite.

4139. Häute vor Dürre sich rimpfen als ein Ungerisch zager wæhe.

4142. Weder Tatrer noch die Valwen.

4192. im was erklvngen der wirde don an siner wünschel rvte.
d. h er hatte alle Genüge.

4266. sich erwigete (reimt auf gesigete) sin kraft so daz im wünschel samen des varmen (reimt auf armen) het ze gvtem wirte wol gewiset.

Wie der Titurelbichter sich auch durch kühnen bildlichen Ausdruck als Wolfram bewähren will, zeigt besonders eine Kampfschilderung:

4529. — der (deren) orse niht div krumme (reimt auf flamme)
Het die bvge noch div lit bekrenket
div tioste wart gemezzen so daz dem lvft mit drvntzen wart geschenket.

Minder auffallend ist:

5069. — diu sper sich spielten
so daz die lufte kleine d[s] sprizen oben in der hohe wielten.

Die zerstoßenen Speere:

5070. — beliben bi ein ander geschivert vn̄ gezerret
Sam donres blicke glander sich zv tal in einen bovm verwerret
un̄ also stet zerizzen vn̄ zespalten.

Sigune überlebt das tödtliche Leid um den für sie gestorbenen Geliebten:

5114. Ir kraft si des (Sterbens) enthebete daz ir edel magtvm vnverdorben
Was wan der ist also krefte riche
tvsent wip vor leide stvrben e dann ein maget sicherliche.

Bei ihrer Klage wiederum Gespräch mit der Abenteure:

5128. Der manne halp die wip sint wazzers riche
di niend[s] iamer twinget di stellen doch die ovgen dem geliche.

5129. Nein vil edel ritter von Eschenbach gewære
iwer zunge duhte bitter gen wiben swa man hort alsölche mære
Vn̄ si gebn mir vil liht die schulde
frov Aventivr erst lange tot d^{s} iz do sprach d^{s} aht nv niht ir hulde.

5130. Ovidius der wise der sprach also von wiben ff.

Die Sangeskunst kann Fürstenlehn erwerben (wie bekanntlich Walther eins vom Kaiser erhielt):

5262. Ez wirt ovh wird erworben mit künste meisterschefte
Kan einer singens worben des sun an wirde werden mac der krefte
Daz er fursten lehens ist der wernde
sw^{s} wirde welle erwerben d^{s} si an kunste meisterschaft begernde.

Aus Grafen werden oft Könige:

5310. uzer graven kunne werden dicke kunige die vil fruten.

So der Landgraf von Thüringen, Graf Wilhelm von Holland und Richard von Cornwall. Aber

5935. Swaz grozer wirde hat ein anegenge
nimt iz ein swachez ende sin eren don der klinget niht die lenge

scheint zugleich Anspielung auf Reinmars von Zweter (Zwetl) eigenthümliche, sonettartige Strophenform, genannt Frau Ehren Ton.

5943. Vnd alle die mich stivren mit worten vn̄ mit gebene
An disen aventivren die gern hoch an werdicheit ze webene
Der adelar alle vogel vber vlucket
sam wirt div aventivr(e) vb^{s} die andern hohe wert gezvcket.

5944. Sit alle dinc bekrönet sint mit gvtem ende
Mit werdicheit bedönet wirt ditz bvch ze letst sund^{s} wende
Wil iz got nach kristenlichen eren
vn̄ daz bi himel trone kan tægelich daz hofgesinde meren.

5945—47. Ez iehent die merke richen ff. stehen in Eschenbachs Leben S. 213.

5948. Vnd wie div kniginne Kvndwiramvrs was lebende
Mit wipplichem sinne wart si dem gral sin ordenvng wol gebende
Daz er sich nieman lie so gerne schowen
die reinikeit ir herze bekander gar an triwen vnverhowen.

5949. Vnd waz der grale wære des het vor nieman hvgede
Sagt ich nv niht die mære so hete man den gral fvr ein getrvgende
Des wolt ich dvrch die werden vns bewisen
nv machent (k)arge herren daz mir kvnst div edel mvz entrisen.

5950. Wer was den gral nv tragende fvr Repans de Tscboie
Daz bin ich hie nv sagende ff.

6031. Sit du (Gott) bist gabe riche so gib mir armen stivre.
Daz ich dir lobeliche vol enden mvz die werden aventivre
Daz iz in herze tvgende bringe
diez lesen oder hören der iz sag oder in dem done singe.

6067. Daz mer hat manger wunder dann in Swarze walt der bovme stellen.

6235. Gen Rom gen Ache den verten
wart nie dem geliche sam si die straze perten

nämlich zu der nach Indien versetzten Graleskirche. Auffallend wird eine Beziehung unkenntlich gemacht, die im alten Drucke anfangs Kap. XII Tschonatulanders Festkleidung vergleicht:

So daz sy Römisch keiser wol gemesse
Weñ er auf dem Guntzele Im brautstůl zů d[s] höchsten wirde sesse.

König Philipps Ritterschlag und Hochzeit mit der Griechischen Irene wurde 1196—97 mit großer Pracht auf dem Günzenleeh gefeiert, der ein Theil des Lechfeldes ist, welches Eschenbach in Parcival nennt. Die Wiener Handschrift hat hier misverständlich (Str. 1539) den Gunzenlê in concilio verwandelt, wozu doch der brvtel stul nicht stimmt.

Str. 2695 ist auch Gebrauch der Magnetnadel zur Schifffahrt: Ez gienge in an die neige si waren vrevden ane
Ir meisterliche zeige mit der nadel gen dem tremontane.
Der Tramontan ist der Polarstern.

Der Schluß lautet:

6275. Sun der Feirefisen vn̄ Repans de Tschoien
Der beiagte do den prisen so daz in meit vnwirde mit ir poien
Nach im nv Gamvretes vrvht di hosten
vb^s al den hof do waren vn̄ darzv der manheit wol die grosten.

6276. Dvrch hilicheit des grales wuchs doch immer mere
Div wirde Parcifales vil baz dan̄ aller kvnige wird vn̄ ere
Wan si do iahen w^en si sin enpernde
so wer daz kvnicriche an aller hohē w^sdicheit niht w^snde.

AMEN.

Nv prvfet alle werden die wirde dises bvches
Von Dvtscher zvng vf erden nie getichte wart so werdes rvches
Daz lib vn̄ sele so hoch gen wirde wiset
alle di iz horen lesen oder schriben d^s sele mvze w^sden geparadiset.

Vergl. über diese Schlußstanze Eschenbachs Leben S. 216. Die Heimat des Titureldichters bezeichnet deutlich das Wort krêne (im Reim auf zwêne, Str. 4240): welches Slavische Wort für Meerrettig noch in Oesterreich und Bayern gewöhnlich ist.

---

2) Die Hannöversche Handschrift.

Anfang und Ende derselben finde ich schon in Feders Mittheilung. Ihrer gedenkt auch W. von Schlegel in den Heidelb. Jahrb. 1810, V, 3. Eine nähere Anzeige, nebst Schriftprobe, welche das 14te Jahrhundert zeigt, habe ich von Maßmann. Der Titurel steht hinter Ulrichs von dem Türlin Ergänzung von Eschenbachs Wilhelm, auf Pergament in Folio in 2 Spalten, die Strophen mit gemalten Anfangsbuchstaben

abgesetzt, übrigens fortlaufend geschrieben, mit Punkten und großen Buchstaben der einzelnen Reimzeilen, doch nicht im Einschnitt der letzten Langzeile. Schreibweise und Mundart schwanken stark ins Niederdeutsche. Es fehlt etwa die Hälfte, die 24 ersten Kapitel des alten Druckes, und beginnt mit Str. 3595 desselben, mitten im 25sten Kapitel:

Ir sit och wol d^s sparende Mit rechte ze gäzer note
Der truwe mit eren uarēde Gar uri vor aller schemeliken rote
Starc orlighe vn̄ heln dey hogen mīnne
Mit tage nei beluchtet worden tue dinc diu bat bedorsten sinne.

Ob ir nu uarende weret Als ir do sit begerende
Uver leben wurde erueret Hondert risen kraft wer och nicht wern̄de
Geyn dirre grozen flute vbermaze
Dorch riten mochte si nieman in taghē drin der of Trakone [1]) sazze.

Dat selbe er he bedachte Ob ich nu desen selvge
Der uns die scadē brachte Das duchte uber al eyn dīc also ūgheuoge
Des mir der konīc Ypomidon en[gi]gienge
Noch sanfter wolt ich sterben danne min lange reyse nicht uoruienge.

Vnde lit mir doch uil naben Ob er nu des genotzen
Von mir nicht rache entphaen Sol owe dat du nicht bist u^s sclotzen
Noch mit dem phelle er meint dē anker tiure
Der an dem seilte enblotzet wart daz klagete uil der suzze und der ghehiure.

Und bin ich der u^s zagende Mit desen fur ghedankē
Nein ich tvnz beiagehde Gein prise uil durch daz sol mir hie chranchen
Al solher mut durch w^s der wibe hulde

---

[1]) So heißt das Streitroß Tschonatulanders.

Vergetze ich aller sippe so rechte ich [ge] Gamuretē durch die
sculde.

Vnde desen kunīc werdē Den edelen Hardiezzen
In mitten gein der erden In unt sine ghesellen nicht erdrizē
Gheuelles kūde manich degē uierde
Dey wol[de] ɪ stride mochtē dvr wip dat prufte ir edel rich
zimirde.

Dat wart dē Marrocheisen Van desen ziuein vergolten
Mit dotliken vreisen Vn̄ van den die in da helphen solten
Gloramatis ich wen da wen ich fliesse
Allexander vnd Erbessulet dei slugen wit durch helme wnden deyse.

Suer mit cunst vs harphen Wan einen seiden clencget
Da uor ich drizzic karpfen Ezzen wolde ob er da spil iht lenget
Suer der auentur h^sren alleyne (Vgl. oben S. 276)
Prisz unt ander niemen daz kan ie doch erwerben weder
(l. wirde) cleyne.

Der wirde hat [er] erworben Mit ritt^sliken erē
Sine tage uil u^sdorben An dem so mach eyn ritter pris gemeren
Ob er den an stride mach geneyghen
Suer den swachen vellet dat machet nicht der eren uing^s zeigen.

Harphen clancges done Dey sal mē also svzzen
Uil edele stimme scone Bit (l. Git) se dem d^s wol dey seyten gruzzē
Kan dei kleynē grot dey mider mazzen
So mak er vrovde machē im selbē wol vn̄ sinen v̄besazen.

Weiterhin:

Nimet si der tot dem libe Ich wen dan noch div sele
Der klage icht vri belibe Si trage al sam der lip die selben quele
Got h^sre hab ich mich albie versprochen
Du sihest ɪ minen h^szen so vil d^s not dv last ez vngerochen.

Owe vrvht d^s werde Wie mich gedanke vahent.
Zweschen himel vn̄ erde Mines h^szen ovgen dicke gahent
Durch den himel sich man hertze nach wane ff.

Die folgende Str. macht eigentlich auch den Beschluß, wie in der Wiener, Heidelberger und Berliner (früher mir gehörigen) Handschrift, wie das Amen und die rothe Unterschrift besagen; dann folgen aber noch 18 Str., wie im alten Drucke; von welchen die Dietrichsteinische Handschrift nur die sechs ersten hat, bis zu dem dort auch im alten Druck stehenden Amen.

Nv prvfet alle werden Die wirde dises bůches
Von Dutscher tungen vf erden Nie getichtet wart so werdes růches
Daz lieb vñ seile so hoch gein (wirde) wiset
Alle die ez scriben vñ horen lesen die werden ewiclich geparedifet. Amen.

Dit bůc hir vte si. vã Tyturel des wene wi.

1. Hir mit was vngeswachet Frvcht div Ferasisen
Ier paider wer betachet Schvf vber al de iungẽ vñ die grisen
Der alde konig prister Johan werde
Was noch paz gerichet dan andˢ kvnig vf al der erde.

2. Swaz si dˢ kinde brachten Vñ di si nach gebunnen
Ich mein dˢ wir gedachten Hir vor daz si gelichten wol dˢ sunnen
Kvnig wieramos (l. Kundwiramurs) vñ Vrrapans de Tschoye..
Der paidˢ frucht an eren wůhs sam lilien vber ofter gloyen.

3. Iemier me zů nemende Bischof patriarche
Dem crone wol gezemende Begunde ir aller wierde fur sich starche
Swer do prister Johan wesen solde
Daz vindet men noch hvte an dem grale geschriben da mit golde.

4. Svs lebeden si mit eren In priester Johans lande
Ier selde kan sich meren Sicher aller sunde vñ aller schande
Swer aber sich ı hovet fvnden ervellet
Der mvez den vz gesetzten vntz er sev gepvezet sin gesellet.

5. Idoch si muczen sterben Swie sie der brvnne iũget
Wand daz sie nicht verderben Mvgen an dˢ seile gar vngestunget
Belibent sie dar vor dˢ helle quale

In dem fegefvr(e) da lvtert fich ier clage ner (l. clayner
 = kleiner) fvnden male.

6. Ez ift vor aller male Ein mal daz vbel heizet
Swer fich d^{s} fvndē ftrale Vorfniden lat daz er ze helle er-
 beizzet
Daz ift ein mal daz ewiclichen brennet
Vat^{s} fun heiliger geift mache vns vor difem male vrie
 bekennet. AMEN.

7. Do got mit watzer vnden Liez al die werlt v^{s}derben
Daz wart verdeinet mit fvnden Den menfchen ethv wolden
 da nicht werben
Fvrbaz ze bowen in gehitze got die ftete
Daz er den zoren icht mer(e) fo gar vber al div werlt mit
 waczer hete.

8. Des gap er in hantvefte Durch fine milden gute
An zahen (l. ein zeichen) wol daz pefte Daz niemer gar
 div werlt van waczer flvete
Verderben fol den regenbogen er vmbe
Kert als ob ein fchvze mir but die fenewe vñ gaf ein
 (l. im) felbe daz krumbe.

9. Der boge was zornichliche Dar gein der erde bogēde
Gotes erwermde riche Wart in do dvrich gvte wid^{s} zogende
Daz er den fchvz[en] ze berge hat gerichtet
So daz er niemir mere mit waczer al die werlt gar ver-
 nichtet. amen.

10. Biz daz van menfchen cvnne Ervollet fint die kore
Zer ewiclichen wunne So geit mit zorne got ein ander ftore
D^{s} werld da mit fo mvz fi haben ende
O wol den felden reichen die den geftant bei gotes zefem
 hende.

11. Die felben ift er ladende Mit fegen felden rich(e)
Mit flvchte den a(n)dern fchadende Daz er wil vergetzen
 ewiclich(e)
Noch nimmer me noch chain fein frev(n)t gedenchen
Swer guten fin erkennet den fal dei forge wol an frevden
 chrenchen. amen.

12. En sal div svnde erschreken So daz im drabe ergusce (l. ergruset)
So hat er mvet den quaken Swenne er gedenchet wie iemerleich behavset
Wer (dent die) der got also vergiffet
Also daz du erbermde sine kain ier schaden nimmer me gemizzet.

13. Do van si die verlorne Da haizze(n)t gar v^s^flvchet
Seint si van gotes zorne Wañ sein genade nimmer me besvchet
Wan in ier marter nimmer me erbarmet
Er ist reich ob allen kvnigen swer nicht I solher aremvt erarmet. amen.

14. Noch sein wier wol die welnde Ez leit vn̄z fuer getalet
Dey svnde van in' schelnde Sin die werdent nīmer sus vermalet
Vñ werden die da got mit segen reichet
Leachter den dev suñe mit claiden got im selbe sie geleichet.

15. Inner snelhait gebende Ist er zv d^s^ clare
Biz ein avgenblic alswebende Sint si tusent mile fuer ware
Vñ ob daz allez eyn berch van stale were
Ir snelheit er nicht irret si varent al durch vnirrebere.

16. Daz habent dev vnfrveten Vil leicht ze wund^s^ wilde
Dey waren wunschelruten Got selbe geit wer hat daz vuer vnbilde
Der wil got an selner (l. seiner) gotheit krenken
Wan er hat me ze gebene dan aller menschen kvnne mvge erdenken. amen.

Zwischenraum von zwei Zeilen, vermuthlich zu einer rothen Unterschrift.

17. Hyothe Flegeton(i)se Dem was her Wolfram gebende
Dise werden aventivre ze preise Di bin ich Albrecht hir nach in (l. im) vf hebende
Dar vmme daz drier dinge minner were
D^s^ sunden vñ d^s^ schanden daz dritte mich drucket armôt dey swere.

18. Swer disev drev verswaehet Mit tugent leben ze meren
Vnd ier nv miner machet Dem mvtze got d^s selden rad so keren
Daz er darauf beleibe stete vn̄ lange
Ich main ze ba(i)den seiten hie vn̄ dort ze engelschem sange. amen.

Sigune vn Sigunatolander
dis boch ist verendet.

Diese Unterschrift und die letzten 5 amen sind von andrer Hand.

---

3) Wiener Handschrift des Titurel

Nr. 14, F. I, Hist. gr. fol., auf Papier in Spalten, 199 Blätter; vom Jahre 1441. Die Strophen sind ohne Absatz fortgeschrieben, und nur durch einen großen, roth eingefaßten Buchstaben bemerkbar.

Vor dem Anfangsblatte findet sich ein Gemälde, das ganze Folioblatt füllend, in 2 Abtheilungen. Die obere zeigt uns Gott in blauem Gewande, auf niedrigem Stuhle sitzend, mit Zepter, Kaiserkrone, langem Bart und blauem Nimbus. Vor ihm kniet Maria, in betender Stellung, gekrönt, in blaudamastenem Gewande, mit herabhangenden gelben Haaren. Oben im Hintergrunde stehen acht Engel, von denen die zwei mittleren brennende Kerzen, und drei zu beiden Seiten ein Spruchband tragen, auf dem die Worte stehen: Gloria in excelsis et in terra pax [1]). In der unteren Abtheilung kniet links ein Ritter, ihm gegenüber, wie es scheint, dessen Gemalin, beide große Rosenkränze in den gefalteten Händen tragend. Zwischen ihnen steht ein Wappen, mit zwei Pflugschaaren und gekröntem Helm, als dessen Zimier der Vordertheil eines Adlers bemerkbar ist. Der Hintergrund ist tapetenartig bemalt in beiden Abtheilungen. Die Schrift ist durchaus leserlich, aus der Mitte des XV. Jahrhunderts. Auch hat sich der Schreiber am Ende der Handschrift in diesen Worten genannt:

Explicit liber per me Johannem Werrich de Wynppina Anno Domini M^mo CCCC^mo XLI primo feria ante Penticoste.

Deo laus et gloria.

O Paciencia.

---

[1]) Eine ähnliche Vorstellung ist über der Thüre der alten Kirche zu Petersdorf unfern Wien in Stein gehauen.

Der Anfang lautet hier:

1. An anegenge vnd an lecz Piestu got ewig lebend,
Dein chrafft an vndersecz Hiemel vnd erd haltet enpor auff swebend,
Dein ie, dein numer ist gar vngephâchtet,
Sam wirt dein hôch nimer prait, leng, tieff dein getrachtet.
2. Wie doch gedanckch gahent Snell vor allen dingen
Die niemer dar genahent Daz sie deinen gewalt mugen erswingen
Noch dein herrschafft also uber grosz
Kaiser aller kunig pistu got herr, vnd niemant dein genosz.
3. Ze preisen vnd ze ruemen Ist immer dein getichte
Seit du so raine bluemen Hiemel vnd erd kundest gar von nichte
Den hiemel mit der engel schar geheret
Die erden mit geczierd Dauon dein lob in hiemeln wirt gemeret.
4. Der perg vnd tal vnd staine Holcz, wasser vnd alles erdreich
Mvele vnd machte chlaine Den daz in der sunnen vert geleich
Ob man daz alles zu recht erczelen chunde
Noch meniger tausent meil Ist von der gottes hôch an sein abgrunde.
5. Man mocht sein chraft geherret Halt iender gewaltes erwinden
Sein gewalt an prait sich verret Ie lenger ie weiter alumbe an endes vinden,
Als er ie an anegenge was got lebend
Er ist wirt vnd reichsent Immer ewickchleich an end leben gebend.

Die Handschrift hat mehrere Kapitel-Ueberschriften, als Bl. 3, S. b, Sp. 2:

Aventewre von Tyturels vordern.

Der von Prouenczale Vnd Flegetanis pa(r)lure,
Heidens von dem grale Vnd Franczoys tunt sie chunt vil auentewere.
Daz wil ich Tavtsch, gan es mir got, hie chunden,
Waz Parczival pirget, Daz wirt an liecht pracht an vackel czunden.

Bl. 8, S. a, Sp. 2: **Hie vert Tyturell von vater vnd von mutter in Salua terre.**

Anfang:

Hye so waz er varnde All nach der engel czaige
Da er den leib nicht sparnde Mit streit waz des wart vil mancher vaige
Von im geleit sam vor des tauffes zeiten
Dez selben engel phlagen Die valten manchen tot an allen seiten.

Bl. 13. a, Sp. 2. **Hie wirt Tyturell hawsfrawn nemende.**

Do er den tempel chlar So reiche het erpawen,
Da het der wird war Vil ritterleichen got vnd werden frawen
Vier hundert iar gedient vnder schilde
Vnd waz noch gestalt Sam er gen vierczig iarn iendert zielde.

Bl. 15. a, Sp. 1. **Tytureles lere gen seinen chinden.**

Do Titurel der starcke Sich mocht hie vor geruern
Aus vorchtleicher barcke Getorst er wol die seinen in stuérme fuern
Seint sprach er in alter ich lerne
Daz ich den schielt musz lassen Dez phlag ich etwenn schon vnd gerne.

Bl. 17. b, Sp. 1. **Hie wirt Frymutell gechronet.**

All seiner chlage der grossen Wil in nu got ergeczen ff.

Bl. 20. b, 1. **Hie vert Gahemet (*sic*) zu Baldach.**

Hye schied der eren reiche Gamuret von Belakane ff.

Bl. 24. a, 1. **Hie choment die chunig von Babilon Pompeyus vnd Ypomidon.**

Nv lassen wir die iungen Die suessen die chlarn ff.

Bl. 27. b, 1. **Hie wirt Gamuretes leben Der myñe an den re gegeben.**

Owe mich muet diu mere Daz yemer man erstierbet ff.

Bl. 33. a, 1. **Hie wirt Tschionachtulander Ritter vnd hundert ander.**

Herczlaude ist hin geschaiden Der phleg des hiemels frawe ff.

Bl. 34. b, 2. **Hie liest man daz prackensail Nach Talfseines vnhail.**

Nv prueffst wieldew mere Es cham von vnhailé ff.

Bl. 41. a, 2. Hie tiostirt Talfialt Vncz daz er vierczig ritter valt.

Ayn chunig der Brituneise Sprach ich solt in erchenen ff.

Bl. 45. b, 2. Dem Talfine sendet der Atmerat Von present reichen rat.

In freuden vnd in sorgen Der Talfin waz bestricket ff.

Bl. 52. b, 2. Hie verdint der Talfin Achczig mayd chuessz vnd chrenczlin.

Der suesse liecht gemal alda waz fuersten sunder ff.

Bl. 59. b, 1. Von dem tvrnnay.

Der turnney wart sich hebende Des morgens auff der plane ff.

Bl. 71. b, 1. Der von Maroch chompt vns hie Gutez reich vnd eren frey.

Der in Prytanie chrone Waz vor den fuersten tragende ff.

Bl. 78. b, 1. Hie chuembt freuden wieder treyb Vnd pitet den wirt vmb sein weipp.

Mich duncket an den meren Ez well sich aventewren ff.

(In diesem Abschnitte kömmt die Erzählung von dem Zauberer Klingsor vor. Er ist „Chling es ore“ geschrieben, und der Schreiber hat eine gewaltig große hinweisende Hand dazu gemalt).

Bl. 83. b, 1. Hie vért Talfein vber mer Den Zazamanc entphing er mit veintleichem here.

An der hab ze Marsilie Vand er manicher hande ff.

Bl. 87. b, 2. Hie gesigt sunder spotten Der Grahortzois an den galiotten.

Awe solt ich erwinden Vor diessen grossen sorgen ff.

Bl. 92. b, 1. Hie entphing der chaysér Akorin Den Talfein vnd all die sein.

Der poten ainer gachte der dem auz Kanfoleis ff.

Bl. 97. b, 1. Hie wirt ain vespery getan Von Secureiz dem werden man.

Dew mere habent ende Nu hort wie sie varnde sein ff.

Bl. 103. a, 1. Hie schart der Atmerat Sein her mit weisem rat.

Der Paroch sich movierte mit zehen rotten sunder ff.

Bl. 109. a, 1. Nu scharent die Babilon Pompeyus vnd Ypomidon.

Nv horent wie sich scharnde Sint die Babilone ff.

Bl. 115. a, 2. Der auz Persia hebt hie den streit Der fuer leben sterben geyt.

Nv cham Glaramatise Ain pot von dem vogte ff.

Bl. 119. a, 2. Hie wirt Rillicrat gevayget Sein leber wirt der sune gezayget.

Vyl hurtichleich gedrucket Von dreyn wart gen dreyen ff.

Bl. 123. a, 1. Hie wirt Daries der starche Gelegt in todes arche.

Vns ist hie vor hie peschayden Wie der streit nam ende ff.

Bl. 128. b, 2. Hie cherent selb zu velde Die Soldan mit todes gelde.

Hie wollent die Soldan czechen Daz sie Secureiz gerechen.

Es nahet nu den czeiten Der vrtaillischen stunde ff.

Bl. 134. a, 1. Hie choment die von Egipten An manheit die vnuerchripten.

Man sach den auz Egipten Mit achten seiner genossen ff.

Bl. 138. b, 1. Hie vallent die Babilon Pompeius vnd Ypomidon.

Dew schar Ypomidones Ir chrieges nicht enpernde ff.

Bl. 141. b, 2. Nach grossem syge grosses gut Geit der Paroch hoch gemut.

Ayn horn wart erchlenget Mit chraft auzz chuniges munde ff.

Bl. 145. b, 2. Daz ist der Christen wieder chunft Nach ern reicher signunfte.

Ir wieder chunft waz reiche Der wirde sam der eren ff.

Bl. 148. b, 1. Hie iagte der Talfine Orilus vnd Leheline.

Es leyt vor Kanfoleise Ain herr waz er nv sagende.

Bl. 152. a, 2. Hye gesigt der Prituneiz An Lucio dem kurtheiz.

Da Waleiz wart geravmet Von diesen hochen werden ff.

Bl. 154. b, 2. Hie gesigt Tschionachtulander An Philippen vnd Allexander.

Von Karidol er drabte Dez mutes vnverraynet ff.

Bl. 159. b, 2. Hie streit Tschionachtulander Mit Orilus von Lalander.

Dysew auentewer Wont nicht in ainer zungen ff.

Bl. 163. b, 1. Der aventewr wirte Alhie von tiost erschlagen wirte.

Vrlaubes sie da gerten Da hub sich iamer strenge ff.

Bl. 167. a, 1. Sigavn trew verdient hie wol Daz man all frawen loben sol.

Ir chlag wider hebende Der wart alhie pegvnnen ff.

Bl. 169. Wie Verafiz errunge Secundillen die iunge.

Sygavn die wil ze verre Sich aber in chlag vertieffen ff.

Bl. 173. a, 1. Talfeins freunt chlagent hie Da von Sygvn nicht ablie.

Der trewen vnd eren Waz nu nicht ain chlayne ff.

Bl. 175. b, 2. Zv Sigavn chlag Chumbt Parcifal ir mage.

In dirre chlage schware Da drabt her die lenge wilde ff.

Bl. 183. b, 2. Parcifal sait hie mare Ekunat wie Talfin tot ware.

Der eren vnd der wirde Waz da nicht enchlayne ff.

Bl. 186. a, 2. Hie chompt der mit dem pracken An den fuersten mit dem tracken.

Der nu der verte chunde Wil haben dez Waleisen ff.

Bl. 190. a, 2. Wie Loherangrin Verlosz daz leben sin.

Ez ziehent die merckreichen Daz mich an freuden pfendet ff.

Schlußstrophe Bl. 199. a, 2.

Wer noch die speise frone An lauter rew entphahet
Der wirt von gotes trone Geworffen vnd mit Judas gar verschwachet
Mit sollicher not die nyemant waiz zu sagene
In fraise ir marter quale Die sint zu der helle habent ewigchleich zu tragene.

Den gral ain schar aff erde Pey alten zeiten prachte,
Ain stain in edelm werde Dar auz man ainer schuesseln seint———
Deo gracias

Mit diesem Worte bricht der Schreiber, dem die Geduld ausgegangen zu sein scheint, plötzlich ab. Er hat durchaus sehr flüchtig geschrieben, wahrscheinlich nicht stäts ganz gewissenhaft und nach keiner der besten Handschriften.

Diese Handschrift befand sich einst in der Windhagischen Bibliothek, welche später der Kaiserlichen einverleibt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

XXII.

Einige Bemerkungen über den Unterricht in der deutschen Sprache auf Gymnasien.

(Vorgelesen in der deutschen Gesellschaft am 15. September 1836.)

Unsere Zeit thut sich nicht wenig darauf zu Gute, daß gegenwärtig in den Schulen dem Unterrichte in der Muttersprache eine bedeutend größere Aufmerksamkeit geschenkt wird als sonst; und mit Recht. Denn es heißt: „rede, und ich werde wissen, wer du bist.“ Die Früchte dieses Strebens sind auch nicht ausgeblieben: die Ohren der grammatisch Gebildeten werden jetzt nicht nur weniger durch ein unrichtiges mir oder mich verletzt, sondern es ist auch fast schon jeder Knabe und jedes Mädchen von 15 Jahren im Stande, Mitarbeiter oder Correspondent eines belletristischen Journals zu werden; Talente, die zu den Zeiten als noch Lessing, Klopstock, Gellert die Koryphäen der Deutschen Literatur waren, und Goethe, Schiller, Herder, Wieland unter ihren Zeitgenossen emporblühten, seltener ausgesät waren. Jenes ist nun freilich eine recht artige Eigenschaft unsrer Jugend, und wenn sie auch bei Vielen nur den Werth einer technischen Fertigkeit hat, so ist sie doch schon als solche gar nicht zu verachten, möchte sie auch häufig wohl nach Alexanders des Großen Vorgange, — der den berühmten Linsenschützen mit einem Beutel Linsen beehrte, — nur höchstens mit

einem Bunde Federposen zu belohnen sein. Mir scheint nemlich eine bloß rhetorische Fertigkeit ebenso wenig Werth zu haben, wie eine geschwätzige Zunge; wie aber Schwätzer überall das Wort zu erhaschen streben, und jede verständige Aeußerung Anderer zurückdrängen, so geht es auch mit den geschwätzigen Federn, aus denen oft mehr ihre ehemaligen als dermaligen Besitzer zu schnattern scheinen.

Die alten weisen Römer waren daher gar nicht so roh und unverständig, wie man sie deshalb verschrieen hat, da sie die aufkeimenden Rhetorenschulen ludos impudentiae nannten, und die Lateinischen Schulen der Art sogar zu schließen befahlen, weil die Jugend darin faul würde (ibi homines adulescentulos totos dies desidere). Ja Cicero erzählt, daß er, um nicht Anstoß bei den Verständigsten seiner Zeit zu geben, als Knabe nur die Griechischen Rhetoren habe besuchen dürfen, weil die klugen Leute damals meinten, daß man am Griechischen besser lernte; und er selbst übte sich bis zu seiner Prätur nur an Griechischen Deklamationen. Wer hat aber je in seiner Muttersprache besser gesprochen als Cicero? Wenn wir ebenso den Bildungsgang unserer größten Stilisten betrachten, und fragen, wie viel Deutschen Sprach-Unterricht haben Klopstock, Göthe, Schiller, die Schlegel genossen? — hat ihr Stil dadurch wesentlich gelitten, daß sie nichts von den Astwörtern des Director Harnisch, von dem realen, moralischen, logischen Faktitiv Beckers und von dergl. gewußt haben? — so müssen wir antworten gewiß nicht mehr als Ciceros Lateinischer Stil dadurch, daß er nichts vom Sanscrit verstanden, und auf Varros verschrieene Etymologien mehr als auf die unsers gelehrten Professor Bopp gegeben hat.

Ja wenn wir die Geschichte der Lateinischen Sprache verfolgen, so sehen wir mit der steigenden theoretischen Cultur der Sprache auch eine zunehmende Sprachverderbniß in der Ausübung. Das Lesen der älteren Sprachwerke, die künstliche Bereicherung der Sprache durch veraltete und neugebildete Wörter, die tyrannische Willkühr der Sprachgelehrten, vermehrte die schöne Römersprache der goldnen Zeit mit Schutt und Trümmern einer Seits und mit unnatürlichen Auswüchsen andrer Seits, und die Lateinischen Rhetorenschulen, deren einziges Streben kunstvolle Ausbildung der Darstellung war, wurden die eifrigsten Beförderer der herrschend werdenden Geschmacklosigkeit. Vergleichen wir damit die Erfahrungen unsrer Zeit, nicht nur die seichten Journalisten und das junge Deutschland, sondern auch die

einreißende geniale Nachlässigkeit bei unsren geachteteren Schriftstellern, so möchte es fast scheinen, als ständen wir auch schon im silbernen Zeitalter der Literatur und Sprache; und die nach allen Seiten sich ausdehnende Wissenschaftlichkeit, das ungeheuer wachsende Material der Wissenschaften dient nur dazu, die Form zu vernachlässigen und unterzuordnen. In der silbernen Zeit der Römischen Literatur schrieb keiner unter den uns erhaltenen Autoren schlechter als der Universal-gelehrte ältere Plinius; und überhaupt möchten wohl immer gerade die Männer von dem umfassendsten Wissen, wie Aristoteles und Hegel, nicht für Muster oder Beförderer eines schönen Stils gelten können. — Also lauter Mahnungen an die Schulen, durch den Unterricht dem Stil eine solche Basis zu geben, daß der fernere Ausbau desselben im späteren Leben, sich nicht in phantastische Schnörkel und Spitzen verliere.

Was thuen aber zu diesem Behufe unsre Schulen? Die Beantwortung hiervon möchte der Schreiber dieses freilich lieber von Anderen hören, als selber geben. Nicht nur, weil er selbst zufällig wenig Unterricht in der Deutschen Sprache auf Schulen ertheilt hat, sondern auch weil er ungeachtet seiner Stellung nur wenig gelegentlich und zufällig darüber hat erfahren können. Er kann daher auch hier nur ein Bild entwerfen, was nach einzelnen Andeutungen gezeichnet ist, aber wirklich an verschiedenen Orten gemachte Erfahrungen zum Grunde hat.

Wenn ich oben das Wort Schulen gebrauchte, so muß ich gleich bevorworten, daß ich nur von den sogenannten Gelehrtenschulen zu reden weiß, und hier reden will. Auf diesen nun werden in der Regel in den untersten Klassen orthographische, grammatische, syntaktische Uebungen, Satzbildung und Periodenbau, Deklamations- und Leseübungen, verbunden mit Wiedererzählung des Gelesenen, getrieben, und sogenannte deutsche Aufsätze gemacht. In den mittleren Klassen werden die Deklamationsübungen zu freien Vorträgen, es wird einiges aus der Literaturgeschichte und Anfangsgründe der Metrik gelehrt, und in den obern Klassen Lectüre und Erklärung deutscher Klassiker auch wohl Anleitung zu metrischen Arbeiten und etwas Rhetorik hinzugefügt. Dieses Resultat ergiebt sich wenigstens im Allgemeinen, wenn man die Angaben in den Preußischen Gymnasialprogrammen zusammenstellt.

Gegen diese Anordnung läßt sich im Ganzen wenig einwenden, nur möchte ich über das Wie dabei nicht mit Allen übereinstimmen.

Orthographische Uebungen sind offenbar der nothwendigste Anfang des Deutschen Unterrichts, um den Knaben erst zu entrohen (erudire wie der Lateiner sehr schön sagt), seine Wortformen erst zu putzen und zuzustutzen. In den grammatischen Uebungen aber wünschte ich, daß eine große Beschränkung statt fände. Von der Ansicht, glaube ich, ist man freilich jetzt so ziemlich überall zurückgekommen, die Deutsche Sprache, wie eine fremde lehren, und neben dem natürlichen und mächtigen Lehrmeister, den für sie das ganze Leben abgiebt, einen künstlichen schaffen zu wollen. Der Unterricht in der Deutschen Sprache kann daher nicht als ein Mittel sich geltend machen, den Stoff geordneter und leichter zu erfassen, sondern nur als ein solches, den aufgefaßten Stoff zu ordnen, um ihn zu seinem Endzweck, d. h. sich zu verständigen, gebrauchen zu können.

Auf Gymnasien ist das höchste Ziel des Unterrichts überhaupt, Ausbildung des jugendlichen Geistes bis zu dem Grade, daß der Schüler nicht nur im Stande ist, in seiner Muttersprache seine Gedanken angemessen auszudrücken, sondern auch, aus den am vollkommensten ausgebildeten fremden Sprachen die Gedanken der ausgezeichnetsten Autoren in der eigenen, und wiederum die seinigen in einer jener klassischen Sprachen, wenigstens auf eine grammatisch vollkommene und dem Geiste dieser Sprache angemessene Weise, wiederzugeben.

Der ganze Gymnasialunterricht ist daher ein beständiger Denkprozeß. Damit dieser Denkprozeß aber nicht ein leeres Spielen mit inhaltlosen Denkformen werde, und damit er diejenige Höhe erreiche, daß er den Schüler bis zu der geistigen Kräftigkeit führe, aus seiner alltäglichen und eigenthümlichen Vorstellungsweise hinaus in eine fremde, und dabei möglichst vollkommene, überzugehen, ist es nothwendig, einen großen Theil des Unterrichts auf die Mittheilung des Stoffes zu verwenden, und den natürlichen Vorrathskasten für alles Denken tüchtig anzufüllen, ich meine das mit Unrecht so geschmähte Gedächtniß. Ohne ein tüchtig gefülltes und gestärktes Gedächtniß ist alles Denken Träumerei und alles Wissen Windbeutelei, und nur der Träge oder Unwissende kann auf Gedächtnißschätze schmähen, — **tantum enim scimus, quantum memoria tenemus** — es müßte denn sein, daß solche wüst und unverdaut sich für sich selbst als den Culminationspunkt des Wissens geltend machen wollten. Der dem Schüler mitgetheilte Stoff muß aber von ihm selbst immer sogleich zu sei-

nem geistigen Eigenthum verarbeitet werden, und damit er dies könne, in sich einen Zusammenhang haben, und stets direkt auf das oben bezeichnete letzte Ziel des Gymnasialunterrichts hinsteuern.

Da nun auf Gymnasien schon in der untersten Klasse die Lateinische Sprache gelehrt zu werden anfängt, welche man, durch historische und im äußeren Leben bedingte Umstände veranlaßt, unter den beiden klassischen Sprachen auserſehen hat, um die oben bemerkte zweite aber für den Schüler frühere Seite des Denkprozesses zu entwickeln: so ist es nothwendig, den Unterricht in der Deutschen Sprache so zu treiben, daß man den daneben stehenden in der Lateinischen nicht ignorirt; und da sich Grammatik an einer fremden Sprache am besten lernen läßt, besonders von einem Knaben, der noch wenig Abstraktionsvermögen besitzt, so übe man mit dem Lateinischeu zugleich die einfachsten Sprachgesetze der Formenlehre in der Muttersprache, die sogenannte Deklination, Conjugation und die Redetheile ein. Hierbei wird das Lateinische nur als das Material zu den künftigen höheren Denkoperationen mitgetheilt, der Denkprozeß für diese erste Stufe aber durch die Ordnung und Klassifikation des in der eigenen Sprache schon vorhandenen Stoffes geleitet werden. Vor allen Dingen verschone man aber den Knaben mit den Schwierigkeiten, welche alle grammatische Spitzfindigkeit künstlich aufgespürt hat; denn Unterschiede, die sich die Wissenschaft als Handhaben geschaffen hat, und worüber selbst die Kundigsten noch streiten, müssen von jedem Schulunterrichte fern bleiben. In den obersten Klassen kann man höchstens darauf hindeuten, auf daß dem Schüler die Perspektive auch in das weite Feld des wissenschaftlichen Schematismus geöffnet werde. Durch jene Verbindung beider Sprachen aber wird man zugleich auch vermeiden, den Schülern Deutsche Deklinations und Conjugations Schemata zur Uebung aufzugeben, und sie nicht mehr das klebrige Oel, des klebrigen Oels, wie dergleichen vorgekommen ist, durchflektiren lassen.

Diese enge Verbindung muß aber bei dem Unterrichte aller fremden Sprachen fortgesetzt werden, damit der Gymnasiast beständig in dem Bewußtseyn erhalten werde, daß der ganze Unterricht keinen andern Zweck habe, als sein Denken zu formen und seine Gedanken zu entbinden, und zwar vermittelst des zunächst liegenden, und zugleich natürlichsten und geistigsten Mittels, durch die Verkörperung der Gedanken im Worte, d. i. durch die Sprache. Auf diese Weise würde

also der abgesonderte Unterricht in der Deutschen Grammatik mit dem übrigen grammatischen Unterrichte als unzertrennlich zusammenfallen, und es würde nur nöthig sein, die genannten orthographischen Uebungen so lange zu treiben, bis Verstöße gegen die Rechtschreibung etwas Seltenes werden; da aber das Bedürfniß dem geregelten Gange der künstlichen Theorie überall vorgreift, so würde es auch hier nöthig sein, daß man Einiges, was der Gebrauch erfordert, herausgriffe und vorweg einübte, nemlich die Rektion der Präpositionen und des transitiven Zeitworts, wodurch zugleich diejenigen Schüler, die aus den unteren Klassen des Gymnasiums ins praktische Leben übertreten, ein Schutzmittel gegen die ärgsten Barbarismen in der eigenen Sprache erhielten.

Einen Hauptgegenstand des Unterrichts in der Muttersprache bilden aber die sogenannten Deutschen Aufsätze: die Marterzangen für den jugendlichen Geist. Ich erinnere mich noch lebhaft von meiner Schulzeit her der Qualen, welche mir diese angeblichen Probiersteine für die Gesammtentwicklung des Schülers verursachten, und meines Abganges von der Schule erfreute ich mich mit meinen Commilitonen aus keinem Grunde herzlicher, als weil ich der drei oder vierwöchentlich wiederkehrenden unrichtigen Entbindungen meiner Gedankenembrione für immer entbunden war. Dabei hatte ich noch das Glück gehabt, nicht stets oder meistentheils wegen derselben getadelt zu werden, ja ich erinnere mich, daß ich meine Aufsätze sogar einige Mal honoris causa vorlesen mußte; was ich hier nicht vano gloriolae studio erwähne, sondern damit ich nicht scheine wegen vorzugsweise übler eigenen Erfahrung jene Bemerkung gemacht zu haben. Aber nicht bloß die Erinnerung an die eigene Qual, sondern auch meine fortgesetzte Erfahrung an Hunderten von meinen Schülern bestätigt mir diese Bemerkung. Der Deutsche Aufsatz liegt zentnerschwer auf ihrer Seele, viel schwerer als der Lateinische und alle übrige Arbeiten zusammengenommen. Wie ist also diese Erscheinung zu erklären? Offenbar so. — Man verlangt in den Deutschen Aufsätzen von den Schülern eigene Productionen; sie sollen zu einem selbständigen Denken über schwierige oft ganz abstrakte Gegenstände angehalten werden. Schlägt man nemlich die verschiedenen Programme der Gymnasien auf, oder hört und sieht zufällig, was den Knaben aufgegeben wird, so empfindet man, oder ich wenigstens, von Neuem jenes Gefühl, das ich nach glücklich absolvirtem Abiturientenexamen hatte.

Vom Quartaner, der kaum mit einigem Geschick Gehörtes wiedererzählen kann, verlangt man schon selbständige Schilderungen eines Festes, einer Wasserfahrt, einer Jagdparthie, oder preßt ihm Gefühle ab beim Sonnenaufgang, den er in den Städten noch dazu gewöhnlich nur im Winter beobachten kann, oder beim Erscheinen der ersten Schwalbe, beim Mondschein u. dgl.; Gefühle, die er in der Wirklichkeit nie oder wenigstens ganz anders gehabt hat, als er sie glaubt dem Lehrer auftischen zu müssen. Den Tertianer und Sekundaner macht man nun gar zum Aesthetiker und Philosophen: er muß eine Parallele zwischen Schiller und Göthe ziehen, eine Karakteristik Friedrichs des Großen oder Luthers, als eines wahren Volkshelden, entwerfen; über Patriotismus und Weltbürgersinn, über den Nutzen und Schaden der Wolken, über die Beförderung der Kultur durch Einrichtung des Postwesens, über die Fragen: Wozu baut man Kirchthürme? Wird das Menschengeschlecht besser oder schlechter? radotiren. Ja, man legt ihm auch wohl noch sublimere Aufgaben vor, wie: Die Masse der Gewerbtreibenden unter dem Bilde des Stromes; Warum nennt man die Gewässer die Augen des Landes? oder Paradoxen, schwieriger, als daß selbst ein Cicero sie mit Leichtigkeit lösen würde, wie: „Das Beste ist der Feind des Guten.“ In Prima kann man die Schwierigkeit der Aufgaben hiernach kaum noch steigern, man steigert daher nur die Ansprüche, man verlangt eine gründlichere Behandlung, d. h. anstatt 4 Seiten 8. Die Themata selbst aber sind nicht viel von den vorhergehenden verschieden, etwa: „Ueber den Ernst bei der Beschäftigung mit dem Schönen.“ „Vom Ernste der Wissenschaft.“ „Von der Gewalt der Einbildungskraft.“ „Ueber den Standpunkt der Frauen im Homer.“ „Ueber den Zweck und die Bedeutung der Alterthumsstudien.“ „Wie unterscheiden sich die Gymnasialstudien von den Universitätsstudien?“ „Was sind vollkommene, was unvollkommene Pflichten?“ „Welches ist die zweckmäßigste Verfassung eines Staates?“ „Wie sich der Sinn des Deutschen offenbart?“ „Ueber die Musik als Organ unserer Religion.“ Oder man läßt auch Entwürfe zu Buß- und Himmelfahrts- und anderen Predigten machen.

Alle diese Themata sind wirklich aufgegebene, wie sie mir von meiner Schülererfahrung an bis jetzt auf verschiedenen Gymnasien vorgekommen sind.

Ich muß gestehen, daß ich nicht begreifen würde, wie über alle diese Themata ein Schüler auch nur eine vernünftige Seite schreiben

könnte, wenn ich nicht theils von mir selbst und von meinen Vettern und früheren Pensionairen und durch zufällige Erfahrungen in bekannten Familien wüßte, wie Väter und Mütter, Tanten und Onkel, Conversations-Lexika, Kinderschriften und Journale oder alte außer Cours gesetzte Aufsätze ausgeplündert würden, und wenn nicht zweitens wirklich selten eine vernünftige Seite von einem Schüler über dergleichen Themata geschrieben würde. Der Lehrer, der diesen Mangel kennt und berücksichtigt, ist daher in der Regel gar nicht im Stande, die Aufsätze mit der ganzen an sich nothwendigen Strenge zu censiren; er schreibt gut, ziemlich gut, zufrieden darunter, wenn er nur einigen Inhalt sieht, und die Sprache leidlich fließt.

Man wird mir zwar entgegnen, daß nicht leicht Themata, wie die genannten, aufgegeben werden, ohne daß der Lehrer zugleich seine Aufgabe vor den Schülern entwickelt, und diese so in den Stand setzt, jene ohne fremde Hülfe zu lösen. Aber wo bleibt dann das so viel gerühmte eigene Produciren? Soll der Schüler bloß reproduciren, so zwänge man seinen Geist nicht in Spanische Stiefel, in denen er nur holpert und stolpert, sondern leite ihn zu einem festen geregelten Gange, dem seine Kraft gewachsen ist.

Der Gymnasiast kann aber, nach meiner Meinung, eigene Gedanken noch gar nicht produciren. Eigene Gedanken produciren können selbst Studenten noch nicht, ja überhaupt die wenigsten Menschen. Das Höchste, was die Mehrzahl leistet, ist Combination. Zu einer gelungenen Combination gehört aber ein Stoff, dessen man Herr ist, sonst macht man Phantasiebilder und Mißgeburten, Undinge wie die modernen Romane der jungen Literatur. Der Lehrer daher, der wissen kann und wissen muß, welches Stoffes und in welchem Maße desselben der Schüler Herr ist, muß diesen nur zu solchen Combinationen anhalten, welchen er durch seine Herrschaft über einen gewissen Stoff gewachsen ist. Vom Gymnasiasten, bis Prima, aber ist in den verhältnißmäßigen Abstufungen nur zu verlangen: 1) daß er Herr sei der grammatischen Formen und Fügungen der Muttersprache, und der Lateinischen bis zur eigenen Composition von Sätzen, Perioden und Verbindungen der Perioden zu einem zusammenhängenden Ganzen, und daß er mit den gangbaren Wörtern seiner Muttersprache und der Lateinischen den richtigen Begriff verbinde. Wer Beides wirklich erreicht hat, verdient im Deutschen und Lateinischen unbedingt das Zeugniß der Reife; mir ist noch nie Einer vorgekommen, der dies nur

einigermaßen genügend geleistet hätte. 2) Ist von ihm zu verlangen, daß er Einsicht in die Namen- und Zahlenverhältnisse bis zu einem gewissen Umfange gewonnen habe; 3) daß er eine gewisse Masse historischen Stoffes so fest besitze, daß sie ihm leicht gegenwärtig und anschaulich sei; 4) daß er die Griechische und Französische Sprache so weit verstehe, daß er Schriftsteller aus derselben mit einiger Leichtigkeit in seine Muttersprache übertragen kann; 5) daß er eine Uebersicht über die Lehren der Religion und Kirchengeschichte nicht nur erhalten sondern auch in sich aufgenommen habe.

Welch reicher Stoff ist aber selbst in diesem Wenigen enthalten, um den Schüler durch Compositionen in der Muttersprache zu üben! Jede Lehrstunde ist auch schon eine solche Uebung: denn welcher Lehrer wird nicht darauf sehen, daß eine jede Antwort des Schülers eine solche Composition im Kleinen sei? Die Antwort desselben kann nicht dann schon befriedigen, wenn man aus einigen hervorgestammelten halben Sylben glaubt annehmen zu können, der Schüler wisse, was man ihn gefragt hat, sondern erst, wenn dieser selbst durch eine vollkommen geformte und abgerundete Antwort davon deutlich überzeugt. Wenn so nun also jede Lection, sei es fremde Sprachen oder Geschichte und Mathematik, dahin wirkt, die Entwickelung der Gedanken zu üben und sie durch die Muttersprache an das Licht zu fördern, so sind die sogenannten Deutschen Stunden von der einen Seite ganz besonders der Culminationspunkt dieser Uebungen, in welchen der Lehrer den gesammten Stoff des Gelernten benutzen sollte, um in schwierigeren Combinationen und größeren Compositionen zu üben, als es in den übrigen Lehrstunden geschehen kann. Der ganze Stoff des Gelesenen und Gelernten müßte in diesen Stunden verarbeitet werden; aber es müßte auch außer den Gränzen dieses Gebietes nie oder nur dann abgeschweift werden, wenn man bestimmt die Ueberzeugung haben könnte, daß der Schüler in einem anderen des Stoffes ebenfalls Herr wäre; namentlich könnte man die schon Geübteren bisweilen zu leichten Beschreibungen von ihnen bekannten Gegenständen oder zu Schilderungen von Zuständen, die nicht über ihre Fassungskraft hinausliegen, anhalten. Aufgaben, wie die sonst üblichen und mit Unrecht belächelten: „Mein Spaziergang am Weidendamm", scheinen mir, wenn sie gehörig gelöst werden sollen, selbst für einen Primaner gar nicht zu leicht zu sein. Uebersetzungen in wirklichem Deutsch von geeigneten Stellen aus Klassikern, die im Laufe des Semesters in der Schule gelesen werden, Auszüge größerer Abschnitte oder freie Bearbeitungen von einzelnen:

wie, Alexanders Einzug in Babylon nach Curtius, die Schlacht bei Cunaxa nach Xenophon, Nisus und Euryalus nach Virgil, Hectors Tod nach Homer, würden Themata für Tertianer und Secundaner sein, die dabei nach zwei Seiten hin von Nutzen wären, und nur dem absolut Faulen Seufzer abpressen könnten. Für reifere Stufen könnte man die jedesmaligen Pensa der Geschichte, Mathematik und der Religions-Vorträge mit benutzen, und daß Einförmigkeit in der Ausbildung des Stils dabei verhütet würde, hinge nur von dem Lehrer ab, der abwechselnd die erzählende, briefliche, rednerische, dialogische und bisweilen auch metrische Form, und bald schriftlichen, bald mündlichen Vortrag bestimmen könnte.

Um dies durchzuführen, wäre freilich wünschenswerth, daß der Deutsche Lehrer wo möglich jedesmal der Ordinarius der Klasse wäre, oder wenigstens eine große Anzahl Stunden in derselben Klasse ertheilte. Wo dies aber wegen anderer Verhältnisse nicht thunlich ist, könnte jener leicht durch Besprechungen mit seinen Collegen, oder auch durch einfache Anfragen bei seinen eigenen Schülern, die ihm mit Freuden die Hand dazu bieten würden, sich in Kenntniß davon setzen, was für ein Stoff jedesmal in den andern Lectionen vorgenommen wird.

Dies ist ein frommer Wunsch, den ich oft gehegt habe; bei unserem jetzigen Treiben, wie es bis auf wenige Ausnahmen stattfindet, möchten wir aber wohl das Censorenedikt des Domitius und Crassus über die Römischen Rhetorenschulen unterschreiben können: **Majores nostri, quae liberos suos discere, et quos in ludos itare vellent, instituerunt. Haec nova, quae praeter consuetudinem ac morem majorum sunt, neque placent neque recta videntur.**

Die zweite Seite des Deutschen Sprachunterrichts ist allmähliche Einweihung in die Deutsche Literatur durch ein planmäßiges Lesen des Vorzüglichsten aus derselben, mit Hinzufügung der nothwendigsten literarhistorischen Notizen, welche natürlich in den höheren Klassen sich erweitern und an ein geeignetes Handbuch anschließen müßten. In den unteren Klassen könnte man so den Schüler in das Gebiet der Fabel, der Legende und des Mährchens einführen; in den mittleren in das der Geschichte, der Biographie und des Epos, und in den oberen in die Beredtsamkeit und in die lyrische und dramatische Poesie. Was dabei jedesmal auszuwählen wäre, müßte dem Urtheile des kundigen Lehrers überlassen bleiben.

E. Bonnell.

XXIII.

Konrad von Weissenburg.

Es befindet sich in dem Bande der deutschen Manuscripte der Königlichen Bibliothek zu Berlin, der die Nr. 191 Quart trägt, mitten unter Predigten von Tauler, Eckart, Suso, die sämmtlich auf Papier geschrieben sind, eine Pergamenthandschrift, bestehend aus 12 Quartblättern. Der Sammler dieses Bandes von Manuscripten, ein Straßburger Theolog, Daniel Sudermann, welcher um 1570 lebte, hat auf einem leeren Blatt, welches sich vor unserer Handschrift befindet, bemerkt: „Dieß ist eine gar uralte schrifft, dergleichen man in teutsche Sprach wenig mehr findet", auch am Ende, gleichfalls auf einem nebengehefteten leeren Blatte: „Beschluß: darumb ist diese uralte Schrift gantz." Jede Seite der Handschrift ist in zwei Columnen getheilt; die Schriftzüge sind sehr regelmäßig und schön, und denen sehr ähnlich, welche sich in der jüngst erworbenen Berliner Nibelungenhandschrift finden, die das Jahr 1320 trägt. Weniger gut ist die Orthographie in der Handschrift; es finden sich manche Unregelmäßigkeiten; es fehlen Buchstaben, die nachher hinzugefügt wurden, andere sind durch ein untergesetztes Punkt als überflüssig bezeichnet u. dgl.

Was den Inhalt des Manuscripts betrifft, so besteht derselbe aus achtzehn einzelnen, unter sich nicht verbundenen Abschnitten von verschiedener Länge und Form. Meist sind es fromme Betrachtungen, die an einen, gewöhnlich lateinisch angeführten, Bibelspruch angeknüpft werden. Die ganze Vorstellungs- und Darstellungsweise ist der sehr ähnlich, welche sich bei Tauler, Suso und andern gleichzeitigen Mystikern findet. In Bildern, die meist sehr weit ins Einzelne geführt werden, bestrebt sich der Verfasser, die Tiefen seiner christlichen Erkenntniß und seiner innersten Lebenserfahrung darzustellen. Doch kommt es dabei nie zur eigentlichen Speculation, nie zu einer ausführlichen Darlegung dogmatischer Wahrheiten; vielmehr herrscht überall die durchaus praktische Richtung vor, das innerlich zur Gestaltung gekommene fromme Geistesleben darzustellen, um dadurch das Bedürfniß nach demselben auch in Anderen zu erwecken, und, wo dies Bedürfniß bereits geweckt ist, es selbst, dies fromme Geistesleben, hervorzurufen.

Was endlich den Verfasser der in Rede gestellten Schrift anlangt, so wird derselbe am Anfang der dritten Betrachtung ausdrücklich genannt. Hier lesen wir nämlich: Diz seite der vil selige broder cunrad von wisenburg. Nirgend sonst, so weit ich auch nachgeforscht habe, findet sich ein Konrad von Weissenburg angeführt, und es bleibt uns daher nur übrig, über ihn das zusammenzustellen, was sich aus der Betrachtung seines hier genannten Wohnortes in Verbindung mit der vorliegenden Handschrift ergiebt. Das mit dem Weissenburg, nach welchem unser Konrad genannt wird, kein anderer Ort gemeint seyn könne, als das gegenwärtig befestigte und zu Frankreich gehörige Städtchen dieses Namens im Departement Niederrhein, etwa 12 Lieus nördlich von Straßburg, ist schon darum wahrscheinlich, weil der obengenannte Sudermann, aus dessen Sammlung unsere Handschrift herstammt, in Straßburg lebte, und zur Erwerbung von Handschriften, deren Ursprung in jener Gegend zu suchen ist, vorzugsweise Gelegenheit haben mußte. Zur Gewißheit aber wird diese Vermuthung, wenn wir die bei unserem Konrad vorkommenden Sprachformen etwas näher betrachten. Unverkennbar nämlich ist in ihnen das vorwaltende i statt des kurzen e, namentlich im Zeitwort, eine Eigenthümlichkeit, die schon im Gedicht auf den Bischof Hanno von Köln hervortritt, und die Sprache des Konrad als eine gleichfalls dieser Gegend angehörige bezeichnet. So findet sich im Hanno: biltint, geberint, cierint und bei Konrad sprichit, zirit, bezechint, was sich im Einzelnen noch weiter durchführen ließe. Jenes Weissenburg nun ist ein sehr alter Ort, der schon von den Römern gegründet und von ihnen Sebusium*) genannt worden seyn soll. Dagobert I. stiftete hier im Anfang des siebenten Jahrhunderts eine Benediktiner-Abtei, deren Abt den dritten Rang unter den hohen Geistlichen des Reichs einnahm. Eine literarische Berühmtheit erlangte dieselbe zuerst durch Otfried, der in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts hier seine Evangelienharmonie, das Hauptwerk der althochdeutschen Sprache, verfaßte; und so dürfte unser Konrad schon darum einige Augenblicke unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, weil er an demselben Orte und in verwandter Weise wirkte, wie dieser Altvater unserer Literatur. Was sich also nach dem Gesagten über den Verf., unseren Konrad, ergiebt, ist dies, daß er ein Benediktiner war

*) Cf. Dictionaire géographique universel. Paris 1833.

aus der Abtei Weissenburg im Elsaß, der um die ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts lebte, und von der diese Zeit bezeichnenden mystischen Richtung gleichfalls ergriffen war.

Es folge nun eine buchstäblich mitgetheilte Probe, die erste und die zwölfte Betrachtung:

I Die wile die sele ist ane sünde. die wile ist su ginant ein doͮhter von ierusalem. so su denne in die sunde giwellet [1]) so ist su ginant ein dohter von der stat galaat. daz sprichit alse vil alse ein stat der vinsternisse. so ladet su der wissage ieremias widere. uñ sprichit su sule zůme hvͦffen gan. uñ sol da harz nemen uñ sol ir wñden salben. Der huffe daz ist unserz herren martyle die sol der mensche in sin herze legen uñ sol vlizecliche dar ane gidenken. so dir mensche diz gidůt so ist er wider ginant ein dohter von der stat ierusalem. so sol der mensche denne einen boͮngartin machin unserme herren in sime hercen. Uñ sol in deme boͮngarten stan siben hande boͮme. uñ vffen iegelicheme boͮme ein vogil vñ sulent die vogile alle hohe singen. vñ sol vnder iegilicheme boͮme ein blvͦme stan. vñ sol durch den garten vliezen ein klingelde wazzer daz zierit den boͮngarten wol. Der erste boͮm dc ist ein boͮm der růwin. [2]) der vogil der da vffe sol sizzin. dc ist dir phawe. dc ist ein schone vogil vñ het eingilich [3]) giwete an ime. vñ het die nature an ime. swenne er irwachit in der naht od' in deme dage so schrigit er uñ forhtit dc er sine gizierde virlorn habe. alse sol och der geistliche mensche dvͦn d' sol alle zit in vorhtin sin dc er sine sele vlechaft mache. Die blvͦme die da vnder stat dc ist die viol. vñ ist ein kleins blůmelin vñ bizechint die demvͦtikeit die d' mensche sol haben. Der andere boͮm dc ist ein boͮm d' irbermede. [4]) da vffe sizzet ein vogil d' heizet Egenus vñ het die nature an ime ſwa er ein dotin [5]) vogil vindet do blibet er bi ime vñ schrigit vñ wenit daz alle die vogile d' koment die in der gegine sint vñ helfent ime klagen. alse sol och ein iegelich mensche dvͦn daz sol irbermede haben vb' dc

---

[1]) Wohl gevellet.
[2]) Reue.
[3]) ein zierlich? oder engilisch?
[4]) Erbarmung.
[5]) todten.

andere. vñ swa ein swester die andere weiz in erbeiten od' in sichedagen so sol su ir helfen. vñ sol also groze irbermede vber su haben. dc alle die menschen die irbermede sehent dc die irbermik m$\mathring{v}$zent werden. Die bl$\mathring{v}$me die da under sol stan dc ist die wasser bl$\mathring{v}$me. die het die nature an ir dc su niergint stat wan in deme wazzere. da bi ist bizeichint die trehene die ein mensche vber dc andere sol weinin dc ist dc klingelde wazzer daz durch den b$\overset{v}{o}$m garten sol vlizzen. dc wazzer zeirct wol vnserme herren sinen b$\overset{v}{o}$m garten. Der drite b$\overset{v}{o}$m dc ist ein b$\overset{v}{o}$m der gidult. der vogil der da vffe sizzit dc ist der Rappe der het die nature an ime dc er niemer s$\mathring{v}$zziklishe gisinget wan so er sterben sol so singit er allez. Cras Cras. also sol och der mensche d$\mathring{v}$ñ so [er] in erbet uñ kumber ane gat so sol er sich vrowen. uñ sol gidenken ez kumet noch die zit dc dich ez got irgezzende wrt. Die bl$\mathring{v}$me die da under sol stan. dc ist die Klige. die het die nature an ir so su die dorne ie me stechint. so sv ie baz smakit. Der vierde b$\overset{v}{o}$m dc ist ein b$\overset{v}{o}$m der minnen. uñ der vogil der da uffe sizzit der heizet. Arpia [1]). der het einz menschen antlit. uñ het die nature an ime. dc er dc erste mensche dc ime bikumet dc irbizit er z$\mathring{v}$ dodi. vñ flvgit denne ein wec so er denne kumit vber ein wazzir uñ gisith dc er den [2]) menschen gilich ist, dc er da irbizzin het. so flugit er denne widere z$\mathring{v}$ den menschen. uñ weinit. uñ schrigit dc alle die vogile kumint die sine stimme irhorint. uñ helfint ime dc mensche clagin. diz mensche bitutit unsern herren. Der vogil bizeichint uns. swenne wir gidenkint. dc got unz gilich ist. uñ wir ime gilich warent uñ denne gidenkint dc wir got irdodit hant mit unsern sunden. so sol der mensche denne also groze irbermede habin. uñ sol alse vil schr(i)gin uñ wenin den dot den got durch unsern willen let. dc alle die menschen dervon gibezzirt m$\mathring{u}$zzint werden die ez gihorent uñ virnement. Die bl$\mathring{u}$me die da under sol stan dc ist die rose. du het eine f$\mathring{u}$rine farwe. da bi ist bizechint dc des menchen hercen alle zit burnen sol von minnen. Der funfte b$\overset{v}{o}$m dc ist ein b$\overset{v}{o}$m des lobez. der vogil der da uffe

[1]) Harpye.
[2]) besser dem.

sizzit dc ist de Nahtigal. du singet allez.[1]) tibi laus. tibi laus. also sol och der mensche dun der sol got alle zit loben un allez dc der mensche dût dc sol er dûn gote zû lobe. Die blûme die da under sol stan dc ist die sunne wirbil du het die nature an ir dc su sich kerit nach der sunnen. un so sich die sunne under dût so dût sich och die blûme vnder. also sol och der mensche dûn. swenne er got horit loben so sol er sin herze uf dûn un sine sinne kerin gegin deme lobe vnserz herren. un so der mensche sith oder herit da von got niht mac gilobet werden so sol er sin herze dervon kerin. Der sehste bôm das ist ein bôm der wonunge. der vogil der da vffe sizzit dc ist die Swalewe die het die nature an ir dc sv niemer kum vffin diz ertriche wan so su ir notdurft wil nemin. also sol och der mensche dûn. d' sol alle zit wonin in deme himilriche mit sime hercen un sol sich mit denkeine(n) dingen bikunbern wan mit unserme herren und umbe ir notdurft. Swenne denne der mensche sin notdurft gnimet von deme ertriche so sol er sin herce vf heben zi gote. So spricht denne die sele alsus Dum nil perhenne cogitat. Dc spricht. Swenne die sele kumit zv der vollekomenheit so engert sv anders niht wan gotes. Die blvme die da under sol stan. dc ist die cruce blûme. die ist rot un gel. un bizeichint gestliche lute die werdent dicke gel von deme iamere den su hant nach gote. So su denne komit in ir andahtic gibet. un da von gote gidrosti(t) werden. so werdent su denne rot von minnen. Der sibende bôm dc ist ein bôm der girden. d' uffe sizzit ein vogil der heiz[zth]it Fenix. der het die nature an ime so er gilebit unze an sin alter dc er von alter nume lebin mak. so flûgit er denne ein wek unde dreit alle die wrze zû samene die er kan vinden. un sizzit denne in die wrzen un wegit su mit den vedirn also lange vnze daz sv inzundit werdent. un virbirnet denne dc er zv eschin wrt den vn von der eschin ein kleines wrmelin. so wrt denne ein vogil alse von erst. alse sol der mensche dvn so er in den sinden un in den undugenden ist. So sol er alle die bestin tugindc in sin herce legin. un alliz dc gût dc ez ie horte gisagin. so wirt sin herce vnzundit un wrt sich selben irkēinde.

[1]) allezeit.

un̄ so sol er denne sinen bresten un̄ sine sunden klagin unserme herren gote so důt denne unser herre alse der die keine almůsen niht versmahet su sint klein oder groz, su sint ime alle vn danke. alse ist unserme herren in danke swei klein rv̊we [1]) der mensche het. Die blůme die da under sol stan. dc ist die velt blůme die het die nature dc sv gimeine ist allen den luten. alse ist unser herre gimeine allen den die sin gern [2]) den wil er sich selben gebin zv̊ eime ganzen troste. So diz alles gischit so sol men denne eine můre hie umbe machen dc dirre garte wol bvfridit si. Die vzzern steine dc ist die forte unserz herren. Die fulle steine dc ist die demv̊tikeit. Der mortere der die můre zisamene bindet daz ist die minne.

XII [3]) Alsus wisit unz ein heilig man
wilt du dines hercen vredin han
so sölt du uber mezzic redin lan.
unde habe diner zungin so giwalt
dc si zů redenne ith si ci balt.
Merke waz du redis. un̄ sant [4]) weime.
dz da von argirunge ieman neme.
Mit milte si din herce vor bireit.
Swanne ez dir ci redinne stet.
Dc du iht mit ungistv̊mikeit
dine wort v̊ir bringis.
Mit vlizze och din gimůte twingis.
ob ez zornis fůr inphangin hat.
von iemannes rede. oder dat.
dc du ez in dir hizze
iht andist. wande mit wizzen.
beite biz dc der zorn gistat.
un̄ ande ez denne ob ez dich ane gat.
Diz la dir och bivolhin sin.
un̄ lege ez in dinir sorgin schrin.
dc du iemannis dinc. gebis ungilimph.
ez si dir ernist. oder schimph.

1) Reue.
2) begehren.
3) Im Mspt. nicht nach Versen abgetheilt.
4) samt.

hinder wert. oder vorne.
von unwerde un̄ von zorne.
sol din antliz ebene sin.
dc su dikeinis andern werdin schin.
an dinnen giberden. un̄ an dinen wortin.
dez selben hůte ci allin ortin.
Horist du iemanne iht biwerin.[1])
dez in solt du ime niht virkerin.
davon mohtist du in biswerin.
sage dir och andirs dc herce din.
so sprich doch. ez mac wol alse sin.
Obe ez dir warheite niht schadin ist.
dc du so durch gůt gilichesere[2]) bist.
Niemannens sin ir worte wider trip.
davon kumit zorn. un̄ strit.
Du solt och midin aftir kŏse.[3])
sie sint gůt oder bŏse.
Dc du tumbir sist dan ieman.
dar vir solt du dich selben han.
uber dikein dinc gip rat.
dun werdist iz danne sunder givragit.
niemannis rat. noch wort. wider wrf. oder list.
da ez offinberlich niht ubel ist.
Die kein gischefide. ioch ordununge. solt du anden.
alse ob ez dich niht ane gange.
Dreit ieman von dem andern ubilin muut.
dez in solt du doch niht giloben ci stunt.
ioch in hab ez ci horne minne.
niht in volge och dineme sinne.
von gote hore gerne sagin.
Mit girigir andaht. solt du in dragen.
an underlaz in dineme gimůte.
gidenke och siner gůte.
Dc irluhtit dir dine sinne.

---

[1]) Von Jemand Gutes reden.
[2]) Gleißner.
[3]) Afterrede.

un̄ inzundit dich. an der waren minnen.
In stetir hûte solt du din herce han.
un̄ solt ez niht virwildin lan.
Swer mit wortin dich biswert.
eht ez dich anders niht virmerit.
so laz ez also hine gan.
dinir meistirschaft wiz och undirdan.
Jegilichis willin solt din gilichin.
un̄ an allin dingin och intwichin.
Virmit [1]) och sunderliche heniclicheit [2])
wiz diensthaft mit willekeite.
un̄ hûte dich vor uppikeite.
Diz geb uch der allv dinc git.
wande wir in habins von unz selbin niht.

XXIV.

Ueber die Predigten des Bruder Berthold 1250 bis 1272 nebst einer Probe derselben aus einer Heidelberger ungedruckten Handschrift.

Nachdem der Orden des heil. Franziscus von Assisi von den Päpsten bestätigt war und der Heilige selbst sein ganzes Leben hindurch Buße gepredigt und seinen Orden überall gemehrt hatte, wurde auch diesem Orden, wie den Dominicanern, den eigentlichen Predigermönchen, das Recht verliehen, „ohne Einwilligung der Bischöfe und Pfarrer jeder Gegend zu predigen, auch die Beichte von allen zu hören und sie zu absolviren.“ Wie der heilige Antonius von Padua diesem Beruf in Italien gefolgt war und wie Franziscus auch den Thieren gepredigt hatte, ging diese Wirksamkeit des Ordens bald auch auf Deutschland über, wo die ersten Franziscaner, da sie die Sprache nicht verstanden und nichts als ja zu antworten gewußt hatten, als Ketzer waren verhöhnt und gefangen worden. Schon 1243 wird gesagt, es glaube

---

[1]) vermeide.
[2]) Heimlichkeit.

kein Gläubiger seelig zu werden, wenn er nicht durch den Rath der Predigermönche und Minoriten geleitet werde. — Jetzt zogen die Mönche umher, predigten auf Bergen und Wiesen und von Bäumen oft vor einer unübersehbaren Menge Volks. — Einer der berühmtesten unter diesen Predigern Deutschlands ist nun Berthold von Regensburg [1]) de Ratisbona od. de domo Ratisbonensi. Er scheint in Augsburg oder der Umgegend geboren zu sein. Seine Schwester Elisabeth Lechsin (obiit 6. Id. Jun. 1293), in Regensburg begraben, zeigt sein Geschlecht Lech od. Lechs. Die Chronisten gedenken seiner zwischen 1250—1272. Aus seinen Predigten ergeben sich noch folgende Bestimmungen über die Zeit seines Lebens. Er hat nicht Rudolf von Habsburgs Kaiserthum erlebt, redet vom Streite des Königs von Frankreich (Ludw. IX.) jenseit des Meeres (1248—1254), von den Fehden des Grafen von Habsburg seit 1242, vom Zuge des Königs Prinze (d. h. Przemysl Ottokar) mit dem deutschen Volke nach Preußen 1254—55, und erwähnt einer Sonnenfinsterniß, welche auf den 5. Aug. 1263 berechnet werden kann. Er ist zu Regensburg, wo er sich seit 1251 vornehmlich aufhielt, begraben mit dem Epitaphium: MCCLXXII. IX Cal. Jan. ob. Fr. Berth. magnus praedicator hic sepultus in die Luciae virg. (wobei ein Irrthum sein muß, da Lucie wenigstens jetzt auf den 13. Debr. fällt). — Er ist predigend in Bayern, Oesterreich, Mähren, Schlesien, Thüringen und Böhmen umhergezogen. Henr. Steronis annal. bei Canis. T. IV. pg. 188 reden von mehr als 60,000 Menschen, welche gekommen wären, ihn predigen zu hören: Andreas presbyt. zu Regensb. spricht von 100,000; Anonym Leobiensis redet von 200,000 Menschen in Oesterreich und Mähren; und Raderus, der auch 1272 als Todesjahr oder das Fest Lucia als Todestag Bertholds feststellt, redet von einer Linde bei Glatz, unter der er gepredigt habe; denn man baute auf den Gipfeln der Bäume Gerüste, Waldkanzeln, die der Prediger bestieg. Als sein Lehrer und Gefährte wird David teutonicus genannt.

Bertholds Predigtweise ist seiner Zeit angemessen, ohne strengere Eintheilung und wissenschaftliche Form, doch nicht zu dem Tone gewöhnlicher Kapuziner-Predigten herabsinkend, herzlich, eindringlich, populair, oft nur zu breit und nicht frei von Mönchsgeschmack, vorzüglich

---

[1]) Cf. Grimms Recens. der Klingschen Predigten in den Wiener Jahrbüchern d. Lit. 1825. Okt. bis Debr. S. 194 ff.

in Wendungen und Beweisführungen. So war er ein Prediger für Geringe und Vornehme, auch Beichtiger des Herzogs Otto von Bayern zu Landshut. Sonst ist er mild, selbst gegen Juden, sehr streng aber gegen Ketzer, überall auf wahre Buße dringend. — Unstreitig hat er Deutsch gepredigt, wie hätten auch sonst so viele Tausende ihn verstehen können! Seine Predigten sind von ihm selbst nicht aufgeschrieben, sondern von einem Zuhörer; doch gewiß sehr treu. Dies konnte vielleicht während seines Redens selbst, oder wahrscheinlicher aus dem Gedächtniß geschehen, worin man sehr geübt war; wie es auch bei Tauler und Geiler von Kaisersperg geschehen ist.

Von diesen geistlichen Reden giebt es folgende Handschriften: [1])
1) zu Heidelberg aus Rom zurückgebracht, auf sehr schönem Pergament, 1370 auf Kosten der frommen Pfalzgräfinn Elisabeth geschrieben. Sie begreift 62 Predigten, ist treu der Sprache nach, doch fehlt die alte reine Orthographie des 13ten Jahrhunderts. — Ein Theil dieser Handschrift ist gedruckt: Berthold des Franziskaners Deutsche Predigten aus der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts, theils vollständig theils in Auszügen. Herausgegeben von L. F. Kling mit einem Vorwort von Dr. Neander. Berl. 1824. Sie enthält 12 Predigten ganz und mehr als 24 im Auszug.

2) Eine zweite Handschrift ist in Straßburg, bei Oberlin als sermones sacrae sive predigten bibl. S. Joh. Arg. A 100 aufgeführt, auf Pergament und enthält vermuthlich von Blatt 160—207. Bertholds Predigten im ältern Text. —

3) In den Berliner Handschriften von Taulers Werken möchte Manches Berthold angehören, wie die bei Kling abgedruckte: „geistl. lere vom guten leben" des gebildeteren Stils und des strengeren Zusammenhanges der Gedanken wegen vielleicht Tauler zugeschrieben werden muß; auch hat der Taulerische Brief an eine Kloster-Jungfrau große Aehnlichkeit mit dieser Abhandlung.

4) Die Heidelberger Bibliothek besitzt außer der oben erwähnten

[1]) Die in mehreren Heidelberger Handschriften (so Cod. XXX und XXXIII) vorhandene, von einem Bruder Berchtold verfaßte Uebersetzung der summa confessorum von Joh. von Freiburg ist keine Arbeit unsers Bertholds. Denn Johannes ist schon jünger und stirbt 1314. Der Uebersetzer Berchtold ist ein Predigermönch des 15ten Jahrhunderts. Seine Verdeutschung ist oft gedruckt, zuerst Augsburg 1472. Eine Probe aus einer Handschrift der Königl. Bibliothek zu Erfurt giebt H. A. Erhard in seinem Handbuch der teutschen Sprache. Dritt. Curs. Erst. Th. S. 107, wo der Verf. sich nennt: „ich Bruder Berthold vnd priester habe gehorsam gethan prediger orden."

unter ihren altdeutschen Handschriften einen Folioband mit der äußern Aufschrift: 35. Euangelia Christi comenta, worin sich Predigten befinden, deren Verfasser im Zusammenhange der Predigten sich öfter: Bruder Berthold [1]) nennt und wohl kein andrer sein kann, als unser berühmter Franziscaner des dreizehnten Jahrhunderts.

Was diese letztere Handschrift betrifft, so ist sie auf Papier mit dem Wasserzeichen eines Stiers oder auf anderen Blättern eines Stierhaupts, was auf Uri schließen ließe, geschrieben, 105 Blätter stark. Der Schreiber nennt sich selbst: konrat hug und giebt als ~~Zeit der~~ Vollendung seiner Schrift an: nach liechmeß im xxxviiij (39) jar, was unstreitig 1439 heißen soll. Die Handschrift, obschon mit einzelnen Abkürzungen geschrieben, ist im Ganzen deutlich, die Tinte etwas vergilbt, die großen Buchstaben zu Anfange der einzelnen Predigten sind mit rother Farbe gemalt, doch ohne allen besondern Schmuck, den allerersten Anfangs-Buchstaben und hin und her einige ausgenommen, welche mit mehreren, doch ziemlich ungeschickten Schnörkeln und einem Gesichte verziert sind. Zuweilen ist einzelnen Buchstaben noch ein rother Strich beigefügt, größtentheils am Anfange eines Satzes, doch nicht immer und ohne alle Regel; andrer Schmuck fehlt gänzlich.

Der Anfang oder Inhalt der darin enthaltenen 19 Predigten ist folgender:

1) Ain her empfalh seiner knecht einem funff pfunt. (über die treue Verwaltung göttlicher Gaben).

2) Wir begen hint zwo grosse hochzeit Sant Mauricientag vnd die goltuasten. S. 6.

3) Wir lesen nach pfingsten an vir buchen, die haissen der kunig püch do lesen wir von zwayer slacht kunigen u. s. f. S. 12b.

---

[1]) So S. 15, wo er einen Geizigen zu sich selbst sprechen läßt:
„Bruder Berchtolt ich wolt uich peichten vnd wolt nymmer mer vn„recht gut gewinnen nu peicht vnd peicht dn must gelten vnd wider geben „Bruder perchtolt ich wolt die samstag vasten vnser frawen Siech du „must gelten vnd wider geben. Bruder perchtolt ich wolt die sechs „wochen vasten vor weinachten Siech nu vast vor weinachten vnd die sam„stag vnser frawen nu vast nu vast nu peicht nu peicht Siech so mustu „gelten vnd widergeben wie lang sol ich dir das sagen oder du must mit „fasten vnd mit peichten mit allen hin zu helle u. s. f. — Eben so S. 17 derselben predigt Nr. 3. Eben so S. 24: O we bruder Berchtolt, wie sullen wir vns davor huten. — S. 29. O wee pruder Berchtolt nu sprachstu huit wir sullen vier ding haben. — Eben so S. 74: Bruder Berchtolt, ich wil mich ee lassen tötten rc. — ferner S. 79a. S. 85. S. 90. S. 97b. und öfter.

4) Wir begen hiut zwayer grosser hailigen hochzeit San Ciprianen vnd Sant Lucien S. 17b.

5) Der sunden ende ist der tod nach menschlichem siechtum als ir iuwer gelider erpittent den sunden also solt ir iuwer gelider erpietten dem dinst vnsers herrn. S. 24b.

Am Magdalenen-Tag.

6) Der weis Salomon dem vnser herre mer weishait hat gegeben dann mersgriesses ꝛc. Am Magdalenen-Tag S. 30.

7) Das ich do pin das pin ich von den genaden gottes vnd die gnad gottes ist nicht eytel in mir S. 33b.

8) Unser her der saß zu gericht mit seinen engeln an dem allerersten tag vnd verdammet ein michel tail engel der nymmermer rat wird S. 41.

9) Schaffet ir also do mein frewde an uich sey vnd das mein fremde an uich werde volbracht, also sprach vnser her zu seinen jungern S. 47.

10) Wer ist der weiß knecht, der getrwe knecht, dem sein herr sein gesind empfilhet vnd den sein herr setzen wil vber alles sein gut S. 52b.

11) Als spricht der gut sant peter wer ain gutes leben vnd ain senfftes leben wel haben das besließ sein leben vor vbeln worten S. 58.

12) Anima nostra sicut passer erepta est Vnser sele ist enpunden von dem strick der jagenden als ain spar von dem netz S. 64b.

13) Do vnser herr prediget do gingen im leut nach die hießen phariseij vnd gingen im nicht nach durch gute ding sie gingen nach ob sie im icht verkeren mochten ꝛc. S. 68b.

14) Es spricht der gut sant paulus an der hailigen epistel ich gevangner vnsers herrn ich pit uich das ir wirdiglichen gåt zu der wirtschafft do wir geladen sein S. 73.

15) Ain phariseus der fragt got gar ainueltiglichen als er gar ainueltig wer vnd er fragt ihn doch vil schelklichen welches das hochst gepot wer von der geschrifft vnd von der ee S. 78.

16) Wir begen huit der grossen fursten hochzeit der heiligen engel die gar vnd gar ain groß wunder sint all der welt vnd an dem der almechtig got michel wunder vnd groß wunder hat gemachet ꝛc. S. 82b.

17 [1]) Man list huit an der hailigen epistel vnd also spricht sant

[1]) Vgl. 14.

paulus ich gevangner vnsers herrn ich pit uich das ir wirdiglichen get zu der ewigen wirtschafft dar wir geladen sein ꝛc. S. 77 b.

18) Der almechtig got nympt alle tag ain michel zal von dieser welt der igliches schuldig ist zehen helbling zu geben vnd wer sie nicht zu geben hat der muss ewiglichen verloren sein ꝛc. S. 94.

19) Gotes segen vber des rechten menschen haubt, also sint die guten vnd die gerechten zu allen zeiten in dem schirm vnd in dem segen vnsers herrn. S. 99 b. bis 105.

Als Probe.

Aus der elften Predigt.

Als spricht der gut sant peter wer ein gutes leben vnd ain senfftes leben wel haben das besließ sein leben vor vbeln worten wer das thut der hat ain guts leben vnd ain senfftes leben vnd mag doch wol zum himelreich komen vnd wie man gar wol zum himelreich kumpt mit gutem leben davon han ich willen zu sprechen Vnser herr der almechtige got der ist gar ein reicher kunig vnd gar gewaltiger kunig wann er ist vber alle kunig vnd ist vber alle hern vnd hat auch ain weites kunigreich vnd ain schönes kunigreich oben auff dem himel wann alle dise welt ist ain clain ding wider dem himelreich Nu secht wie michel das ertrich sey vnd wie grosß uich dunket das die welt sey recht als groß alle die welt ist wider ainem nadel spitz als groß vnd also weit ist das himelrich wider alle die welt, vnd wider allem ertrich vnd also weit vnd groß das himelreich ist so ist doch nymdt[1]), vber all in dem himel kain stat wann das alles sampt volles freuden ist vnd das man nyendt ain nadel mocht gestupfen vberall in dem himelrich wann das alles sampt voll freuden ist wann nu vnser herr ain so reicher kunig ist vnd ain so reiches kunigrich hat vnd das also weit vnd also groß ist vnd also gar großen freuden vnd wunnen vnd ern vol ist das es nymmer mund volloben kan das wolt er nicht ain[2]) haben wann ain

[1]) etwa: niendert?
[2]) ain: allein.

kunig der hat gar gern vil volkes vnd ist des fro das er vil gesindes hat, Seit vnser her so ain reicher kunig ist vnd ain so reiches himelrich hat Do erdacht er wie er ainen list funde damit er d' leut allermaist in sein himelrich precht in sein kunigrich wann er ain kunig ist do wolte er auch ain gepot gepietten das man sein do pey war nem wann ain kunig der sol gepieten vnd darumb gedacht vnser herr wie er ein kunickliches gepot, gepieten mocht damit er der welt aller maist in sein kunickrich pringen mocht vnd er dacht ainesdinges das die leut aller gernst tetten vnd in aller sannfftest vnd aller pest mit wer das wolt er den leuten gepietten den worten [1]) das der leute dest' mer in sein himelrich kämen Nu secht, ir herschafft, das hat vns der almechtig got allen sampt gepotten das wir thun ain ding do vns aller past nut ist vnd das vns gar sanfft thut vnd das alle diu welt gern tut wann er gedacht ob er vns ains ding gepoten hette das wir vngern gethan hetten das wir das nymmer hetten behalten vnd dovon hat er vns das gepotten das wir alle gern thun Also gern sach vnß' herr das vil gesindes in seinem kunigrich worn Got helff nur das wir all dar komen Secht wolt ir mir nu volgen so kumpt ir gar sanfft czu dem himelrich do so viel freuden ist vnd also weit vnd also groß ist So behaltent niur das ain ding das vns got gepotten hat vnd das wir doch alle gern thun vnd do vns gar wol mit ist des sol vns holt wol lusten So lang vnd lanck ir es gern thut vnd doch das himelrich damit gewinnent vnd der sein ye mer thut vnd ye offt' thut so im got ye mer ern vnd frewden geben wil in seinem himelrich Nu secht ob ir es thun wolt od' nicht wann es ist also gut dasselb ding das vns got gepotten hat das wir domit czu himel komen das sein der vogel in den lufften begert der wolff in dem wald der visch in dem wage der wurm in d' erde diu thir das viech vnd ett alles das lebt das begehrt alles sampt des selben dinges es sey man od' fraw arm od' reich gelert od' vngelert alt od' jung dieb vnd raub' sein wirt halt der tiufel nach dem jungsten tag begerende sein begerent die v'dampten in der helle die im fegfuit vnd ett alles das lebt auff erde das ist des dinges begerend das vns der almechtig got do gepotten hat das ist ain kunigclich gepot das man also wol behaben mag vnd do man also grosse ere vnd freud mit v'dienen mag Secht nu wil ich iuch es nennen vnd recht auf niwr genad den worten [1]) das ir es also behaltent das ir zu dem grossen vnd zu dem

[1]) den worten: aus dem Grunde, auf diese Weise, ea mente.

schonen himelrich kumpt do d' ewigen frewden nymmer zu rumet Nu mugt ihr es gern haben so lang sein alle die welt begerent ist vnd alle creatur vnd es haißet frid frid frid secht also haisset es wann es ist diu welt begerend vnd alle creatur was man tut das thut man alles durch den frid vnd was alle creatur thut es sey vogel od' thir das tut es alles durch den frid das ich yetzo thue das thu ich durch den frid wann es sitzet aines in mir das haisset der hung' das vicht her auß vnd fichtet mich an so iß icht ett dar so schiub ich ett ein das ich mir ainen frid gemach vor dem das der hunger haisset So sitzet aines in mir das haisset der durst das vichtet mich an so trinck ett ich dar das ich mir ainen frid mache vor dem das d' durst haisset So fichtet mich aines aussen an das haisset d' frost so leg ich gewannt an das ich mir ainen fride mache vor dem das d' frost haisset So mir dann warm ist so vicht mich aines an haisset scham do lege ich ober gewant an vor für die scham vnd das wir schaffen das ist durch den frid das wir sitzen das wir gen vnd ett alles das wir thun Secht das ist alles durch den frid das er im ainen frid mach an dem herczen das der diub stilt das thut er durch den frid das er im ainen frid machen mug vor d' ampt vnd ett alles das begert des frides wan wir möchten halt kain weil leben wann der frid [1]) vnd also nutz ist vns d' fride vnd das got mensch ward das tet er durch den frid wan do er geporn ward do sungen die engel Gloria in excelsis deo Et in terra pax hominibus bone voluntatis vnd do er mit seinen jungern hie auff erde ging. So gingen sie in kein hauß es wer ymmer ir erstes wort das sie sprachen der frid sey in disem haus vnd do er zu himel fur do sprach er czu den jungern pax vobis vnd alle tag wunschet man auch halt in der messe der frid vnsers herrn der sey mit uich Nu secht wie nütz vnd wie gar gut der frid ist an allen dingen den vns der almechtig got gepotten hat das wir den behalten domit komen wir alle zum himelrich vnd er hat auch gar weißlich gedacht do er vns den frid gepot Seit das er also gut ist wann er alle die welt domit zu himel wolt pringen vnd hete auch dar an gar wol gethan wann ain ding do die tiufel sahen das der welt also vil zu himel komen wer mit dem ding das got do gepotten hette Do gingen sie zu rat wie sie ainen list funden das der leut so vil zu himel nicht kömen O wee des owee ir vnseligen tiufel das ir den list ye erdachtent wann hetet ir den list nicht erfunden so ist yhundert

[1]) Unklar! Es scheint zu fehlen: „uns fehlte", oder zu lesen: ohn den frid.

mensch vor meinen augen[1]) wauffen vber uich geschrin vber uich verfluchen Tiufel das ir des listes ye erdachtent wann do vnser herr den frid gepot do gepot er den rainen frid den rechten vnd den guten Als das diu vnseligen tiufel sahen das vnser herr so vil der leut damit zu himel wolt pringen do slugen sie valsch müntz auff den rechten frid vnsers herrn recht als der auff rechte muntz vnd auff gute muntz lauter falsch slecht also slugen disz tiufel falschen frid vnd vnrainen auff den guten den vns got gepot wann er gepot vns dreyer hant guten frid vnd also slugen die tiufel dreyer hant falschen frid vnd also hant sie dreyer hant falschen fride geworfen vnter den rechten vnd hat auch damit manig tausent sel zu der helle pracht der nymmer:mer rat wirt die alle zu dem himelrich weren komen hetten sie den falschen frid nicht geworffen vnter den rechten wann alle die den falschen frid haltent die sind verdampt zu der ewigen marter Aber alle die den rechten frid haltent die sind des reichen kuniges gesind der ain so schönes himelrich hat Nu will ich dise cristenleute warnen vor dem falschen fride disen vnseligen tiufeln zu laide vnd zu laster vnd disen cristenleuten zu selden pfey ir tiufel das ist iuch yetzo gar laid recht als laid ainen felscher ist der ein falsche müntz offenbaret also laid ist den tiufeln yetzo das ich dise cristenleute warnen wil vor ir dreyerlay falschen fride wann es ist ob got wil ain michel tail hie die sich davor huten wollent Jedoch ir tiufel so furcht ich doch iuch pleib ir doch das mertail Der erst frid vnter den drein falschen friden das ist vngeordnet frid mit dem falsch[2]) Das ander vngeordnet frid mit dem menschen das dritt ist frid mit dem tiufel Die ersten die vngeordnet frid mit dem falsch[2]) hant das sint alle dem flaisch nachvolgent seines willen mit vber essen vnd mit vber trincken vnd mit andern posen gelusten so lang sie die augen fliehen hin vnd her das ist alles vngeordent frid mit dem flaisch so mit greiffen mit posen geberden mit vnkeusch mit trackheit an gotes dinst das ist alles falscher frid vngeordneter frid mit dem flaisch vnd ist der sel tod Bruder perchtolt sol des diu sel engelten was das flaisch thut das ist doch der sel gar laid so ist die sel vnschuldig wenn sie ist recht ain wirtin in dem leibe vnd davon solte sie dem flaisch frumelichen widerstan recht als ain frummer wirt seins hauses pfliget vnd ain frummer kunig seines kunigreiches also frumelichen solte diu sel des leibes pflegen vor po-

---

1) Nicht verständlich.
2) Lies: flaisch.

sey gelusten so solt die sel ett wider ziehen zu guten dingen zu betten vnd zu vasten vnd zu veinen u. s. f. Wil sie dann dem flaisch nachuolgen durch des flaisches leibe [1]) so muß sie auch die marter leiden mit dem flaisch Der ander vngeordent fride das ist vngeordent frid mit dem menschen das sint dreyer hant menschen mit den man vngeordent fride hat Der sint ain ob dir der andre neben dir die dritten vnter dir vnd do sult ir iuch fleissicglichen huten als lieb iuch das himelrich sey das ir das dem tiufel nymmer mer geuolgent das ir mit kainer slacht menschen vngeordent fride habt wann wer durch des andern lieb kainer [2]) hant ding thut das wider got ist vnd totlich sund ist der haltent des tiufels fride vnd des lonet er dir vil wol im gepreſt dann alles des fures das er nindert [3]) hat."

F. A. Pischon.

Nachschrift.

Wie wirksam Bruder Bertold auch im Schweizerlande predigte, ist bei Hottinger Kirchengeschichte 1255, Johannes Müller I, 530 und Pupikofer Geschichte des Thurgaus I (1828), 167 zu lesen. Seiner Anwendung einer Strophe des Titurel wird unten (S. 333) gedacht. Ohne Zweifel hat er auch den Dichter Helleviur (d. i. Höllenfeuer) im Sinne, wenn er von dem sündigen Volke redet, welches, anstatt den zehnten Engelchor zu füllen, dem daraus gefallenen Lucifer dient. S. 55: „daz sint die gůmpelůte, gyger vnd tambůrer, swie die geheiſzen sint, alle die gůt fůr ere nement. — Wanne du heiſzest nach den tůfeln vnd bist halt nach in genennet. Du heiſzest Lasterbalk; ſo heiſzet din geselle Schandolf; ſo heiſzet der Hagedorn; ſo heiſzet (der) Hellefůwer; ſo heiſset der Hagelstein. Alſo hast du manigen lasterbern namen, als din gesellen die tůfele, die aptrůnig sint. Die Zeit trifft auch zu, da Helleviur die Hohenstaufer Friedrich II und Konrad IV als gleichzeitig nennt. [4])

Merkwürdig ist auch die in Ottokars Oesterreichischer Reimkronik (Kap. 774) vom Bruder Bertold, als er im Jahre 1255 nach Böh-

---

[1]) Lies: liebe.
[2]) wol: diner.
[3]) irgend.
[4]) In meiner Ausgabe der Minnesinger, Bd. III, Nr. 9.

men kam, erzählte Weissagung, daß nach des einäugigen Königs (Wenzel) Tode, ein gewaltiger König (Ottokar) endlich Reich und Leben verlieren, und sein hoffnungsvoller Sohn (Wenzel, der Minnesinger) früh sterben werde; worauf nur kleine Königlein folgen: welches letzte mit Wenzels III Ermordung im J. 1306 in Erfüllung ging.

v. d. Hagen.

XXV.

Titurel.

Unbeschriebene und unbekannte Handschriften.

4) Berliner Pergamenthandschrift des Titurel.

Mss. Germ. Fol. 175. Ist mit der Nibelungen-Handschrift (Bd. I, S. 251) aus Süddeutschland und hat früher auch demselben Besitzer gehört, wie die auf dem alten papierenen Vorsetzblatte der jetzt neugebundenen Handschrift stehenden Zeilen bekunden: Dyterell de disciplina hōīs. 43. AV antoni9 anneberg^c. Die Handschrift scheint auch nicht viel jünger, und zeigt um 1400. Sie besteht aus 315 Blättern [1]), in 32 durch Blattzahlen und Kustoden bezeichneten Heften, je zu 10 Blättern, bis auf die Hefte 12. 16 und 17, die nur 8 Blätter haben; das letzte einzelne Blatt ist nur ein abgeschnittenes Stück mit der Schlußstanze. Das Ganze ist in Spalten zwischen Linien groß und gut geschrieben. Der Anfang und die einzelen Abenteuer oder Kapitel haben große rothe Anfangsbuchstaben, nur wenige rothe Ueberschriften oder kleine schwarze Vorschriften dazu. Die Stanzen haben auch rothgemalte Anfangsbuchstaben, sind aber nicht abgesetzt. Die Reime, und von Spalte 7 an, auch die Einschnitte sind durch schwarze, später rothe Punkte oder Striche bezeichnet; große Buchstaben haben nur die Namen. Jede Spalte, von 33—36 Zeilen, enthält meist fünf Stanzen, öfter mehr, als minder; woraus sich die Gesammtzahl 6280 ergiebt, welche zu der Wiener Handschrift stimmt, und sich dem alten Druck (mit 6417) annähert. Der Anfang lautet:

[1]) Die neue Zählung giebt 316, hat aber 280 übersprungen.

1. An anegeng vnd an letze [1]). piſtu got ewig lebende.
dein chrafft an vnderſetze. ze himel vnd erde haltet enpōr auf ſwebende.
dein ie dein ymmer ist gar vngephæchtet.
Sam wirt dein hōch nimmer prait lenge tieff dein getræchtet.

2. Swie doch gedanche gahent. ſnell vor allen dingen.
die nymmer dar genahent. daz ſi deinen gewalt mūgen ertwingen.
noch deine chraft alſo v̊ber grozze.
chaiser aller chunich piſtu got herre vnd niemant dein genozze.

3. Ze preyſen vnd ze rūmen. iſt ymmer dein gerichte.
ſeit du ſo raine plūmen himel vnd erde. chvndest gar von nichte.
den himel mit der engel ſchar geheret.
die erden mit dem getzirde. da uon dein lob in himel wirt gemeret.

4. Der perge vnd tal vnd ſtaine. holtz wazzˢ vnd alles ertereich.
zermul vnd machet chlaine. dem daz in der ſvnnen vert geleich.
ob man daz alles tze recht ertzelen chunde.
noch menger tauſent meile iſt von der gotes hōh an ſein abgrunde.

5. Wa mocht ſein chrafft geheret. halt in der gewaltes erwinden.
ſein gewalt an prait ſich verret. ie lenger ie weiter alvmb an endes vinden.
als er ie anegenge was got lebende.
er iſt wirt vnd reychſent immer ewichleich an ende leben gebende.

Die Abtheilungen ſind folgende:

2.

Bl. 5ᵃ. DEr von Prouentzale. vnd Flegetanys parliur.
haydiniſch von dem gˢle. vnd Frantzoys tūt ſi chv̄nt vil aucntewˢ.

---

[1]) tz ſieht faſt immer aus, wie cz.

daz wil Teuſche gan ez mir got chunden.
Swaz Parcifal da pirget. daz wirt ze liecht pracht ane
vachel zūdē.

3.

Bl. 14c. Hie mit ſo was er varende. all nach der engel zaige.
da er den leip nicht ſparende. mit ſtreit was des wart
vil manig͛ vaige.
von im gelait ſam vor des taufes zeiten.
Des ſelbn̄ engel phlagen. Die ualten manigen tōt an
allē ſeitē.

4.

Bl. 23c. Do er den tempel chlar vnd reich. het erpāwē.
Do het er wirde war vil ritterleich. got vnd werden
vrawen.
Vier hundert iar gedienet vnder ſchilde.
Vnd was noch d͛ geſtalt. ſam er gen̄ virtzich iaren
indert zilde.

5. Vorſchrift: Auentew͛ die auzlegung des g͛les.

Bl. 26c. Do Tyturel d͛ ſtarche. ſich mœchte hie vor perūren.
auz vorchtleich͛ parche. getōrſt er wol die ſeine in
ſturme fūren.
Seit ſprach er in alter ich lerne.
Daz ich den ſchilt mūz lazzn̄. Des phlag ich etwenne
ſchōne vnd gerne.

6. Vorſchrift: Auentew͛ die auzlegung des grales
vnd der x. potē.

Bl. 31a. Al ſeiner chlag die grōzzē. [1]) wil in nv got ergetzen.
mit vrewden vnd͛ ſtōzzē. hie wart ſein lait daz er ze
chunige ſetzen.
Solt den ſun an ſeiner ſtat nv ſchōne.
Do er die ſchrift was leſende. Frimutel ſol hie nv tra-
gen die chrōne.

---

[1]) Das e über den Selbſtlauten iſt häufig nicht als Umlautung, ſondern als Dehnzeichen (für ô) zu betrachten, wie in ī.

7. Vorschrift: Wie Gahmuret ſchied von Belakane
vnd erbarb die ſweſt[s] Tſchioſiane.

Bl. 36[a]. Wie ſchied d[s] eren reiche. Gahmvret von Welakane.
vnd wie er wͤirdichleiche. wol erwarb die ſweſter Tſchiosiane.
vnd wie er ſich enpraeh der Frantzoyſinne.
wil ich wol geſweigen. vnd ſagen hie von [von] chindleich[s] minne.

8.

Bl. 41[d]. Nu lazze wͤir die ivngen die ſuͤzzen die chlaren.
d[s] minne chumber ſtungen. da mit ſi chunnen ſo ſuͤz geparen.
vnd ſprechen von den ivngen. Talfeine.
auz Grahartzoys wie ez dem ergie. vnd Gahmuret dem werden Antſchoveine.

9. Auentewer wie Gahmuret ſein ende nam. vnd
wie grozzew chlag vmbe in wart.

Bl. 47[a]. Awe mich muet ain mære. daz imm[s] mā erſtirbet.
ſo muͦtleih wͤirdenbære. vn̄ der ſo manigen hoͤhen preis erwͤirbet.
wie vil reicher phant gab er da fuͤr ſein ſterben.
ſeit er vor tod erwarb nicht vrid. ſo traw auch ich mein leben nicht erwerben.

10.

Bl. 56[a]. Hertzelaude iſt hin geſchaiden. der phleg des himels vrawe.
nv hoͤrt von diſem paiden. dew man nv diche ſicht in liecht[s] ſchawe.
die Grahartzoys vnd auch dew hertzoginne.
dew hertzenlieb nv phlagen. gar ane vanch mit vngeuelſter minne.

11. Auentewre vō dem prachen vnd von der ſtrang.

Bl. 58[c]. Nv pruͦvet wilde mære. ez chom von vnhai[hai]le.
ſi waren an alle ſwære. des morgens vruͦ do wart in ze taile.

vil chvmbers den si prachten an ir ende.
von wund^sleichē geschicht. wůrden si aller vrewdē gar-
ellende.

12.

Bl. 68c. Ein chunich d^s Britonæise. sprach ich solt in wol
erchennen.
er chan mit tyost raise. helem vnd schilt wol venster
weit entrennē.
er chan auch wol in herten sturmen dringen.
mit scharphen ekken vngespart. er hört ie swertes
chlanch für vogel singen.

13.

Bl. 76d. In vrewden vnd in sorgen. d^s Talfin was westrichet.
piz der liechte mörgen. mit der svnnen hoche was
erplichet.
Junch herren waren pei sein^s petschaide.
daz het der wirt geschaffet. si puten im da wund^s rei-
chev chlaider.

14.

Bl. 83b: In chunichleicher weise. wolt Artaus ritter machen.
gar offenwar nicht leise. also daz von dē puhurt mů-
ften chrachen.
von tunstē perge walt vnd daz gevilde.
daz man da haizzet trawrén. daz wart da veriagt vnd
ist wilde.

15.

Bl. 84d. Im sant der wol v^ssunnen. der chlaider vnuerheltzet.
want er im wolte gvnnen. da von sein wird in preis
geueltzet.
vnd si mit eren nemende wær vnd gebende.
vnd töd d^s Gahmuretes. wær im imm^s an dem hertzen
chlebende.

16.

Bl. 88[a]. Der ſuez liecht gemale. alda was furſtē ſunder.
der vogt von dem Grale. Amfortas mich nimt des immer wund[s].
er phlag der cheuſchen rainen průderſchefte.
die nicht von dem Grale. ſolden chom. vnd werten in mit chrefte.

17.

Bl. 93[a]. Mænnichleich mouierte. ſich auf denn turnay ſwinder.
vil reich ſich da zimierte. ieher vnd diſer der alte vnd der chinder.
daz prueſt ich geren ſund[s] ob ichz pechande.
iedoch ſo wil ich preiſen. Artauſen den wirt von dē lande.

18.

Bl. 93[c]. Minnichleiches gruezzen. mit trewen der aller maiſten.
chund ez mein mund geſuezzen. als vil daz hertz des willen mag gelaiſten.
So wolt ich hie verſigeln in diſer gimme.
Salomons witz. darzu ain tail nicht gar Sirenen ſtimme

19.

Bl. 95[c]. Wildu an eren tantze[n]. in hôher wirde ſleichen.
zwelf plůmen, zů einem crantze. flicht die chunnen dich an wirde reichen.
mit zuchtē pald mit cheuſch ain lutzel vræbele.
nv hůt alſo der verte. ſo ſtet dein chrantz gar liecht vor ſchandē nebele.

20.

Bl. 97[d]. Der turnay wart ſich hebende. des morgēs auf der plange.
nv was mit ſorgen lebende. die chranch gerichten in dem gedrange.
durch pris ſo wart dev ſorge ie doch pedechet.
mit ellens reich gebæren. vor aller zaghait vil vnuerſchrechet.

21.

Bl. 105c. Ez ist wunderleiche sache. d^s hie průfet rechte.
Seit man ere mit vngemache. v^sdienen můez so wirt hie chrump daz slechte.
sol vngemach mit valle ere vliesen.
so wolt ich g^sne gesitzen. sol ich da mit wirde vnd ere chiesen.

22.

Bl. 113b. Der in Britain chrône. waz vor denn fursten tragende.
der het gesigt schône. vnd all die im gestůnden vnuer^s zagende.
dem wirte des landes der auentew^s.
gestůnden an dem preise. daz wurben ritt^s wert vnd vil gehew^s.

23.

Bl. 121d. Mich dunchet an dē mæren. ez wel sich auentewren.
do man die vrevdebæren. also hôh chūd stewren.
des wart etleich^s iamers vol gesetzet.
er hab im sein milte. sw^s sich also ze leste mit mir letzet.

24.

Bl. 127d. An der habe ze Marsilie. vand er mang^s hande.
vnd nicht geñ Sibilie. wolt er durch die wird von dem lande.
wand in d^s mazze chunde wol genuegen.
des phlegē noch die reichen. an witzen vnd auch mit der zucht die chlůgen.

25.

Bl. 133b. Awe ich solt erwindē. vor disen grôzzē sôrgen.
daz hertz iamers vinden. peleibt vrey swenn ez nv wirt verpôrgen.
durch daz so wil ich dise nôt v^sswеigen.
daz vns dew auentew^s. so diche læt an vrewden nid^s seigen.

26. Vorschrift: Wie der Gahmuret die galioten pedwang vnd sew zu dem Paroch fand.

Bl. 139c. Der poten ainer gahte. der dem auz Kampholaise.
die grözzē reichait prachte. ob der icht v[s]lür an sein[s] raise.
der Parroch gab im petenprōt daz reiche.
do er ze recht gesagete. daz der Talfin chom so wirdichleiche.

27. Vorschrift: Auētew[s] wie der Paroch d[s] haiden Ypomidon nid[s] stach.

Bl. 145d. Dew mær dev habē ende. nv hōrt wie si varende.
sein die nv in ellende. waren zægeleichen mūt die sparende.
also daz dv̊ nieman lebt so weise.
der an disen fursten. vinden mōcht ain seiden grözze vnpreise.

28.

Bl. 153a. Der Paroch sich mouierte. mit zehen rottē svnd[s].
d[s] iegleich zierte. ain sturē vane da ritterleichen vnd[s].
ritten chunige zehen auz weitten landen.
der zehent van sein selbes was. chunich vier vnd zwaintzich dar vnd[s] man erchande.

29.

Bl. 159d. Nv hōrt wie sich nv scharende. sint die Babilone.
genn streite reih[s] varende. vil mer dann sibenzich chvnige von vns chrōne.
tragen swie der Paroch vnd die seine.
vns da mit smæhent. daz rech ich svnd[s] vn̄ die gotte minne.

30.

Bl. 169a. Nv chom Glaramaceisse. ain pōt von dem vogte.
daz er den gotten ze preise. d[s] mörgens hōhe ere pit vnd dar nach zogte.

vnd solt genn halben tail ezzen trinchen.
manleich vor mittē morgen. da mit v^s holn^s manhait
ze liechte winchen.

31.

Bl. 175b. Vil hürtichleich gedruchet. von drein wart genn drein.
an ainer seit entzuchet. wart da vrewden wund^s den
amein.
ir ellenthaftew chraft pegund linchen.
von vber last der müde . . . . , .

32.

Bl. 181a. Vns ist hie vor pescheiden. wie der streit nam ende.
des Christen vnd haiden. von iam^s s guft wunden vil
der hende.
des wart vil hertz in iamer hie geraitzet.
zu der alten schulde. sus was dew rache genn rache
vil vnerbaizet.

33.

Bl. 189b. Ez nahent nv den zeiten. der vrtæleichen stunde.
daz sich von erst ain streiten. hebt daz peizzē chann
all hin ze grvnde.
vnd muzzen mit den ekken daz erringen.
mit pogen hatschen lantzen. swer signust von sturem
da wil pringen.

34.

Bl. 197b. Man sach den auz Egypten. mit æchten seiner genözzen.
swas im der gesipten. von seinem reiche lebens gar
v^s stözzen.
waren auf Plenantze an seinem ringe.
was er die nv chlagende. so wart des schaden mer da
svnd^s linge.

35.

Bl. 205a. Dew schar Ypomidones. ir chrieges nicht enperende.
was vil smæhes lönes. wart mā sey von der arbait
gewerende.

Der nebel varbe Turkuleiſen valte.
von Torkolis die paide. Ypomidon der fluſte vil betzaſte.

36.

Bl. 210d. Ein hȏren wart erchlenget. mit chraft auz chuniges munde.
vil hͤtzē war gevenget. in vrewde grȏz der daz geprůfen chunde.
wiė Akrin al da was gelungen.
ab den Chriechen wilde. was der ſikch da lȏbleich errungen.

37.

Bl. 217d. JR wider chunft was reiche. der wͤrd ſam der eren.
wā ſi vil wͤrdichleiche. in haidenſchefte wol ritters preis gemeren.
chunden dartzů reichait an dem gůte.
dev zwai ie frewde prachten. da von dew hertz auf nement an dem můte.

38.

Bl. 222d. Ez leit vor Kamfolaiſe. ein her was er nv ſagende.
daz nie ſo grȏz raiſe. in dem chunichreich was peiagende,
ſeit daz Hertzēlaude wart erworben.
vñ Turkeltals der fůrſt. iſt manleicher wer von in erſtorben.

39.

Bl. 230a. Da Waleis wart geravmet. von diſen hohen wͤdē.
nv wart iedoch geſavmet. daz ſi dhainer wͤrde raiſe pegerden.
ich main die auz Lalander chunden meiden.
dėw lant vil gar mit hazze. durch liſt ſach nieman rache von in leiden.

40.

Bl. 234c. Von Karidol er drabte. můtes vnuͤainet.
wa hin er willen habte. nicht wann recht al dar gelukche mainet.

in ain walt er chom an ein gerewte.
da lagen rekchen zwene. er davcht daz er geſæh nie
grͦzzer lewte.

41.

Bl. 243d. Diſew auentewʿ. wont nicht in ainer tzungen.
ſi hat iͤr aller ſtewre. iͤr chainev hat den werden preis
errungen.
dew alle tzungen haben ſo gar gerůret.
Tſchionatulander. der zwelfer tzvngen hʿren het geſůret.

42.

Bl. 250d. Vrlaubes ſi nv gerten. do hueb ſich iamer ſtrenge.
gedanch ſi da wʿten. daz ſi ein andʿ ſahen nicht die
lenge.
Taſme peualch er chvnig vnd chuniginne.
daz ſi im die pehielten. durch ſeinʿ trewen dienſtleiche
ſinne.

43.

Bl. 260a. SJgvn dew will ze vʿre. ſich auer in chlag vʿtieffen.
wie vʿt ewer chindiſch hʿre. vraw Auentewʿ ich wolt
daz wir im rieffen.
daz Sygvn wær die vnchlagͤde.
wil ſi nicht mazze minnen. ſi wirt mit ſolhʿ chlage ein
ſterben tragende.

44.

Bl. 266d. Der trewen vnd der eren. was nv nicht ain chlaine.
die Tſchynouer nv cheren. geñ dʿ haydenī pegvnde
allaine.
durch dev mær vnd durch den ritter rͦten.
der da tzem Plimizol. von Kundrein an vreuden wart
verſchrotten.

45.

Bl. 276c. Leben mit dʿ ſlichte. daz lobent himel weiſen.
die weiſent auch die richte. in welhʿ acht welle wir
nv preiſen.

den gar vngeloesen mit den liechten malen.
erwirbet das Kondwiramurs. vnd Amfortas erloeset
wurden auz qualen.

46.

Bl. 291b. Der nv der v^ste chunde. wil haben des Waleise.
ob er den Gral erfunde. vnd er die sæld erwurb in
streites vraisen.
od^s mit tugenden die auf in erbten.
so wolt ich ez peweisen. die mit vntugenden tugende
nicht v^sderbē.

47. Die auentew^s pringet aldo den Gral da hin
gegen Jndia. (Die Vorschrift liest Dev — alda)

Bl. 305a. Do Ferafiz erhôrte. dew mær all diser chunfte.
vil hôch sich empôrte. sein hertz fûr in frevdē sigenunfte.
wann trawren sôrgē het er vber wunden.
wunschel wirde chrône. hat er hie nach sein^s girde funden.

48.

Bl. 312b. Der sich hie got ergebende. was von haidens ôrden.
vnd christenleich was lebende. der was von got innen
wôrden.
im sait ein stimme er wurd vat^s einem chinde.
tze manigen lande. wurd es geporen vnd allē dem
gesinde.

Der Schluß hat auch noch die 6 Stanzen der Dietrichsteinischen Handschrift, (oben S. 284), und lautet hier:

Durch hailichait des Grales. wuechs do immer mere.
dew wird Parcifales. vil paz dann all^s chunige wird
vn̄ ere.
want si daucht ob man sein wær enperende.
so wær daz chvnichreiche. chain weil an sein^s wird
werende.

Hie mit was vngeswachet. frucht dev Ferafisen.
paider wær pedachet. schuef vber all die jungen vnd
die greisen.

der alte priest Johan der vil werde.
noch was er solh wirde. paz dan alle chunig sint
auf erde.

Swas si dar chinde prachten. vnd den si noch gewunn̄en.
ich main der gedachten. hie vor daz si geleichten wol
der svn̄en.
Kondwiramurs vnd Vrrepans de Tschoyen.
der paider frucht an eren. wuechs sam lilie für die
Öster gloyen.

Jmmer tzu nemende. pyschoff patarchē.
dem trone wol gezemende. pegund all ir wird fur sich
starchē.
sw da priester Johan wesen solde.
daz vindet man noch heute. an dem Gral geschriben
da mit golde.

Sust habent si mit eren. in priest Johans lande.
ir sæld chan sich meren. sich all sunde vnd aller
schande.
sw sich all da mit haupt svnden letzet.
der wirt vntz er gepuezzet. vō den leuten an daz velt
gesetzet.

Je doch si müzzen sterben. swie sew der prvnne junget.
wan daz si nicht vderben[t]. an dr sele mugen gar
vngestunget.
peleibent vor aller helle quale.
in dem vegvew. lautert sich ier chlain svnden male.

Ez ist vor allē male. ich main daz vbel haizzet.
sw sich d sundē strale. vsneyden læt daz er tzer helle
erbaizzet.
daz ist ain mal daz ewichleichn̄ prinet.
vater sun hailiger gaist. mach vns die himmel vrewd
wol erchennet. Amen Amen Amen.

Die vom Bruder Bertold in einer Predigt (der Klingschen Ausgabe S. 162) angewandte Strophe im Munde des 300jährigen Titurel, lautet hier:

Bl. 313c. Jch ſuech den gehewren. ſcheph^s aller dingen.
an allen createwrē. vnd vind (in) au in allen ſunderlingē.
ich vind (in) pey dem ſuzzen vogel ſange.
pey aller pluemen varwe ſmach vnde würtz vnd all^s harphen chlange.

Dieses dient zugleich zur Zeitbestimmung des Titurel-Dichters (oben S. 268. 276), weil Bertold um die Mitte des 13ten Jahrhunderts predigte und 1272 starb.

---

5) Berliner Papierhandschrift des Titurel.

Auch diese ist in Süddeutschland zu Hause: ich erwarb sie aus Wien durch F. Goldhan, und überließ sie der Königl. Bibliothek, wo sie Cod. Germ. Fol. 470 verzeichnet steht. Sie ist noch im alten Holzbande, mit Leder bezogen und Buckeln beschlagen. Die 228 Blätter des Titurel bilden 19 bezifferte und mit Kustoden bezeichnete Hefte, es fehlt am letzten Hefte das zweite Blatt (218), und an dem darauf folgenden unbezeichneten Hefte, das noch 16 Blätter zählt (einschließlich 2 leere), fehlt das erste und letzte Blatt. Auf der Inseite des alten Vorsetzblattes steht von gleichzeitiger Hand Anno dm̄ M° cccc° lvij° c^tu libelū, d. i. anno domini 1457 consumatum libellum; welche Jahrzahl auch ganz zu der Handschrift stimmt. Sie ist in Spalten, von guter ausgeschriebener Hand; die Stanzen sind abgesetzt mit roth gemalten Anfangsbuchstaben, die Reime und Einschnitte nur vornherein mit Punkten bezeichnet, durchgängig ohne Absatz. Die Abenteuren haben rothe gereimte Ueberschriften. Der Anfang ist:

HJe hebt ſich an ain lied von der gōtleichē weiſzhait vn̄ d^s werlte.

An angeng vnd ān letze. biſtu got ewech lebnde.
dein chraft ān vnd^sſetze. himel vnd erd helt enpor auf ſwebēde

dein ie dein ymm^{s} iſt gar vngefaͤchte.
ſam wirt dein hoͤhe nimm^{s} braite. lenge tieffe dein betraͤchte.

Swie doch gedanche gahēt. ſnell vor allē dingē.
die nymm^{s} der genahēt alda ſy muͤgē deinē gewalt erſwingē
noch dein herſchaft alſo vber groſſe
ain kayſer aller chunige biſtu got her^{s}e vnd niemā dein genoze

Ze preiſen vñ ze růmen iſt ymm^{s} dein gedichte.
ſeid das du raine pluͤmē himel vnd erde kundeſt wol vō nichte
den himel mit d^{s} engel ſchar geheret
die erden mit gezierdē da von dein lob in himel wirt gemeret

Der perg tal vnde ſtaine. holtz waſſer vnd erdreiche.
zermül vnd machte chlaine. dem das i der ſuñen vert geleiche
ob mā das als zerecht erzellen chunde.
noch meng^{s} tauſēt mile ſint vō d^{s} gottes hoͤh in ſein abgrùnde

Wa mŏcht ſein chraft geherret halt indert gwaltz erwinden.
ſein gwalt ăn brait ſich verret. ye lenger ye weiter al vmb ăn endes vinden.
als er ăn anegēg ye was got lebñde.
er iſt vnd reichſet ymmer. gar ewechleich ăn ende lebñ gebende.

In den leeren Stellen zwiſchen den erſten 67 Stanzen dieſes Einganges ſteht von derſelben Hand roth geſchrieben:

hab got lieb vor allen dingen ſo mag dir wol gelingen vnd was dir gebrech ſo růf Mariam an. wan dir die an wol gehelfen chan lern chind gern. ſo wechſt dir ain grůner

chern Aue Maria gracia plena dominus tecū benedicta tu ī mulieribꝰ et benedictus fructꝰ vētris tui Jesus xp̄s amē Pater noster qui es in celis sanctificetur nomen tuū adveniat regnū tuum fiat volūtas tua sicut ī celo et ī terra Panem nostrū cottidianū da nobis hodie et dimitte nobis debita nostra sicut et nos dimittimus debitoribꝰ n̄ris et ne nos inducas in tēptatoē sed libera nos a malo amen.

Die Abtheilungen dieses Lieds, d. h. strophischen Gedichts, sind hier ferner: [1])

2\. Hie hebt sich an das lied vnd auenteúr von Thyturels vordern.

86\. Der ausz der Prouēzale Flegetanis parlúre.

3\. Hie hebt sich an wie der edel Tyturel geporn ward amen.

158\. Si chomē haim ze lande gar aller not ergetzet.

4\. Hie sait die abentewr wie die engel dem Thyturel den grale zaigten.

272\. Do Thyturel der liecht gemal susz lebte her vō jugēde.

5\. Hie vert Tyturel von vater vnd von müter in Saluaterre.

298\. Hie mit so was er varende. al nach der engel zaige.

6\. Hie lert Tyturel seine chinde.

501\. Do Tyturel der starkche sich mocht hie vor berūren.
aufz vorchtecleichem parkche getorst er wol die sein in stürme fūren
seid sprach er ī alter ich nū lerne
das ich den schilt mūsz lassen des pflag ich ettwenne schon vnd gerne.

7\. Auenteúr wie Frimutel ze dem gral chúnig ward.

605\. All seine clag der grossen. wil in der gral ergetzen.

[1]) Die Stanzenzählung ist nach der Wiener Pergamenthandschrift angesetzt.

8. Auētewr wie Gamuret gein Baldach
für. Am Rande steht schwarz wie Tschionat-
düland^s von Sigavn vrlavb nam.

744. Ditz was ain anegēgē der chind gesellescheſte.

9. Hie ehomē die chúnig von Babylon
Pōpeyus vn̄ Yppomedon.

814. Nū laſſen wir die iūgen die ſüſſen vnd die claren.

10. Auentewr wie Gamuret erſlagen
ward mit groſſen liſten.

946. Sus ſtrait d^s von Antſchawen vntz an den fünften morgen.

11. Auētewr wie Tſchyonatulāder haim
ze lande für mit ſein geſelln̄.

1048. Haym füren dy ellēnde vō Marroch aus dem lande.

12. Auētewr wie Tſchionatulāder her^s
ward vn̄ Parcifal geporn.

1110. Nū geſweigē wir der ueſten iamerhafftē peine.

13. Auētewr wie Talphin rait nach
dem brakchen ſaile.

1293. Nach des brakchē vert alda ſo ke^{s}t er nū vil palde.

14. Hie ſendet dem Talphein der Atkemerat
vō p^{s}ſente reichē rat.

1546. Do Tſchyonatuland^s was ze ritt^s worden.

15. Auētewr wie Artus puchurdiert
mit ſeinē geſten vnd auch wie
er ritter machet.

1664. Jn chunichleicher weiſe wil hie nū ritter machē.

16. Hie liſt mā das braken ſail
das kom Tſchyonatulād^s zū hail.

1871. Ainē ſchreiber wol geleret d^s chùnig hieſz leſen.

17. Hie merkch die zwōlf eren plūmē zů ai-
nem crantz.
die behalt ſo geſt mit erē an dē frōden
tantz.

1916. Wiltu an eren tantze in hochē eren ſleichen.

18. Hie hebt ſich der turney
vm̄ den kvſſ vn̄ das chrētzeley.
1957. Der turney ward ſich hebn̄de dez morgens auf der plange.

19. Hie hat der turney ain end Got vns ſein gnad nū ſend.
Hie hebt ſich wie der kúnig von Marróch zu Artus kom vnd wie die frawen vnd die mayd all verſtoſen wurdē vnd dar nach wider funden.
2297. Die Sybra hayſt ain waſſer das gie durch Floriſchantze.

20. Hie geſigt ſund' ſpotten
der Grahardoys an dē gaylotten.
2689. Des auētwr vnſúſſe durch ainen fúrſten milte.

21. Hie wirt ain veſperey getân
von Talphin dem w'den man.
2959. Die mâre haben ain ende nū hŏret wie ſy varende.

22. Hie ſchart ſich der atmerat
ſein her mit weiſem rat.
3114. Der baruch ſich mouierte mit zehen rotten ſund'.

23. Hie ſcharēt ſich die Babylon
Pompeius vn̄ Yppomedon.
3258. Nū hŏret wie ſich ſcharēde ſein die Babylône.

24. Der aus Perſya hebt den ſtreit
der fúr lebn̄ ſterbn̄ geit.
3448. Des mo'gens ſach man keren Gloramatis zu velde.

25. Hie wirt Kyllikrates gevaiget
ſein leber wi't der ſunnē zaiget.
3596. Killicrates d' wilde mŏcht eyſen han v'ſlunden.

26. Wie Daries vō Tſchyonatuland' erſlagē ward.
3710. Daries von Orlendune het er nū gar v'geſſen.

27. Hie wellent die ſoldā zechē
Das ſy die kunteys rechen.
3864. Es nahet nū den zeitē d'urtailichen ſtunde

28. Wie Yppomedō mit dem Baruch strait
Vnd wie in dar nach der Talphin dˢ nider lait et cetˢa.
4165. Die schar Yppomedones ir chrieges nicht enperēde.

29. Auenteúr wie Pompeius von Ekunat erslagē ward.
4221. Pompeius úbˢ lenge die flust kom in sein ore.

30. Nach grossē sige geit grofs gut
dˢ Baruch hochgemut.
4285. Fúr den liechtē mayen mit aller seinˢ blůde.

31. Auēteur wie die Christē widˢ haym ze lād furen.
4378. Urlobs tze dˢ Atmarinne die hŏchsten alle begˢten.

32. Auē wie Orilus vnd Lehelein fur Kanfoleys
zugē vnd wie sy da von geslagen wurden.
4491. Ain hˢ voˢ Kanfoleyse leit so wz er in sagenda.

33. Die ubˢ fart hat ain end
got vns sein gnade send.
Hie hebt sich ein andˢ lied.
wie Artus gein Lucio mit hertem streite schied.
Amen.
4189. Lucius vō Rome dˢ wolt Artusen suchen.

34. Wie Tsyonatulandˢ mit sein ainēs hand
wolt retten sein leút vnd auch sein land.
4689. E dan̄ sy sich zˢliessen do komen laide mære.

35. Auētˢ wie Tschyonatulander
gesigt an Philippo vn̄ Alexāder.
4714. Von Karidol er drabte des mütes unuˢainet.

36. Hie strait T(sc)hyonatulandˢ mit Orilus vō
Lalander.
4898. Ains moˢgens do sy lagen mit grosser frŏden fůre.

37. Wie der edel Tschyonatulander erslagen ward.
5055. Jedoch sy furbas zogtē vnd funden aine weite.

38. Sygunē trew vˢdiēt hie wol
Das mā alle frawē eren sol.
5148. Jr chlag widꝭ an hebn̄de dˢ wirt ot aber begun̄en.

39. Hie kōmt Parcifal zu Signnē vnder die linden sund^{s} twal.

5213. Sigun wil sich nū verre ot ab^{s} in chlag v^{s}tyeffen.

40. Talpheins freund chlagten hie das Sigū nicht ablie.

5345. Ob d^{s} nū var mit haile des het sy groſſ gedingen.

41. Wie Parcifal zu Signnen kom in dem wald.

5450. Jn dirre chlage swåre do drabt her in der wilde.

42. Wie Parcifal erlōſt Pardischaln die liecht gemaln.

5632. Die red hab nū ein ende nū hōrt wie sie hie streiten.

43. Auēteur wie Eckunat rach den Tſchyonatuland^{s}n vnd dz er Orilus erſlūg vō Lalander vnd er auch laid vngemach.

5827. Von frōden auch d^{s}wilde. nū main ich Eckunatē.

44. Die auēteur bringt alda den gral in land Yndya.

6239. Diſe langen måre was Feyrefis hie sagende.

Der Schluß lautet:

6375. Swie der Feyrafyfen vnd Vrrepans de Tschoyen
der bejagte do das preyſen ſo daz in maid vnwirde mivir poyen
nach im nū Gamuretes frucht die hōchsten
ub^{s} all den hoff da waren vnd auch dar zū d^{s} manhait wol die grōſten.

6276. Durch hailichait des grales so wūchs doch ymm^{s} m^{s}e
die wirde Parcifales bas dan aller kunige wird vnd ere
wā ſy da jahen vnd wåren ſy ſein enperende
ſo wår das kúnichreiche auch an aller werdekait nicht werende.

6277. Nū prieffent alle w^s^den dise wird des büches
vō Deutscher zungen auf erden zwar nye getychtet
ward so w^s^des rüches
das leib vnd sel so hoch sein wirde weyset
all die es lesn̄t und hörent der sel werd eweckleich
geparadyset. Amen.

Explicit.

Hie hat ditz püch ain ende
ân alle missewende
Wer es gern höret wisset das
Jm stet sein weishait vester bas
Gein güt vnd auch gein ere
Was sol ich sprechē mere
Got müs sein pflegen
Vnd geb im Abrahams segen
Amen in gottes namen
Explicit hoc opus totum
Jnfunde da michi potum
Versus veritatis
Dien vast vmb chlaimen sold
So werden dir die herren hold
Wer herren dienen wil
Der dien vest vnd aysch nicht vil
Amen Amen.

Es fehlen dieser Abschrift im Vergleich mit der Wiener Pergamenthandschrift Str. 56. 1803—4 (fehlen auch in der Käsarschen Handschrift und im alten Druck). 3759—60. 4727. Dagegen hat sie folgende 28 Stanzen mehr, davon die ersten 10 auch in der Käsarschen Handschrift stehen.

357b. Swas al die maist^s^ garwe da auf die glas entwúrffen
vnd welher lay varwe sy mit dem pensel woltē dar
bedúrffen
das ward verwieret wol mit edlem gestaine
der ye die selbn̄ uarwe het nach der art liecht laut^s^
vnd raine.

624b. Der alt weisz erkante die selben not alberende
mit witzē er ſy mātc· das ſy der chraft ze dem gral
wr gerēde
wañ ſy dem gral da stünden in dˢ nāhe
ſeinē dienst ze werde mȏcht im erpietē nyemā mer
chain smāhe.

624c. Der werde chreffte mugēde mit helfe dienst ze leiden
das was an im ain tugēde da mūſt etleiche sich vō
zúchtē reyden
dˢ iugēde ward nye grȏſſer schad an leibe
dañ uber lang geſtanden halt starkch diet den mānē
vnd den weiben.

1273b. Da mȏcht ich wirdecleichē in deinem dienſt gereiten
Artus der milte reiche ich waiſz das er mir prief in
kurtzē zeiten sendet her das wir
im chomen schone
da ſoltu ſehen hȏren durch ſchilte chrachē sper in
hellem done.

1487b. Durch hertzēlaid ergetzen er pot im ſȏlhe ere
der ſeine wirde ſetzen kund alſo das man ir noch
nymmᵉ mer(e)
vˢgeſſen mag auf Chriſtenleicher terre
vnd auch in haidenſcheffte der hies Artus der Brita-
neyſer herre.

1622b. Die botten ſich nicht ſaumtē wan er was auf der verte
da pey den selben stundē do er mit hoch wirde rang
mit hˢte
vnd ſchied vō lob die zehen ſtund man bieret
das in vō achtzig maiden mit preiſe wˢt vil hoche con-
diwieret.

1885b. Hab leibes gierd in hūte vor schāmleichˢ verte
geduldichait demūte vnd keuſch nim dir zu einer zūchte
gerte
und nim die warē miñ für weltleich ſūſſe
nū hūt wol der verte das ſich dein vart mit sāldē en-
den mūſſe.

2243b. Der wider tail geraten da vo^{s} waz taug^{e}leichen
da gein ſy doch nū haten gewarnet ſich als helde
witzereichn
nū hôret w^{s} da was ir widertailes
ich wen ſy doch verkauften was ſy ze lang gein in
fůrten vailes.

2855b. Tſchyonatulād^{s} enpfacht aus v^{s}rē landen
ir mūde wol ain ander d^{s} miñecleichñ ſůſſen wol be-
kanden
ſeit ſy in auf die ſchoſe hat geſetzet
vnd chintleich clagēd^{s} nôte mit ſůſſē troſte kuſſend
ward ergetzet.

2900b. Es ward ſo groſſe ere nye Kaldea dem lande
noch kam it vordern mere erbotten das ye man Chri-
ſten da bekante
vierzehen kunig und newn da her mit zogte
dar ward dē Babylônen enbotten vō dem kayſerleichen
vogte.

3421b. Dein zal doch môcht vil leichte mit funfen ſein volendet
dar vmb vil lange ſichtē ſich unſ^{s} hoche frôde nider
lendet
ſeint Ackerin die ſelbñ zal zerbrochē
hat mit Syria dem reiche dem ſiben thron tze Dienſte
ſint geſprochen.

3562b. Härpfen chlanges dône die ſol man alſo ſůſſen
vil edel ſtimme ſchône ſo geit ſy dem der wol die ſaite
grůſſen
chan die chlainē gros die mitt^{s} maſſe
ſo mag er frôde machen im ſelb^{s} wol vnd ſeine(n) vmbe
ſåſſen.

3893b. Dar nach gein Ackerine wir ſúln nicht beſund^{s}
die zehend ſchar die meine die můſſen ob geligē vnd
nicht vnd^{s}

was mag in vor geſein war sich die naigent
da wirt nicht mer vorgaben ſy ſint auf die die vogel
vIger zeigent.

3994b. Der fůr ye doch nicht ſundʼ Eſchelier vnd Amaſure
vnd Emʼal dar vndʼ die auf Plenantze nam des todes
ſchaure
vnd kunige drey die Gamuret da valte
der Eſchelier wirt vʼgeſſen wol über halb an den er
preis bezalte.

4198b. Hie mit ſint vndʼ ſchaiden die haiden vnd die Christen
Fortune zegat die haiden hand ſunder waren got in
valſchen liſten
ſo wůnſchen wir geluckes ſǻlden vnd hailes
wan er got ſelb iſt gebnde ob got da nicht benēnet
wirt des tailes.

4294b. Wie lange ſy da lågen wol ſiben tag mit alle
dʼ trewen nicht die trågen vō den ward da ſundʼ frȯ-
den ſchalle
geſuchet mag vñ herre auf dem plane
die wurden reich gebalſemt des warē ſy zů baider ſeit
nicht ane.

4294c. Vnd auch die wunden lebēde mit vil der pflaſtʼ reichen
was man in ſalbe gebñde mit freundes handelūge
wʼdicleichen
den Baruch bat do Tſchyonatulandʼ
das er Secureys hieſſ balſmen als die ander.

4294d. Des was er in do werende der wille was im ſůſſe
Ackerin was nů gerende duʼch der künige wirde sundʼ
grůſſe
ob ſy auch die ſoldan balſem ſolten
das ward im wider raten ſeint das ſy ſelbʼ gȯte weſñ
woltē.

4194e. Den rat da gabē Chriſtē vnd das er doch ſein ere
an im da ſolte friſten vnd in erzaigte ſundʼ wirde
mere

das mā ſy ſchone hebte vō d^s erden
und ſy zu Babylone wid^s ſchoñe ſante ſam die hochē w^sden.

4294f. Wie das nū gar geſchâhe das wurden lange mâre
mit mang^s reichait ſpâhe was hie vo^s lange Securius koſſtebâre
gebalſemt reich Ackerein in ſante
do haim vil w^sdechliche an allen den kunigen er da preis bekante.

4319b. Die zucht das iſt die tugēde die vall in das gemûte
dein kinden in d^s jugende dar nach die ſûſſe miñe mit hochgemûte
manhait die minn des erſt dar iſt ſúndig
baid milt vñ and^s wirde die ward an dir vō kind nye miſſewendig.

4521b. Wan er ye was geſigēde herleich ob allen vogeln
vnder da nider ligende alſo geſchach in hochen frôden gogeln
da von dem aren den Artus hie bringet
der wol mit ſein^s milte vil manige hoche w^sdechait erringet.

4560b. Es do^sft in nicht v^sſmahen dié im da helfe bietē
do wolten durch enpfahen er wond er ſolt ſich and^ss da nieten
des ſelben warē ſy des zweifels eine
ſy ſolten gein im reiten ı and^s wâte dañ in ſtahel zaine.

4681b. Das er der milte kunde formierē all ir wirde
vor mit snabel mūde ab^s mit d^s chlaw d^s chrâul girde
was Artuſen h^stz ye gevidert
der adelar ſtet milte ſtūd auf dem ſchilt vnd in dem van gevidret.

5078b. Seint mir gelúcke fûget das ich dich han ervellet
des mich durch recht genûget mein hertze mûſ dir ymm^s ſein geſtellet

ze dienste mit dˢ hochē trewē reiche
mit schilte nye bedecket ward ritters leib des preis sich dir geleiche.

5282b. Wol fúnft vnd zwaintzig fúrstē die fúrste namē wielten
vnd sich ye liessen dúrsten nach hohem preys so das sy wol behielten
ir wˢdes lob nach fúrstēlicheu eren
die heten all gedīgen so das gelúck ir såld da solte meren.

5920b. Die stent vns all ze chlagēne dˢauenteur gemaget
mir zimt auch frōd ze sagene vnd ist daz yemā freunthalb mich gefraget
wˢ noch frey voˢ laid ist vngeschehn̄de
ich wen sein frōde chlaine sey die er vō liebe sey der sehn̄de.

Dreizehn dieser Stanzen (1273. 1487. 3893—4560) stehen auch in der Heidelberger Papierhandschrift, mit welcher sie eine im hintern Drittel stark verkürzte Darstellung gemein hat. Diese dort schon mit Str. 4654 eintretende Verkürzung beginnt hier erst 4937, und es fehlen von hier an folgende Stanzen: 4937—41. 43. 49. 52. 53. 55. 59—70. 72. 73. 79—82. 88. 5008—12. 31. 42. 43. 51. 52. 59—61. 63. 66. 93. 96—99. 5103. 15. 18. 23. 24. 27—32. 46. 47. 51. 54. 56—64. 67. 69—72. 75—78. 80—84. 86. 88. 90. 91. 94—96. 98. 99. 5201. 4. 6. 8. 10. 18. 28—33. 35. 41. 51. 56—71. 85. 89. 91. 94. 96. 97. 99. 5304. 5. 7. 12. 18—20. 26. 27. 33. 34. 50. 53. 56—58. 60. 62. 64. 66—68. 70. 73. 75. 78. 79. 81. 85—87. 90. 93. 94. 96. 98. 5400. 2. 4—6. 8—16. 20—22. 25. 26. 29. 31. 32. 34. 36. 37. 39. 41. 42. 44. 47. 50. 57. 58. 69. 71. 72. 75. 77—84. 90. 96. 97. 5501. 7. 8. 11. 12. 20—26. 32. 34—43. 45. 60. 64. 66—69. 79. 84. 85. 5630. 31. 3435. 37—42. 47. 63. 65. 69—73. 75. 77. 83. 85. 86. 90—94. 5608. 10—36. 40—45. 47. 48. 52—54. 61. 62. 70. 71. 76. 77. 80. 82—87. 93. 94. 96—5800. 3. 5—7. 13—19. 22. 30. 34. 36. 37. 41. 44. 46. 48. 50. 53. 57. 58. 63. 64. 66—68. 70. 72—77. 79—5915. 18. 21. 24—33. 35—6018. 23. 26—34. 39. 43—46. 56. 57. 59. 61—68. 71. 73. 77. 79. 80. 82—89. 91. 92. 95.

6100—6. 10. 11. 16—22. 26 31. 33—35. 38. 40—42. 46—51. 55 58. 63. 65. 68. 71. 72. 77. 80. 83—85. 88. 89. 93. 96. 6204. 5. 10. 11. 14. 15. 19—25. 35. 41.

Die Kehrseite von Bl. 229 bis Bl. 240 füllt, von derselben Hand, die Erzählung Maier Helmbrecht von Wernher dem Gartener, die auch in der Wiener Handschrift der Nibelungen und des Heldenbuchs steht. [1]) v. d. Hagen.

XXVI.
Der Hörselberg.

Als ich im Herbste dieses Jahres in Jena war, wo sich diesmal die Deutschen Naturforscher vereinigt hatten, zeigte mir mein Freund, Herr Oberbibliothekar Göttling, die Handschrift eines noch nicht bekannten Gedichts, der Hörselberg, von etwa 3600 Zeilen. Es findet sich in einem dicken Quartband Bud. Ms. q. 70. als drittes Stück von zusammen 15 Stücken geschichtlichen und theologischen Inhalts. Das Papier ist etwas vergilbt, und das Wasserzeichen nicht recht erkennbar; die Tinte oft blaß. Die Rechtschreibung ist, wie damals gewöhnlich, ungleich und willkürlich und von verschiedenen Händen. Im Anfange bis 337, wonach eine neue Hand beginnt, ist nach jeder ungeraden Zeile ein Komma, nach jeder geraden ein Punkt gesetzt. Später ist diese Regelmäßigkeit nicht mehr, aber auch hier sind die Scheidezeichen höchst willkürlich gebraucht und oft ein Komma am Ende eines Satzes und umgekehrt ein Punkt in der Mitte desselben.

Auf dem Titel steht, man weiß nicht recht, ob als bloßer Abschreiber oder als Verfasser, ein gewisser Victor Perillus, der, wenn auch nicht einen ehernen Stier, um Menschen darin zu braten, wie einst sein Namensvetter in Sicilien, doch wenigstens auch einen Schlund fertigte, in den Menschen gebracht werden, um ihren Lohn zu finden. Auf der Rückseite des Titels ist ein Epigramma scriptum ab Amico unterzeichnet T. A. I., worin der Verfasser Grannus genannt wird. Auch dieser Name ist dunkel.

[1]) Vergl. Bd. I, S. 266.

Was nun den Inhalt betrifft, so spielt das Gedicht in Thüringen zwischen Gotha und Eisenach im bekannten Hörselberge, der seinen Namen von dem dort entspringenden Flüsschen Hörsel hat, der aber hier die Ableitung vom Hören der Seelen findet, da die abgeschiedenen Seelen (Umbrae) hier aufgenommen werden. Heidnisches und Christliches ist wunderbar durcheinander gemengt. Es ist gleichsam eine Deutsche divina commedia; zuerst sieht man Finanzer oder Betrieger sitzen, „die stets vor Angsten frieren vndt schwitzen", weil sie aus einem Munde „geblasen kalt und warm zugleich"; die Fuchsschwänzer und Sophisten werden von Grillen, Humsen (Hummeln) und anderen Arten von Ungeziefer, die durch 24 Zeilen oft mit ihren lateinischen Namen aufgeführt sind, geplagt und gestochen; den Großsprechern sitzt eine Aglaster (Elster) auf dem Kopfe; den Wucherern wird nach manchen Martern das Blut abgezapft, das sie im Leben Andern ausgepresst haben; vor den Trunkenbolden stehen große leere Humpen, die sie verschmachtend immer vollzuschenken suchen; die Buhler wälzen einen großen Stein auf einen Berg, der immer wieder zurückrollt; den Pfandleihern werden mit Stricken die Hände auf den Rücken gebunden; die Schadenfrohen müssen auf einer dürren Haide tanzen und dazu geigen; die Zärtlinge, die ihre Füße im Leben nicht gebrauchten, worunter außer vielen Königen, Fürsten und Geistlichen auch Artemon (bei Anakreon), der Freigelassene Mena (bei Horatius) und Struma Nonius (bei Catullus), stecken in einem Moose oder Moraste bei einem finstern Walde und werden von Satyren aufgejagt und aufs Feld und in den Wald getrieben.

Das ist des Ortts der Zärttling Buß,
Die nicht gebrauchen ihre Fuß.

Am Cocytus ist nun Charon in seinem alten Kahne, zu dem Mercur von den Göttern gesendet kommt, um den Zustand von „Plutonis Reich" zu sehen und des Charons „Philosophey" zu hören. Das Gedicht wird nun von Zeile 914 dialogisch oder dramatisch. Zu Charon und Mercur treten 1697 (wo aber eine Lücke zu sein scheint) Aeacus, Minos und Rhadamantus, und endlich 3030 Vulcan, der allen ein Zeichen einbrennen soll und also den Scharfrichter macht. Zuletzt 3588 treten die drei Höllenrichter noch einmal auf.

Hier werden nun die Geistlichen, Philosophen, Juristen, Aerzte u. s. w. der Reihe nach gemustert und durchgehächelt und Griechen, Römer, Araber u. s. w. kommen nach einander vor. Charon spricht

Anfangs flamändisch, wahrscheinlich nach der griech. Sage, daß die Inseln der Glücklichen Britannien sei, wo also Flandern das gegenüberliegende Ufer ist. In der Folge aber bequemt er sich meist zum hochdeutschen. Eben so kommt thüringisch, französisch, griechisch und italisch vor, so wie 58 Zeilen hindurch lauter lateinische Benennungen schlechter Menschen vorkommen von Mendaces, Bambaliones bis Crumenarum pertusores. (2847—2904). Aber merkwürdig ist, daß statt der thüringischen Mundart alles in einer Abänderung hochdeutsch folgt, so daß zwei sogenannte Recensionen neben einander gehen, wie es in den altfranzösischen Gedichten nach Dr. Gruppes Mittheilung ebenfalls oft vorkommt und wie ich beim Wartburgkriege angenommen habe. Ich will alle doppelte Bearbeitungen jetzt anführen. Zeile 3050 fragt Mercur einen Schatten, von wannen er her komme.

Umbra.

Ja Herr ich kom aus Turingen.

Mercurius.

Was sagt man da von Heringen?

Umbra.

Man hörtt da wenig newer Zeitt,
Den es sindt vnerfahrne Leutt. u. s. w.

Nun wird von den Thüringern gesagt, daß sie geizig und grob seien, bis endlich Mercur einen andern befragt und dieser dann antwortet:

Umbra.

Wir sindt zum Theill Illirici,
Hispani, Galli, Itali,
Der Teutschen seindt bey vns dißmall
Nach Notturft auch ein gutte Zahl.

Statt dieser 46 Zeilen folgt nun die andere Bearbeitung zum der Thüringer von 3096—3148 in 53 Zeilen, wobei statt Turingen und Teutsche immer Duringen und Deutsche geschrieben ist. Auch steht hier am Rande: Aliter hi Rithmj.

Umbra.

Ja herr ich komm aus Düringen Lant.

Mercurius.

Die Nation ist auch bekandt.
Ist nichts newes in dem Vaterlandt?

Umbra.

Man hort da wenig newer Zeit,
Wie wols auch seind erfarne Leut. u. s. w.

Nun wird die Tapferkeit der Thüringer gelobt, was aber Mercur nicht recht glauben will. Endlich folgt wieder die Stelle:

Umbra.

Wir sindt ein Theill Illirici,
Hispani, Galli, Itali,
Der Deutschen sindt bey vns dißmall
Nach Notturfst auch ein gutte Zall.

Noch einmal kommt Thüringen vor, wo ein Thüringer eingeführt wird, den aber Vulcan für einen Schweizer ansieht, dessen Kleidung den alten Römern gleiche. Drauf sagt 3199:

Umbra.

Ich been dach werlich vndt belan, (wahrlich und gewiß?)
Wye ye mech haeldt, kein schlechter Mann. u. s. w.

Am Rande steht hier: „Duringische Sprache." Statt der 9 Zeilen in thüringischer Mundart, wo aber 1 Zeile am Schlusse vergessen zu sein scheint, da der Reim „Laend" ohne Gegenreim ist, stehen 3341 andere 10 Zeilen und am Rande: „Anstadt der Turingischen Sprach dieß":

Umbra.

Ich kom aus meim Landt vngenandt,
War ein Man reich vndt wohlbekandt. u. s. w.

Darauf sagt in 4 Zeilen Charon zu ihm, daß er ein streitbarer (3351 tapferer) Held sei, der wohl ein Bolett (Epaulette) verdiene.

Nun folgen in thüringischer Mundart 4 Zeilen: (3212)

Umbra.

Ach lieben Herren, sorgt necht so sier,
Ich hett wärlich gesien wul ier, u. s. w.

und in der hochdeutschen Bearbeitung 8 Zeilen: (3355)

Umbra.

Lieben Herren, ob ich euch einfaltt
All Ding nicht kan ausecken baldt, u. s. w.

Das Wort „ausecken" ist etwas undeutlich (aushecken?). Nun lobt ihn Vulcan in 4 Zeilen, in beiden Bearbeitungen ganz gleich. Hierauf folgen thüringisch 12 und hochdeutsch 10 Zeilen, die fast gleich

von den Strichern 3369 (Prachern) sprechen. Ich will den Schluß hersetzen: (3230)

Vn wen soe furen heim die Bruitt,
Su sind söe Betler in der Huitt.

hochdeutsch: (3373)

Vndt wen sie heimführen die Brautt,
So sindt sie Bettler in der Hautt.

Nun fodert Vulcan den Charon auf, weiter fortzufragen, wobei eine kleine Verschiedenheit ist. Es heißt nämlich 3233:

Vulcanus.
Mein Charon, frag doch weitter fortt,
Die Bossen (Possen) sind mir vnerhortt.
Der Mann ist vns zur Lust alhie
Bei vnser Arbeit, Sorge vndt Mühe.

dagegen 3375:

Vulcanus.
Mein Charon, frag doch weiter fortt,
Die Bossen sindt mir vnerhortt.
Des Mannes Antwortt hör ich gern,
Ich merk, er ist aus Landen fern.

Nun redet ihn Charon als tapfern (3379 dapfern) Schweizer an, worauf dieser sagt, er sei kein Schweizer, was schon einmal zu Anfange vorkommt. Woher Charon solche Schweizerwuth hat, kann man nicht recht begreifen, wenn es nicht vielleicht Gegensatz sein soll zwischen Nieder- und Ober-Rein.

Nun folgen in thür. Mundart 82 Zeilen, worin der Thüringer die Fruchtbarkeit seines Vaterlandes rühmt, den Flachs, das Korn, den Wein, den Waid, das Obst, vorzüglich die zentnerschweren Rettige u. s. w. Darauf macht sich Mercur schlecht-französisch (am Rand, En bon Francoys) in 4 Zeilen, Vulcan schlecht-griechisch in 1 Zeile, Charon flämisch (am Rande Flandrice) in 4 Zeilen, und noch einmal Mercur hochdeutsch in 8 Zeilen, über des Thüringers Sprache lustig, wovon die 4 letzten heißen:

Doch findt ich nicht, das an eim Ortt
Ein kindischer Sprach wurde gehortt,
Dan nur allein in Turingen;
Viel guts ist sonst drin zu finden.

In der hochdeutschen Bearbeitung rühmt der Thüringer in 24 Zeilen ebenfalls die Fruchtbarkeit seiner Heimath und daß Gott sie mit fünf W gesegnet: Weizen, Wein, Wasser, Wolle, Waid. Nun folgt in 86 Zeilen ein Gespräch zwischen Mercur und ihm über schlechte Weinjahre, gute Polizei in Thüringen und über ein sechstes W, das beste von allen, nämlich das göttliche Wort, womit wohl Luthers Bibelübersetzung auf der Wartburg gemeint ist. Auch hier will ich die 4 Schlußzeilen von der Rede des Thüringers hinsetzen:

Das zeittlich Gutt vergenglich ist,
Gottes Wortt bleibt ewig alle Frist.
Goldt sine L bleibts beste Gutt,
Das Gold den Stich nicht haltten thutt.

Zählen wir nun alle Zeilen der thüringischen und der hochdeutschen Bearbeitung zusammeu, so hat erstere 164, letztere 191 eigenthümliche Zeilen, diese also 27 mehr.

Nun spricht wieder Charon (Charon incipit); er erblickt den Cornelius Agrippa und bemerkt, daß er seinen Hund nicht bei sich habe, mit dem er Wunder thun könnte. Mercur bemerkt nun den Pythagoras mit seiner versengten Nase und geröstetem Haupte, dann den Socrates und Aristoteles, welche beide „Hydrops (Wassersucht) schlecht traktirt hat." Darauf kommt Mercur auf Christus zu sprechen, wie ihm die Juden der Wahrheit halben mitgespielt haben. Alle diese werden als Märtyrer der Wahrheit geschildert, wobei nur der Hund des Agrippa und der drei Weltweisen Leiden nicht recht klar sind. Drauf befiehlt Mercur dem Vulcan, dem Doctor Faust das große Zeichen aufzubrennen und beide Backen aufzuritzen, und Charon redet den Herrn Tuhrnheuße (Turneißer) „den großen Land- und Leute Bescheißer" aus Cöln an der Spree an und Mercur befiehlt dem Vulcan, demselben die Ohren abzuschneiden. Er ist der Chemiker, der im grauen Kloster zu Berlin seine Versuche machte. Der Schatten antwortet drauf schlecht italiänisch (Italiano am Rande) und verwünscht den schwarzen Teufel. Vulcan sieht auch den Doctor Scot, „der zu Danzig in Preußen litte Noth", und dem er auch als einem Wundermanne etwas zufügen wollte, aber Mercur sagt, es sei keine Zeit mehr dazu, da die drei Richter schon bereitet säßen. Diese unterhalten sich vom nahen Untergange der Welt, da der Himmel sehr ungestalt sei und die Erde allzeit bebe.

Zuletzt schließt der Erzähler das Gedicht mit den Worten:

Wie ich diß hatt gesehn, gehortt,
Kert ich baldt wider nach der Pfortt,
Wardt fro, das ich aus Gottes Gnadt
Kam auß dem Berg ohn allen Schadt.

Das Gedicht ruht auf der alten Sage, daß man durch Höhlen in die Unterwelt gelange. In Thüringen sind drei solcher Orte, der Blocksberg, Hörselberg und Inselberg. Frau Holla oder Holda hat mit ihrem wüthenden Heere da ihre Wohnung, und die Hexen versammeln sich da, der treue Eckhart aber warnt die Leute, sowohl vor dem Holdaberge (Venusberge) als vor dem wüthenden Heere. Grimms Deutsche Mythologie, 524. 592. 594. Auch die monimenta Hassiaca, welche meist aus Gerstenbergers thüringisch-hessischen Chronik gezogen sind, erwähnen des Hörselberges als eines Orts der Pein für die Seelen. „Hirumbe, wan sich sulch geschrey herhub, so sprachen die Lude: Hore der sele berg; das sprach man darnach zusammen: Horselberg." Es wird nun erzählt, daß eine Königin von England, Reynswig, ursprünglich eines Hirten Tochter, erfahren habe, daß ihres verstorbenen Gemahls Seele „in dem Lande zu Doringen" im Horselberge Pein und Fegfeuer litte. Sie zog also in ein Dorf nahe bei dem Berge, bauete eine Kirche und erlöste mit Gebet und Almosen die Seele des Königs. Da ihr der Teufel dort erschien, so nannte sie das Dorf „Sathanasstedde." Dies ist das jetzige Dorf Sattelstädt dicht unter dem Hörselloche auf der großen Landstraße von Frankfurt am Main nach Leipzig. Den treuen Eckhart aber könnte man weiter östlich in Eckhartsberge suchen, dessen hoher Berg die Laterne von Thüringen genannt wird, — ein passendes Bild, da die Laterne den Wanderer bei Nacht eben so vor Gefahren warnt wie der treue Eckhart. Simrock in seinen schönen Reinsagen versetzt zwar den Eckartsberg nach Tiecks Dichtung gen Breisach an den Oberrein, aber sowie der Venusberg an mehrere Oertlichkeiten gebunden ist (außer jenen drei thüringischen Bergen, auch noch an westfälische, fränkische, schwäbische), so auch der treue Eckhart. Denn sitzt die Sage, die edlere Schwester des Rufs, auch nicht wie dieser auf Gipfeln der Dächer oder auf hohen Thürmen (summi culmine tecti, turribus aut altis) und ist auch nicht der Wind ihr Postpferd (making the wind the posthorse), so weilt sie doch gern auf Wipfeln der Wälder oder auf hohen Bergen und geht mit dem Wandrer über Land und Wasser zu befreundeten Stämmen der Menschen.

Der Hörseelbergk.

Lieber kauff mich, hab nicht Verdries,
Mich recht anschau, mit Vleiß mich ließ,
Wunder wirstu Erfahren hie,
Gewis, wo es dich rewet Je.

Anno Salutis
1592.

Beschrieben durch Victorem Perillum.

26 Bogen.

Epigramma scriptum ab amico.

Hic nullum vitii genus impugnatur et omne,
Quomodo cum nullo convenit omne genus.
Omne genus vitae Grannus probat, omne tuetur,
Cum nulli vitium non, ait, esse suum.
Irasci nullus tibi debet, Granne, nisi ille,
Qui purus vitii est, cunctaque pura videt.
Hunc neque monstrabit genitum mihi vivere quisquam,
Nec, qui victurum polliceatur, erit.
Quod tamen inprimis te corripuisse decebat,
Idcirco dolui transiliisse pede.
Lectores plerique carent candore librorum
Et sensu vertunt non male dicta malo.
Hic, nisi tortorem proprium minitaris in orco,
Hoc quoque te carpant iure verebor opus.
Si me consilium poscis, premat ignea pruna
Tales lectores post Acherunta nigrum,
Donec procedat, melius qui scribere iactet
Atque instrumento dignior esse velit.

T. A. I.

Es seind viel Leut die glauben nicht,
Was in der Welt vor Wundergschicht
Sich haben begeben Jeder Zeit,
Davon dann viel gelerte Leut
Geschrieben vnd bey unsern Iharn
Noch heut zu Tag werden Erfahrn.
Das aber solche Wunderding
Von vielen entweder gar gering
Geachtet, oder vor Gedichtt
Verlacht werden vnd gar vor nicht;
Die Vrsach, warümb sie nicht gläuben,
Was durch Erfarung vnd beschreiben
Gelerter vnd weltweiser Leut
Bestetiget worden lange Zeit,
Ist, das sie grob sind, vngeschickt,
Vnwissend, leicht von Kunst vnd Sitt,
Vnd keiner Ding Erfahrung habn,
Drümb sehn sie alles vor Fabeln an.
So ist es auch mit Wundersachen
Also gewest vnd noch beschaffen,
Das sie gar selten vnd nicht viel
Geschehn vnd zum Widerspiel
Dem natürlichen gemeinen Lauff
Ahn wenig Orttern widern Brauch
Gemeiner Dingen, drümb sie auch
Miraclen nent der Gelerten Hauff.
Denn was teglich vnd offt geschicht,
Des pflegt man sich zu wundern nicht.
Vnd ob nu gleich natürlich ist,
Was man vom Berge Aethna list,
Den die Poeten haben beschrieben,
Vnd inn Sicilia soll liegen,
Ein Berg der teglich Rauch vnd Fewer,
Stein, Stralen, wild vnd vngehewer,
Vnd was mehr sind schrecklicher Sachen
Zu Tag vnd Nacht mit großem Krachen
Auswerffen soll, vnd schrecklich sey

Den Einwonern vnd Land dabey, —
So find man doch viel solcher Affen,
Die diese Ding schendtlich verlachen,
Sagen es müs nicht müglich sein
Vnd stimmen mit keiner Warheit ein.
Darzu schreibet man von Affrica:
Viel seltzam Ding, so fern vnd nah,
An Thieren vnd Gebrauch der Leuth
Gesehen werden jeder Zeitt,
Wie unter andern Wunderding
Von Sonnenborn geschrieben sind,
Der inn eim Wald im selbigen Land,
Bey Hammonis Tempel genandt,
Gefunden wird, des Eigenschafft
Wunderlich sey, hab diese Krafft,
Das er seines Wassers Qualitet
Nach den Stunden des Tages thett
Verendern, vnd bald mit dem Tag
Das Wasser warmlich rausser rag, (wag?)
Vnd also fort mit gewissem Maß
Den Stunden nach ohn Unterlaß
Altzeit zunimbt an Frost vnd Keldtt,
Bis sich die Sonne ans Mittel steltt
Des Himmels, vnd der Sonnenglantz
Am heißten ist; das Wasser gantz
Eyß kaldt gefunden wird der Zeitt,
Bis sie sich nach dem Abendt neigt.
Alsdan nimbt ab die Keltz, vnd wirdt
Fortan das Wasser warm gespürt,
So lang Mitternacht kompt heran;
Da ist gantz heiß das Wasser dann.
Seind das nicht seltzame große Wunder,
Die ich im Anfang bring mitvnter?

Noch find man der mehr an der Zahl
An vielen Ortthen vberall,
Vnd sind fürwahr erlogen nicht,
Obsgleich viel halten vor Gedicht.

Dis verstehet nicht der gemeine Man,
Auch in sein Kopf nicht bringen kan,
Weil es sich gründt an keinen Ortt
Auf die Schrift oder Gottes Wortt.
So sind ie alle Dinge nicht
An der Natur dahin gericht,
Das ihrer aller Vrsach gahr
Ergreiflich wehren oder zwahr
Sich liessen auf die Bibel richten;
Wie dann auch nicht gar den Gedichten
Wird zugezehlt das Wunderwerk
So lange Zeit vom Horselbergk,
Der zwischen Gotha vnd Isenacht,
(In Düringen nembt wol inn Acht)
Bey Schmalkalden gelegen ist,
Deshalben viel des Wunders Frist
Gesagt ist worden vnd gehört;
Derselbe hat Ihr viel bethört,
Die sagen starck, wie es müglich sey,
Das in dem Berg so mancherley
Von Ebenthewer vnd seltzam prillen
(Ob mans gleich heltt vor närrische Grillen),
Gesehn werden? Da man doch
Vor dieser Zeit, vnd glaub wol noch,
Gefunden hat viel solcher Leuth,
Die derer Dinge Gelegenheit
Gesehen haben vnd erfahren,
Wie frembd es auch düncket etliche Narren,
Die anders nichts dann was ihr Aug
Vnd Hand ergreift, gewis anschaut,
Vor warlich halten; thun verlachen,
Was in der Welt vor Wundersachen
Ergangen sind vnd noch geschehen,
Weil sie ohn das nicht viel verstehen.
So pfleget sonst den Vnerfahrnn
Alles dasjenige, so vor Jahrn
Sich in aller weis begeben hatt
In manchem Land, Ort vnd Stadt

Seltzam vnd frembd zu kommen für,
Weil sie es nicht daheim vor der Thür
Gesehen haben vnd gespürt;
So wird von Narren judicirt. —
Damit Ich nun mein Argument
Ohn ferne Red nemb für die Hend,
So wil ich kürtzlich rund vnd frey,
Was mein Sententz vnd Meinung sey
Vom Hörseelberg vnd Fegefewer,
Was beiderseits vor Ebenteuer
Gesagt, gehört wird vnd geschrieben,
Von vielen hin vnd hergetrieben,
Anzeigen; auch versuchen will,
Was die Poeten vnd wie viell
Von der Höll vnd Campo Elysio
De inferis et fluuio,
Der Styx genennet wird, zugleich
Vons hellischen Plutonis Reich
Mit großer Kunst haben fabulirt
Vnd ihre Sach also deducirt,
Das ihr Grund vnd großer Vleis
Bestehen muß in der Weltkreiß;
Jedoch so sind dahin gericht
Ihre Bücher vnd künstlich Gedicht,
Damit sie öffentlich vnd frey,
Ob auch vnd was die Helle sey
Anzeigten klar, damit die Leutt
Lebten in Zucht vnd Erbarkeit,
Ob sie gleich nicht aus Gottes Wortt
Bericht odder selbst gehort,
Was sey der Weg zur Warheit eben;
Doch haben sie in ihrem Leben
Als Heiden, das da müsse sein
Ein Ortt der Freud wie auch der Pein,
Gehalten, das sie kondten gniessen
Der Tugendt, so sie sich beflissen
Mit Ernst vnd sonderlicher Zier,
Welchen wir sollten mit Begier

Nachfolgen, wo dis zeitlich Leben
Sie müsten dermaleinst auffgeben,
Gleichwol ihr Seel blieb in der Ruh
Vnd nicht gar führ zum Teuffel zu.

So ist nun das vom Hörselberg
Gewis, vnd gar kein Narrenwerk,
Das Wunderding am selbigen Ortt
Gesehen werden vnd gehort.
Er ist mit Nebel stets umbfangen,
Von Viehe vnd Menschen umbgangen,
Von Stauden Hecken ist er dick,
Nieblicht, darumb er schrecklich ahnblickt.
Sein Leng ist zimlich, in die Breit
Erstreckt sich sein Revir nicht weitt.
Wen sich bisweilen erlustiren
Die Bauern wellen vnd spatziren
Den Berg hinauf, wird bald ihr Lust
Durch Schrecken vnd Gespenst gebüst.
Alda, beides zu Tag vnd Nacht,
Viel seltzam Ding werden volbracht u. s. w

Zeune.

XXVII.

Ueber die Gothische Bibelübersetzung.

Es gibt vielleicht kein Buch, von welchem das Sprichwort: habent sua fata libelli in so vielfältiger Beziehung gilt, als die Gothische Bibelübersetzung. Ueber ihre Entstehung und ihre Verbreitung in der ältesten Zeit steht uns zwar wegen Mangels an Nachrichten in dieser Beziehung kein Urtheil zu, aber seit ihrer Bekanntwerdung im 16ten Jahrhundert haben die Widerwärtigkeiten, die sie auf alle Weise verfolgt, nicht aufgehört, und nun wissen wir auch, daß sie sehr frühe angefangen haben. Das erste war, daß, während überhaupt aus der Gothischen Kirche nicht eben viele Handschriften der Bibel gerettet wor=

den sind, auch die geretteten bald durch die Unbilden der Zeit und Umstände theils verdorben, theils ihrem Umfange nach sehr vermindert, bald auch von unbewußt übelthuenden Menschen zu anderweitigem Gebrauche verwendet wurden. Denn wenn auch der Grund des vielfachen, uns schmerzlichen Verlustes darin liegt, daß das Gothische Reich, das überhaupt auf fremdem Boden gegründet war, so früh unterging und daß schon in dessen letzten Zeiten Römischer Dienst und mit ihm gewiß auch Römische Sprache überhand genommen hatte; so vernichteten doch nachher, da gar niemand mehr aus nationalem Interesse schützend die Hand über den theuern Ueberresten hielt, die pergamenthungrigen, in einem von uns übel zu vermerkenden Eifer für Erhaltung und Verbreitung kirchlicher Schriften befangenen Mönche die mit, ihnen unbekannten und darum barbarischen Zügen beschriebenen Bücher, dadurch, daß sie sie brauchten, um andere Bücher darauf zu schreiben. So kam es, daß Blätter aus Gothischen Handschriften mit Stücken von Homilien des großen Gregorius, von Exegesen des Hieronymus, von alten Lateinischen Evangeliarien und dergleichen überschrieben und auseinandergerissen in den Klöstern von Bobbio und Weißenburg umherlagen, von denen jene zuletzt nach Mailand, diese nach Wolfenbüttel kamen und daselbst, nach gastlicher Aufnahme, auch erkannt und ihrem Werthe nach gehörig gewürdigt wurden. Nicht viel besser erging es dem prächtigen Codex argenteus, der, wie jene meist nur die Paulinischen Briefe enthielten, wohl bloß die Evangelien enthielt. Weil man denselben wegen der Farbe des Pergaments und der Schreibweise nicht weiter brauchen konnte, so zerriß man ihn zwar nicht zu anderen Zwecken, aber der Keim zu seinem Untergange lag zum Theil wegen der reichen Ausstattung in ihm selbst, denn indem die goldenen und silbernen Tinten mit einem beizenden Mittel gefertigt und aufgetragen wurden, so war dieß für das Pergament so angreifend, daß dasselbe an nicht wenigen Orten zerstört ward und so die Schrift unterging; an anderen Stellen, wo das Pergament seiner Glätte wegen nicht angegriffen wurde, konnte die Schrift nicht fest haften, die Buchstaben verloren daher und können nicht mehr gelesen werden. Indeß muß doch bemerkt werden, daß im Ganzen dieser Stellen nicht gar viele sind und daß, wiewohl selbst der durch Bruch des Pergaments oder Verlöschen untergegangene Buchstabe schmerzt, doch die verlorenen Blätter noch mehr unsere Sehnsucht rege machen. Als diese Handschrift nach langem Unbekanntsein endlich in dem Kloster Verden ge-

funden war, ließ man ihr weder Ruhe, noch Rast, denn theils ihr äußerer Glanz, theils der *Name* der in ihr enthaltenen Sprache, theils ihr wahrer Werth gaben Veranlassung, daß sie vielfach in der Welt umhergeworfen wurde; sie kam nach Prag, nach Stockholm, nach Holland, nach Upsala, wo sie in der Universitätsbibliothek — wohl für alle Zeiten — endlich ein Asyl gefunden hat.

Das zweite Schicksal, das sich der Gothischen Bibelübersetzung ereignete, war eine Merkwürdigkeit, welche ihren Grund in der im vorigen Jahrhundert umgehenden Sucht hatte, gegen alte Ansichten neue aufzustellen: diese Merkwürdigkeit war, daß man dieser Uebersetzung mit aller Gewalt die Gothicität absprechen und sie zu einer Fränkischen machen wollte. Der Urheber dieser Meinung war M. Veysiére de la Croze, ein Mann von übrigens schätzbaren Kenntnissen und nicht geringen Verdiensten um die christlich-orientalische Litteratur, dem aber doch die Kenntniß des Gothischen und überhaupt der Germanischen Sprachen nach ihrem Ursprung, ihrer Ausbildung und gegenseitigen Beziehungen in dem Maaße abging, daß seine Behauptung, wenn sie auch zu jener Zeit hin und wieder, selbst bei hochgelehrten, aber in diesem Theil der Geschichte und Litteratur nicht besser kundigen Männern Bewährung fand, doch jetzo nur noch von historischem Interesse ist. Es ist aber gegen die Meinung, welche schon früher ihre Widersacher fand, auch jetzt wieder gesprochen und der Gothischen Uebersetzung ihr Name gerettet worden in den Prolegg. zur neuen Ausgabe des Ulfilas, Seite XIII fg., daher wir, weil diese nun in den Händen des Publikums ist, dahin verweisen und zugleich auf die Vorrede zu dem bald erscheinenden Glossar.

Nachdem nun Zeit und Menschen ihr Gericht über Material und Sprache dieser Uebersetzung gehalten, kam die Kritik und betrachtete sie nach ihrem *Werthe als Uebersetzung*. Man las und verglich mit dem Originale; und was fand man da? Der Gothe — so wollen wir mit dem geerbten Gebrauch im Singular reden — schien den Kritikern *zwar gut* übersetzt zu haben, aber das wollte und konnte man doch nicht verbergen, daß er gar zu *buchstäblich*, zu *knechtisch*, zu *sklavisch*, mit zu *ängstlicher Treue* zu Werke gegangen sei. Was so von Männern Germanischer Nation indirect ausgesprochen worden war, nämlich der Gothe habe der Nachbildung des Originals die Eigenthümlichkeit und somit das Wesen seiner Sprache aufgeopfert,

das sagten die Italiener [1]), die sich dieser ausländischen Sprache mit rühmenswerthem Eifer annahmen und deren Einer noch heute mit Lesung der schwer zu entziffernden Texte beschäftigt ist, geradezu; und der Deutsche Verfasser der Geschichte der Westgothen scheute sich nicht, jene so ungerechte, wie ungegründete Behauptung, auf Treue und Glauben angenommen und Wort für Wort übersetzt, in sein Buch aufzunehmen und sie als seine Meinung auszugeben, denn er nennt seinen Gewährsmann dabei nicht [2]). Dieß, nämlich diese Uebersetzung der Italischen Meinung (die sich gewiß schon früher bei Castiglione geändert hatte), geschah im Jahre 1827, nachdem unser Landsmann J. Grimm schon 1819 in der ersten Auflage der Deutschen Grammatik, Einleitung S. XLXVI, nicht allein behauptet, sondern auch mit einigen schlagenden Stellen bewiesen hatte, daß Ulfilas „gelehrt und treu, aber mit Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit des Gothischen" übersetzt habe. Wenn es nun schon unglaublich scheint, daß etwas fast mit Händen zu Ergreifendes so lange verborgen blieb, so muß es noch mehr befremden, daß noch jetzt der alte Wahn nicht aufgegeben ist, nachdem das Material so bedeutend vermehrt worden ist und die Quellen zur Erkenntniß der Wahrheit ziemlich reich zu fließen begonnen haben, und noch neulich mußte, während auch in der neuen Ausgabe des Ulfilas, Prolegg. p. XXV darauf hingedeutet wurde, Maßmann ein strenges Gericht über die Tadler der Ulfilanischen Uebersetzungsweise ergehen lassen [3]).

Der Zweck einer Uebersetzung ist, den Inhalt eines in fremder Sprache verfaßten Buches in die heimische übertragen zu bieten, damit er dem Volke zugängig wird, in dessen Sprache das Buch übersetzt worden ist. Demnach ist wohl natürlich, daß die Uebersetzung auch so

---

[1]) Angelo Mai und Graf Castiglione: Specimen Ulphilae partium ineditarum praef. p. XX: tanta vero religione usus est Ulphilas, quae numquam eum sineret sacri autographi oblivisci. Graecum ergo exemplar totidem saepe verbis interpretatus est, obscurum obscure vertit, ambiguum in ambiguitate reliquit, syntaxin ipsam collocationemque verborum servavit; ita ut in Ulphilano libro graecum habeas textum gothicis quidem vocabulis convestitum, borealibus tamen idiotismis plane carentem. (Sic!)

[2]) Jos. Aschbach, Geschichte der Westgothen, Seite 35: Zugleich bemühete er (Ulfilas) sich mit der größten Gewissenhaftigkeit zu übersetzen, er übertrug Wort für Wort: so daß er Dunkles dunkel, Zweifelhaftes zweifelhaft wiedergab in der Construction und Folge der Worte des Griechischen Originals, und daher er denn auch von den heimischen Eigenthümlichkeiten und Wendungen, wenn sie sich vom Griechischen Ausdruck entfernten, wenig oder nichts offenbarte.

[3]) Gelehrte Anzeigen der Bayrischen Akademie der Wissenschaften 1836. S. 356 ff.

beschaffen sein muß, daß sie von dem bezüglichen Volke verstanden werden kann, wenigstens ist eine Uebersetzung ohne diese Bedingung ein Unding, und ohne diese Bestimmung wäre eine Bibelübersetzung eine Thorheit, die Geburt eines müßigen Kopfes; denn wie könnte ein Volk aus einem Buche Belehrung über Religionswahrheiten erhalten, das es nicht verstanden hätte? Schon daraus, daß die Gothen den Ulfilas als Gelehrten und Geber ihrer Bibel so hoch achteten, ergibt sich, daß er ihnen zu Danke übersetzt haben muß. Geschieht nun eine Uebersetzung so, daß der Verfasser derselben, den Hauptzweck seiner Arbeit streng und unverrückt im Auge behaltend und ohne dem Verständniß Eintrag zu thun, dem Originale Wort für Wort folgt, so darf man die Uebersetzung nicht sklavisch- oder übertreu nennen — denn jedes Uebermaaß ist nach einem alten Grundsatze schädlich, — sondern die Sprache der Uebersetzung ist entweder sehr bildsam, oder auf irgend eine Weise mit der des Originals verwandt. Beide Fälle finden sich aber vereinigt in der Gothischen Bibelübersetzung. Denn auch ohne die Verwandtschaft der Gothischen und Griechischen Sprache allzu gedrängt anzunehmen — wiewohl die Spuren der Grundverwandtschaft sich durch die auf ganz verschiedenen Wegen sich bewegenden Bildungsperioden beider Sprachen erhalten haben — so tritt uns doch dort, wo es darauf ankam, treu nicht bloß den Inhalt im Allgemeinen, sondern auch den Sinn einzelner Wörter wiederzugeben, trefflich und überraschend die Gleichheit vieler Sprachweisen und Constructionen entgegen, die nur nach der Neuhochdeutschen Sprache beurtheilt, Idiome der Griechischen sind. Denn davon scheint immer der Tadel und der Vorwurf der Uebertreue ausgegangen zu sein, daß man die Ulfilanische Sprache nach der Neuhochdeutschen beurtheilt hat, anstatt daß man vom Standpunkte gesunder Kritik gerade aus dieser Uebersetzung die ursprüngliche Beschaffenheit der Deutschen Sprache und ihren syntaktischen Unterschied von der neuern nachzuweisen hätte versuchen sollen. Unter anderen fiel die Construction des Accusativs mit dem Infinitiv auf; wir haben ihn jetzt freilich nicht mehr, aber dem Germanischen Sprachstamme ist er nicht fremd, er findet sich auch in der Isländischen Sprache, so z. B. Vafthrudnismal II, 4 engi iotunn ec hugtha iafn ramman sem Vafthrudni vera. XXXIII, 1 under hendi vaxa quatho Hrimthursi mey oc maug saman. Vgl. Grimnismal III, 2 thic heilan bidr vera-tyr vera. Warum sollte er also in der Gothischen nur ein Gräcismus sein? Daß der Gothe auch unabhängig von seinem

Original diese Construction angewendet habe, dafür darf man freilich nicht mit Maßmann Stellen wie Philipp. 2, 26 hausideduth ïna siukan anführen; denn obgleich in dem gewöhnlichen Texte ἠκούσατε ὅτι ἠσθένησε steht, so ist doch der Gothe nicht dieser Lesart gefolgt, sondern der, welche z. B. die Codices F und G bei Griesbach haben (αὐτὸν ἠσθενηκέναι), welchen er in den Briefen gewöhnlich folgt, s. Prolegg. zum Ulfilas p. XXX. Den selbständigen Gebrauch dieser Construction erkennt man vielmehr, wenn man Stellen, wie Mark. 10, 24 u. 25: waiva aglu ïst thaim hunjandam afar faihau ïn thiudangardja guths galeithan. azitizo ïst ulbandau thairh thairko nethlos galeithan than gabigamma etc. = πῶς δύσκολόν ἐστι τοὺς πεποιθότας ἐπὶ τοῖς χρήμασιν εἰς τὴν βασιλείαν τοῦ θεοῦ εἰσελθεῖν! εὐκοπώτερόν ἐστι κάμηλον διὰ τῆς τρυμαλιᾶς τῆς ῥαφίδος διελθεῖν ἢ πλούσιον κ. τ. λ. vergleicht mit Korinth. II, 10, 7 jabai was gatrauaith sik silban xristaus visan = εἴ τις πέποιθεν ἑαυτῷ χριστοῦ εἶναι: dort weicht der Gothe der Construction aus, hier wendet er sie selbständig an. Eben so wenig haben wir jetzt noch Participialconstructionen, welche den absoluten Casus der klassischen Sprachen entsprechen; daß sie aber die Gothische Sprache hatte, oder ganz bequem nachahmen konnte, davon gibt der Umstand Nachweis, daß sie in derselben auf eigenthümliche Weise wiedergegeben wurden, nämlich, während das Original den Genitiv vorzeigte, setzte der Gothe den Dativ, den er gewöhnlich noch die Präposition at vorsetzt, z. B. θάλασσα ἀνέμου μεγάλου πνέοντος διηγείρετο Joh. 6, 18 heißt marei vinda mikilamma vaiandin urraisida vas; ὀψίας γενομένης προσήνεγκαν Matth. 8, 16 at andanahtja vaurthanamma atberun. Wäre Ulfilas wirklich der ehrliche Sklave seines Originals gewesen, wie man sich ihn denkt und nennt, warum hätte er denn einen andern Casus gebraucht, als der Griechische Text enthielt? Aber dessenungeachtet, wenn er auch jene Participialconstructionen wiedergeben kann, thut er es doch nicht stäts nach seinem Muster, sondern er umschreibt sie auch oft auf mannigfaltige Weise, bald durch Zeitpartikeln, z. B. bithe, miththanei, sve, than (dum, quum), bald mit dem Relativpronomen, bald mit Präpositionen, z. B. ana. Wir haben auch jetzt keine Attraction mehr, weder in der Weise, daß das Demonstrativ vor dem Relativ weggelassen und zwei Sätze in einem zusammengezogen werden, noch daß man den Casus des Relativs nach dem des bezüglichen Wortes im Hauptsatze richtet; aber der Gothe

konnte beides, denn das Erstere macht er ganz ohne Griechisches Vorbild, z. B. Korinth. I, 11, 23 ïesus ïn thizaiei naht galeviths vas nam hlaif (Ἰησοῦς ἐν τῇ νυκτὶ ᾗ), Koloss. 3, 2 thaimai ïupa sind frathjaith (τὰ ἄνω φρονεῖτε); Letzteres unterläßt er auch zuweilen gegen des Griechischen Vorgang, wie Mark. 13, 19. Luk. 15, 16. Joh. 15, 20. 17, 5. Korinth. II, 1, 4. Ephes. 2, 4. — Wo haben wir in der Neuhochdeutschen Sprache einen Dual? Die Gothische Sprache hat ihn noch, und zwar erscheint er nicht bloß da, wo er im Griechischen Text steht, sondern fast allenthalben, wo von Zweien die Rede ist, braucht der Gothe diesen Numerus, wenn auch das Original ihn nicht hat: man sehe von vielen Stellen Joh. 17, 22 svasve vit ain siju (ich und der Vater), die Griechen haben καθὼς ἡμεῖς ἕν ἐσμεν. Ephes. 6, 22 wa bi ugk ïst (mir und dem Tychikus), alle Griechen haben τὰ περὶ ἡμῶν. Korinth. I, 12, 21 ïggqara ni tharf (euch beide Füße), die Griechen χρείαν ὑμῶν οὐκ ἔχω. 9, 6 ïk jah barnabas ni habos, die Griechen ἐγὼ καὶ βαρνάβας οὐκ ἔχομεν. Mark. 11, 3 jabai was ïggqis qithai. duwe thata taujats. qithaits etc. die Griechen alle ἐάν τις ὑμῖν εἴπῃ τί ποιεῖτε τοῦτο; εἴπατε etc. Ist das knechtische Treue? oder vielleicht Zufall? Das wäre ein trostloser Gedanke. Im Isländischen, Angelsächsischen und Althochdeutschen findet sich noch von den Personalpronominibus der Dual einzeln, bis er sich in den Sprachen der mittlern Zeit verliert; im Verbum hat ihn nur die Gothische erhalten.

Vielleicht genügen diese Einzelnheiten schon, um zur Ueberzeugung zu bringen, daß der Gothische Uebersetzer kein lächerlicher Nachäffer des Griechischen und Verderber seiner Muttersprache war, sondern im Besitz einer reichen und bildsamen Sprache so trefflich treu übersetzen konnte, daß er mit allenthalben geeigneter Anwendung der Idiome seiner Sprache dem Originale folgte, wo es ging, und in Form und Construction entweder dasselbe an Genauigkeit überbot, oder auch sonst von ihm abwich, wo es seine Sprache gebot. Indessen sei es vergönnt, noch einige Bemerkungen hier beizufügen, worin sich des Ulfilas Selbständigkeit kund gibt, welche in diesen Blättern um so eher einen Platz zu verdienen scheinen, da sie zugleich einzelne Materialien zu einem Gebäude unserer ursprünglichen Nationalsprache, d. h. der Sprache, wie sie unsere Vorfahren im 4ten und den nächstfolgenden Jahrhunderten redeten, abgeben können. Ich wähle erstens eine Eigenthümlichkeit, die mehrfach und sonst, wo das non plus ultra aller Sprachforschung

und Sprachvergleichung — wenn es noch zu letzterer kam — das Lateinische und Griechische war, durchgehends als Gräcismus angegeben wurde, den anders nur Dichter nachzuahmen sich erlaubt hätten, nämlich die, daß man zu einem Verbum das Object aus gleichem Wortstamme gebildet setzt.

Zwar könnte es scheinen, daß auch in das Gothische diese Ausdrucksweise aus dem Griechischen gekommen sei, denn es sind viele Stellen vorhanden, wo der sogenannte Gräcismus in dem Griechischen Texte an gleicher Stelle steht, so Matth. 6, 19 huzdjaith huzda θησαυρίζετε θησαυρούς. Mark. 4, 41 ohtedun sis agis mikil ἐφοβήθησαν φόβον μέγαν. 7, 7 laisjandans laiseinins διδάσκοντες διδασκαλίας. 14, 6 goth vaurstv vaurhta καλὸν ἔργον εἰργάσατο, so auch Joh. 6, 28. Mark. 15, 26 vas ufarmeli ufarmelith ἦν ἐπιγραφὴ ἐπιγεγραμμένη. Joh. 7, 24 tho garaihton staua stojaith τὴν δικαίαν κρίσιν κρίνατε. Korinth. II, 8, 24 ustaiknein ustaiknjandans ἔνδειξιν ἐνδεικνύμενοι. Ephes. 4, 8 ushanth hunth ᾐχμαλώτευσεν αἰχμαλωσίαν. Statt agis ogan steht Luk. 2, 9 ohtedun agisa im Dativ, obgleich das Griechische, wie oben im Markus, den Accusativ φόβον bietet; dieser Dativ — welcher Casus überhaupt mehrfach in der Construction mit dem Accusativ wechselt, ohne daß dadurch ein Unterschied im Sinne bewirkt wird, weshalb das nähere und fernere Object in einzelnen Fällen noch nicht ganz strenger Scheidung unterlegen zu haben scheint [1]) — steht entweder als casus modi, wie an der angeführten Stelle, auch Joh. 12, 33 dauthau gadauthnan, übereinstimmend mit dem Griechischen θανάτῳ ἀποθνήσκειν. Ephes. 5, 19 saggvim siggvandans ᾠδαῖς ᾄδοντες. Luk. 7, 29 ufdaupidai daupeinai, mit Nichtachtung des Gräcismus, wo die Art und Weise durch den Accusativ gegeben wird [2]), βαπτισθέντες βάπτισμα; oder das Mittel angebend, wie Mark. 9, 49 salta saltada (ἁλὶ ἁλισθήσεται). Verglichen kann damit der Pleonasmus werden. Matth. 5, 35, fotubaurd fotive

[1]) Z. B. nach den Verbis varjan, usqiman, fraqiman, fraqistjan, atvairpan, usvairpan, usdreiban, uskiusan, ufarskadvjan, thiuthjan; andere haben bei verschiedener Construction verschiedene Bedeutung, wie anahaitan.

[2]) Wiewohl der Gothe auch solche Constructionen nicht verschmähet hat, s. zu Joh. 11, 44. Philipp. 3, 4 und vgl. zu Ephes. 6, 14. Auch das πτωχοὶ εὐαγγελίζονται hat Ulfilas durch unledai vailamerjanda wiedergegeben, dagegen Galat. 2, 7 πεπίστευμαι τὸ εὐαγγέλιον und Titus 1, 3 κήρυγμα ἐπιστεύθην ἐγὼ hat er abweichend übersetzt durch gatrauaida vas mis aivaggeljo und mereins gatrauaida ist mis (wiewohl an ersterer Stelle die Variante πεπίστευταί μοι vorgelegen zu haben scheint.

ὑποπόδιον ποδῶν. Auch die Redeweise findet sich, wo das Substantivum im Hauptsatze durch das Relativum wiederholt und mit diesem das gleichstämmige Verbum construirt wird, z. B. Mark. 13, 19. 20 fram anastodeinai gaskaftais. thoei gaskop guth — ïn thize gavalidane. thanzei gavalida ἀπ' ἀρχῆς κτίσεως ἧς ἔκτισεν ὁ θεὸς — δία τοὺς ἐκλεκτοὺς, ὅυς ἐξελέξατο. Ephes. 2, 4 frijathvos. ïn thizaiei frijoda uns ἀγάπην, ἣν ἠγάπησεν ἡμᾶς. 4, 1 lathonais. thizaiei lathodai sijuth κλήσεως ἧς ἐκλήθητε. Damit zu vergleichen ist Mark. 12, 23 ïn thizai usstassai. than usstandand ἐν τῇ ἀναστάσει, ὅταν ἀναστῶσι.

Daß aber ungeachtet solcher Uebereinstimmung mit dem Griechischen diese Redeweise kein Gräcismus, sondern echt Germanisch sei, beweist nicht allein das Vorhandensein derselben in der Schwestersprache auf Island, wo es z. B. in der 21sten Strophe der Vauluspa von den Nornen heißt laug lögthu (destinationem destinaverunt), sondern auch der Umstand, daß unser Uebersetzer oft ohne Griechischen Vorgang so schreibt, z. B. Matth. 5, 43 wird μισήσεις ἐχθρόν durch fiais fiand. Joh. 8, 41 ποιεῖτε ἔργα durch taujith toja. Mark. 7, 35 ἐλύθη δεσμὸς durch andbundnoda bandi. Ephes. 3, 4 νοῆσαι σύνεσιν durch frathjan frodein wiedergegeben. Matth. 9, 35 steht zwar zwischen hailjands alla unhailja (θεραπεύων πᾶσαν μαλακίαν) noch allos sauhtins (πᾶσαν νόσον), doch bleibt die Sache dieselbe. Auch mit den oben angeführten Dativverhältnissen bildet Ulfilas selbständig solche Constructionen, wie wenn er Mark. 7, 10 θανάτῳ τελευτάτω gibt durch dauthau afdauthjaidau. Luk. 19, 43 περιβαλοῦσιν οἱ ἐχθροί σου χάρακά σοι durch bigraband fijands theinai grabai thuk. Joh. 19, 2 ἱμάτιον πορφυροῦν περιέβαλόν αὐτὸν durch vastjai paurpurodai gavasidedun ïna, welche Wortzusammenstellung bei mannigfaltiger Verschiedenheit des Griechischen Textes beibehalten wird, wie Luk. 7, 25 ἱματίοις ἠμφιεσμένος vastjom gavasiths. 8, 27 ἱμάτιον οὐκ ἐνεδιδύσκετο vastjom ni gavasiths vas. Denen gleich ist Luk. 4, 40 ἀσθενοῦντες νόσοις siukai sauhtim; auch kann verglichen werden Mark. 7, 30 ligandein ana ligra βεβλημένην ἐπὶ κλίνης. Sogar wendet Ulfilas in ganz selbständigen Umschreibungen Griechischer Wörter, deren Begriffe seiner Sprache fremd sein mochten, diese Redeweise an, z. B. gibt er γονυπετῶν Mark. 1, 40 durch knivam knussjands (wofür aber 10, 17 bloß knussjands steht) und das κῆνσον καίσαρι δοῦναι 12, 14 durch kaisaragild giban kaisara, wonach also Zahns Vermu-

hung, daß kaisara eine Randglosse sein möchte, schwerlich Beifall finden kann; wie denn überhaupt dieses übrigens um Ulfilas so verdienstvollen Mannes Ansichten über die Verderbung durch eingeschlichene Randglossen sehr selten richtig sind. Auch das einst von Benzel, Ihre und Zahn angefochtene fraujinond frauja = δέσποτα, Luk. 2, 29, findet darin seine Vertheidigung, die schon der treffliche Mareshall übernommen hatte; man hätte dazu in haurnjans haurnjandans für das einfache αὐλητὰς Matth. 9, 23 eine Parallele finden können, aber freilich schien auch hier Benzeln und Zahn eine unleidliche Randglosse in den Text eingeschlichen zu sein.

Es darf jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß Ulfilas, während er theils mit dem Griechischen Texte, theils ohne dessen Vorgang so redet, zuweilen diese Construction auch nicht hat, wo sie das Griechische vorzeigte, denn für ἀπεστέγασαν στέγην Mark. 2, 4 sagt er andhulidedun hrot, für φυλάσσοντες φυλακὰς Luk. 2, 8 vitandans vahtvom, für οἰκοδομοῦντι οἰκίαν Luk. 6, 48 timrjandin razn. So auch in den oben angezeigten Fällen, wo das Substantivum durch ein Relativpronomen wiederholt wird: Mark. 3, 28 βλασφημίαι ὅσας ἂν βλασφημήσωσι naiteinos sva managos sva sve vajamerjand. 4, 30 ἐν ποίᾳ παραβολῇ παραβάλωμεν in wileikai gajukon gabairam. Korinth. II, 7, 7 παρακλήσει ᾗ παρεκλήθη gathlaihtai thizaiei gathrafstiths vas: wiewohl ihn an letzter Stelle kein Mangel an gleichstämmigen Wörtern vom Griechischen abzugehen nöthigte, da ihm entweder für gathlaihts auch gathrafsteins (s. Luk. 4, 19. Röm. 15, 4. Korinth. II, 1, 5. 7, 13. Philipp. 2, 1), oder für gathrafstjan auch gathlaihan (Korinth. II, 2, 7. 5, 20. 7, 6. Tit. 1, 9), welche Wörter dem Griechischen παράκλησις und παρακαλεῖν sämmtlich an den angeführten Stellen entsprechen, zu Gebote standen; was auch Mark. 3, 28 der Fall ist, wo er statt naiteinos das mit vajamerjan gleichstämmige und für βλασφημία gebrauchte vajamereins (Matth. 26, 65. Mark. 14, 65. Joh. 10, 33) setzen konnte. Warum er hier abgewichen, ist wohl schwer anzugeben, wenn man nicht etwa gar zu jenem nichtigen, trostlosen, von Zahn so oft und so erfolglos angerufenen Princip der Euphonie zurückkehren will; aber sollte daraus, wie aus all dem Angeführten, nicht recht handgreiflich hervorgehen, wie der Uebersetzer, der mit frommer Treue, wie sie der Uebertragung eines solchen Buches ziemt, seinem Originale folgte, doch frei und unbefangen verfuhr und seiner Sprache Eigenthümlichkeiten kein Opfer brachte? Es gehört

ein ungeheurer Grad von Blindheit dazu, die Wahrheit nicht zu sehen, wo sie hoch zu Tage liegt. Denn wenn ein Uebersetzer bald eine Construction nach seinem Muster anwendet, bald sie nicht anwendet, bald sich ihrer ohne das Original bedient, das ist doch wohl keine knechtische, die Idiome ihrer Sprache vergessende und die des Originals nachäffende Uebersetzung.

Deutlich tritt auch die treue Festhaltnng an dem Germanischen Idiome bei dem Gebrauche der Propositionen hervor, denn hier konnte sich die sogenannte knechtische Uebersetzung in ihrer ganzen Stupidität zeigen, da fast für jede Griechische Präposition eine deren Grundbedeutung gleiche Gothische vorhanden ist, z. B. für ἐπί ist ana, für πρός at, für ἀπό af rc.; aber gerade hier zeigt sich der gränzenlose Wechsel, der so sehr für die Anbequemung an die Muttersprache von Seiten des Uebersetzers spricht. Es mag, um nicht zu weitläufig zu werden, zum Beweise eine seltener vorkommende Präposition gewählt werden, bei der sich jedoch nachweisen lassen wird, wie ihre bildliche Bedeutung auch im Neuhochdeutschen geblieben ist, obgleich wir an der Stelle der Gothischen eine andre aufgenommen haben. Diese Präposition ist afar, unserm nach entsprechend [1]), nicht allein im localen Sinne bei laistjan, gaggan, galeithan, mit welchen ersteren Wörtern (laistjan afar, gaggan afar, folgen nach, — gehen nach) es für ἀκολουθεῖν, oder für das Adverbium ὀπίσω steht, sondern auch in allen angewandten Bedeutungen, z. B. nach Etwas gehen, um es zu suchen (ἐπί mit dem Accusativ), Luk. 15, 4 gaggith afar thamma fralusanin lamba; nach Etwas streben, Mark. 10, 24 hunjan afar faihau, was dem Griechischen πεποιθέναι ἐπὶ χρήμασι nicht entspricht. Wenn der Gothe sonst die Redensart πεποιθέναι ἐπὶ τινι oder ἐν τινι übersetzt, so braucht er trauan oder gatrauan mit folgendem Dativ oder beigesetztem du oder in, s. Luk. 18, 9. Korinth. II, 1, 9. Philipp. 3, 4. Vgl. Philipp. 1, 14. Philem. 14. Was im Gothischen Text steht, muß, wenn man die Bedeutung des nur einmal vorkommenden hunjan aus den verwandten Sprachen erklärt (Angelsächsisch hongian, Englisch hone), nach etwas streben heißen, und Ulfilas hat entweder das Vertrauen auf etwas in ein Streben nach etwas willkürlich ver-

[1]) Ueber den allmählich eingeführten Gebrauch der Bedeutung dieses Wortes, von nach, welches eigentlich bei bedeutet, s. Graff die Althochdeutschen Präpositionen S. 95 ff. Im Isländischen ist noch das dem Gothischen afar verwandte efter, effter, eftir, eptir.

ändert, oder, wie in der Anmerkung zu dieser Stelle vermuthet worden ist, anders gelesen, etwa πεποθηκότας. Ferner dient afar in der Redensart nach Einem nennen (ἐπί mit dem Dativ) Luk. 1, 59 haihaitun barn afar namin attins is zakarian; nach Eines Befehl Etwas thun (ἐπί mit dem Dativ) Luk. 5, 5 afar vaurda theinamma vairpam natja; nach, wenn es so viel ist, wie zufolge, gemäß, z. B. (je) nach dem (πρός mit dem Accusativ) Korinth. II, 5, 10 ganimai warjizuh tho svesona leikis afar thaimei gatavida. I, 15, 3 xristus gasvalt faur fravaurhtins unsaros afar bokom, nach der heil. Schrift (κατά mit dem Accusativ). Zwar braucht der Uebersetzer in einigen der angeführten Redensarten auch andere Präpositionen, z. B. bei nennen, us, Ephes. 3, 15; besonders bi, wenn nach so viel ist, wie gemäß: aber man sieht daraus den Reichthum der Gothischen Sprache, welche Beobachtung einer knechtischen Anhängung des Uebersetzers an sein Original nicht sehr geneigt sein dürfte, vielmehr dessen freie Waltung über seine reiche Sprache beurkundet. Noch mag eine Redensart erwähnt werden, welche mit dieser Präposition gebildet wird: afar thamma hlaiba Joh. 13, 27 für μετὰ τὸ ψωμίον, nach dem Bissen, d. h. nachdem der Bissen gegessen worden war. Dieß könnte allerdings auf den ersten und bloßen Anschein als ein baarer Gräcismus betrachtet werden[1]): allein schon darum, weil Ulfilas bei seiner sonst umschreibenden Weise, hier wie der Grieche redet, muß das Mißtrauen einer unbequemen Nachahmung schwinden; aber noch mehr, wenn sich nachweisen läßt, daß er ohne den Vorgang des Griechischen so, wenigstens ähnlich redet, vgl. Mark. 10, 45. Dort übersetzt er das ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου οὐκ ἦλθε διακονηθῆναι aus Mangel an einem Infinitiv des Passivs durch sunus mans ni qam at andbahtjam d. h. zu Diensten, nämlich welche ihm erwiesen werden sollten. Er legt also, wie hier in andbahti, so dort in hlaifs einen prägnanten Sinn.

Wenn hiemit in dem Beweise, daß Ulfilas als echter Germane auch die Bibel in echt Germanische Sprache übersetzt habe, abgebrochen wird, so geschieht dieß nicht, als wenn das Angeführte die einzigen Beweisgründe wären, sondern weil die Hoffnung gehegt werden kann, daß die aus mannigfaltigen Erinnerungen und eigenem Studium der Gothischen Bibelübersetzung hervorgegangene und gewonnene

[1]) Ueber diese Griechische Redeweise s. Boissonade zu Philostr. Heroic. p. 429; Schäfer zu Aesop. p. 145, Jakobs zu Philostrat. 1, 16.

Ueberzeugung auch schon durch das wenige Gegebene bestärkt worden sei, er habe bei bewundernswürdiger Treue auch die nöthige Rücksicht auf seine Sprache nicht aus den Augen gelassen. Aber noch Eins scheint der Anführung werth zu sein, weil dadurch der Glaube an eine allzu ängstliche, die Grenzen einer verständlichen, also guten Uebersetzung überschreitenden Gewissenhaftigkeit erschüttert wird, nämlich die Wortstellung. Denn den hauptsächlichsten Anstoß erregte immer der Umstand, daß Ulfilas in seiner Uebersetzung die Wörter ganz in derselben Folge nach einander stellt, wie sie im Griechischen stehen; da diese Wortfolge nun im Neuhochdeutschen anders ist, so zog man den etwas schnellen Schluß, daß die Uebersetzung auch hierin gräcisire. Obgleich dem sorgfältigen Leser nicht entgehen kann, daß Ulfilas, so wie er häufig von der Constructionsweise des Griechischen abweicht, ebenso auch von der Wortstellung: so mag man doch sagen, daß er die Griechische Wortfolge genau beobachtet habe; aber geht denn daraus hervor, daß er ein Sklave seines Originals war? Richtig betrachtet, hätte gerade dieser Umstand am sichersten zur Erkenntniß der Wahrheit geführt, der nun den bösen Irrthum bestärken helfen mußte. Gerade die Wortstellung mußte der Uebersetzer am meisten germanisiren, wenn er seinen Gothen eine les- und genießbare Uebersetzung darreichen wollte, denn sie wird zum Verständnisse nothwendig gefordert, wenn sie in einer Sprache fest und nach unabänderlichen Gesetzen bestimmt ist. Das hat aber auch Ulfilas treulich gethan, denn wenn er an vielen Stellen die Wörter nach der Griechischen Folge stellt, so ändert er dieselbe oft auch ab, gewiß, weil es dort seine Sprache erlaubt hat, hier jedoch Änderung gebot. Wenn aber im Neudeutschen die dem Gothischen gestatteten Wortstellungen nicht allenthalben passen, ja wohl gegen den Genius der Sprache versucht zu sein scheinen, so muß man bedenken, daß zwischen beiden Sprachen eine große Bildungszeit inne liegt, und daß in beiden Bedingungen sind, davon die eine freiere Wortstellung gestattete, die andre sie nicht zuläßt. Diese Bedingungen aber sind an ein Gesetz oder vielmehr an eine Erfahrung aus der allgemeinen Sprachkunde gebunden, nämlich daß in allen Sprachen, in welchen die Flexionsformen noch unverkrüppelt, unabgestoßen oder unabgeschliffen vorhanden sind, kein anderes Wortfolgegesetz gilt, als das allgemein logische und rhetorische. Daher diese so bewunderte Freiheit in den klassischen Sprachen. Wie aber in diesen Sprachen, erscheinen in der Gothischen, verglichen mit der Neuhochdeutschen, die Biegungen ge-

sund und ungeschwächt, und daher konnte auch der Gothe, wenn ihn sonst kein Gesetz oder Gebrauch seiner natürlichen Sprachlehre band, die Wörter so stellen, wie der Grieche — wie es ja die Lateinischen Uebersetzer konnten — ohne Gefahr zu laufen, nicht verstanden oder mißverstanden zu werden, was wohl geschehen wäre, wenn er seine Rede in eine Mißordnung gestellt hätte. Hätte der Gothe z. B. in eine Romanische Sprache übersetzt, so würde er wohl eine andere Ordnung der Wörter befolgt haben.

Anfangs machte die von Maßmann herausgegebene und genannte Skeireins Hoffnung, näheren Aufschluß über die Gothische Wortstellungslehre zu ertheilen, ob nämlich die in der Bibelübersetzung befolgte Germanisch wäre, oder ob sie nur die Griechische nachahmte; aber da es mehr als wahrscheinlich, daß auch sie nicht Originalschrift, sondern Uebersetzung ist (ob eines Traktats des Theodorus von Heraklea, ist indeß so ausgemacht wohl noch nicht), so kann zwar auf diesen Grund kein Beweis gestützt werden: allein aus der hier beobachteten Wortstellung sieht man doch, wie frei dieselbe auch noch in späterer Zeit, welcher diese Schrift gewiß angehört, war, und so kann allerdings auch aus ihr der Beweis entnommen werden, daß die in der Bibelübersetzung sich meist so eng an das Original anschließende Wortstellung auch der Gothischen Sprache nicht uneigenthümlich war; man müßte denn glauben, daß auch dieses Buch mit so abenteuerlicher Treue übersetzt worden sei.

Wir bleiben also auf Uebersetzungen bei dieser Bestimmung eingeschränkt, aber in ihnen liefert uns außer den vielen Stellen, wo die Wortstellung gegen das Griechische geändert ist, noch ein andrer Umstand einen Anhaltepunkt, woraus wir mit ziemlicher Sicherheit auf das Vorhandensein oder nicht Vorhandensein eines bestimmten Wortfolgegesetzes in der Gothischen Sprache schließen können, nämlich die häufigen Umschreibungen Griechischer Wörter. Wollte man auch hier eine überschwängliche Treue finden, weil zuweilen die Ordnung der Begriffe in den zusammengesetzten Wörtern sogar in der Auflösung beibehalten werden, wie in Lucas aggilum für ἰσάγγελοι, sunive gadeds für υἱοθεσία, galiugagude skalkinassus für εἰδωλολατρεία etc., so tritt auch hier die Erfahrung entgegen, daß den Uebersetzer kein starres Festhalten an dem Originale beschränkte, denn ἐθνάρχης umschreibt er durch fauramathleis thiudos, wie ἀρχιτελώνης durch fauramathleis motarje; παρεῖναι Galat. 4, 18 durch visan andvairths, κληρονομεῖν

4, 30 durch niman arbi ꝛc. Die zuletzt angeführte Stelle muß aber um so mehr für die größere Freiheit der Gothischen Sprache in der Wortstellung zeugen, weil nicht nur nach der Ordnung des Griechischen Wortes arbi niman zu erwarten war, sondern auch, weil man sonst in diesen Umschreibungen wahrnimmt, daß der Prädikats- oder Objektsbegriff vor das Verbum gestellt wird, z. B. ὑποκρίνεσθαι = liutein taiknjan, εὐαγγελίζεσθαι = aivaggeljon merjan, δικαιοῦν = garaihtana domjan oder gateihan, ἀληθεύειν = sunja gateihan, περισσεύειν = ufarassau ganohjan, πληρωθῆναι = hlauts gasatiths visan, τὰ οὐκ ἀνήκοντα = thoei du thaurftai ni fairrinnand; besonders auch mit den Verbis allgemeineren Sinnes briggan, taujan, haban, wie galiug taujan für δολοῦν, gavairthi taujan für εὐρηνεύειν, sunja taujan für ἀληθεύειν, vahsjan gataujan für αὐξάνειν, minnizo gataujan für ὑστερηκέναι, usfarthon gataujan us skipa für ναυαγεῖν; vairthana briggan für ἱκανοῦν, gamainjana briggan für συγκοινωνεῖν, haubith vundan briggan für κεφαλαιοῦν, in aljana briggan für παραζηλοῦν, in thvairhein briggan für παροργίζειν, in arbaidai briggan für ἐπαίρεσθαι; mins haban für ὑστερεῖν, unhulthons habands für δαιμονιζόμενος, fairwu habands für κοσμοκράτωρ, du gavaurkjan haban für κερδαίνειν; hauptsächlich mit visan und vairthan, mögen sie nun zu Wort- oder Modusumschreibungen gebraucht werden. Eine Ausnahme bei visan bildet die aus Galat. 4, 18 angeführte Stelle, auch Korinth. II, 3, 10 vas vulthag für δεδόξασται; bei vairthan, z. B. Galat. 6, 7 vairthaith airzjai (s. dagegen Mark. 12, 24 airzjai sijuth). Korinth. II, 9, 3 vaurthi lausa. Ephes. 2, 13 vaurthuth newa, wo sogar im Griechischen ἐγγὺς ἐγενήθητε steht. Merkwürdig ist, daß diese ungewöhnlichere Stellung in der Umschreibung des Wortes ἐκκακεῖν (vairthan usgruds) die regelmäßige ist, s. Luk. 18, 1. Korinth. II, 4, I. 16. Galat. 6, 9. Ephes. 3, 13.

In anderer Beziehung lehrt die Erfahrung, daß bei der Umschreibung von Reflexivverbis und Passivis mit Personalpronominibus das Pronomen nachsteht, z. B. μετασχηματιζόμενοι heißt Korinth. II, 11, 13 gagaleikondans sik, δικαιοῦσθε Galat. 5. 4 garaihtans qithith ïzvis. μεταμέλομαι Korinth. II, 7, 8 ïdreigo mik. ἐπτώχευσε 8, 9 gaunledida sik (sich zum Bettler machte). συνέρχεται Mark. 3, 20 gaïddja sik (versammelte sich, während an anderen Stellen sik wegfällt mit Hervortretung des Sinnes zusammenkommen), ἰαθῆναι Luk. 6, 18 hailjan sik, ἐκριζώθητι καὶ φυτεύθητι 17, 6 uslausei

thuk us vaurtim jah ussatei thuk, προπεμφθῆναι Korinth. II, 1, 16 gasandjan mik, ἀφορίσθητε 6, 17 afskaidith ïzvis.

Man sieht daraus, daß die Gothische Sprache hinsichtlich der Wortstellung allgemeine Regeln hatte, woran sich aber die Umgangssprache fester gebunden haben wird, als die Schriftsprache, in welcher letzten zu Gunsten aller Momente, welche die verschiedene Stellung einzelner Theile verlangen, und wozu auch die Wortstellung des einer Uebersetzung zu Grunde liegenden Originals gehört, Abänderungen gestattet waren. Diese Gestattung aber war begründet in der oben angedeuteten Erfahrung, daß sich in Sprachen, wo die unterscheidenden Flexionssylben am Stamm und Verbum noch bestimmter hervortreten, freiere Stellung findet, als in welchen aus Mangel an denselben die Deutlichkeit nur durch die bestimmtere Wortstellung gefördert und bemöglicht werden kann. Wenn daher Ulfilas nach Griechischem Vorgange Mark. 12, 1 veinagard ussatida manna, aber Luk. 20, 9 manna ussatida veinagard; Mark. 3, 7 filu manageins, aber 4, 1. 5, 21. 24. Luk. 9, 37. Joh. 6, 2. 12, 9 manageins filu setzt: so ist das nicht Nachahmung in der Weise, daß er seiner Sprache hätte Gewalt anthun müssen, denn er setzt auch Mark. 8, 14 fila manageins, obgleich der Griechische Text die umgekehrte Ordnung vorschreibt. Zu mehrerer Ueberzeugung vergleiche man noch die schon oben angeführten Stellen Mark. 12, 24 airzjai sijuth und Galat. 6, 7 vairthaith airzjai, beides steht für πλανᾶσθε, und jenes in der Frage, dieß als Imperativ; ferner Luk. 20, 5 stainam afvairpan, und Joh. 11, 8 afvairpan stainam, wo das Griechische nicht die Entscheidung gab, denn an beiden Stellen werden die Verba λιθάζειν und καταλιθάζειν so umschrieben; auch Joh. 8, 32 frijans ïzvis briggith, und 36 ïzvis frijans briggith, jenes für ἐλευθερώσει ὑμᾶς, dieß für ὑμᾶς ἐλευθερώσει. Ja sogar die allerdings befremdende Stellung des Demonstrativpronomens nach dem Substantivum ohne folgendes Relativum, wie Luk. 3, 8. 4, 21. 17, 6. 20, 16. Joh. 7, 8. Röm. 7, 24. Korinth. I, 14, 21. II, 1, 12. Ephes. 3, 8. 6, 12, darf nicht als ursprünglich ungermanisch angesehen werden, da sich die Nachstellung des Pronomens so auch im Isländischen findet, s. z. B. Daemisaga 74 tok arff effter bada tha. Ob Luk. 7, 7 taihun thai eine unabhängig vom Originale, wo οἱ δέκα steht, versuchte Stellung ist, läßt sich schwer entscheiden; aber so viel ist gewiß, daß die Griechischen Handschriften, welche οἱ δέκα οὗτοι bieten, sonst nicht zu denen gehören, mit denen

Ulfilas übereinzustimmen pflegt. Ueberhaupt aber muß bemerkt werden, daß der Gebrauch der Nachstellung des Pronomens häufiger seine Anwendung in den Theilen unserer Bibelübersetzung findet, deren Bearbeitung einer späteren Zeit angehört, wo dieses Pronomen schon anfing, die Natur des bloßen Artikels anzunehmen. Am allerwenigsten aber darf man die Nachstellung des Personalpronomens nach dem Substantivum dem Ulfilas, als knechtische, dem Geiste der Germanischen Sprache widrige Nachahmung vorwerfen, wie noch Adelung im Mithridates that, denn z. B. Matth. 6, 17. 7, 24. 26. 8, 8. Korinth. II, 10, 4 haben alle Griechen die bezüglichen Pronomina vor dem Substantivum, wo der Gothe sein Personalpronomen nachstellt. Sagte doch noch Luther Vater unser! (Oder wäre hier unser der Genetivus des Pluralis?)

Sollte es dem Verfasser dieser einzelnen Bemerkungen nicht gelungen sein, durch dieselben die Ueberzeugung zu befestigen, daß Ulfilas nebst seinen Nachfolgern und Nacharbeitern im Geiste der Germanischen Sprache übersetzt habe, so darf er doch hoffen, das Mißtrauen, als seien sie geist- und gewissenlose Nachäffer des Griechischen Originals und deshalb Verräther an ihrer Sprache gewesen, an einigen Seiten erschüttert und dadurch zu fleißigerem und in dieser Beziehung umfassenderem und gründlicherem Studium der Gothischen Bibelübersetzung aufgefordert zu haben, und auch so glaubt er seinen Zweck vollkommen erreicht zu haben.

Julius Löbe.

XXVIII.

Zu der Sage vom Schuß des Tell.

Es möge mir gestattet sein, in aller Kürze einige nachträgliche Bemerkungen zu meiner Abhandlung über die Sage von dem Schuß des Tell (1836) hier anzudeuten:

S. 65—71, wo über das Entstehen der Sagen gesprochen worden ist, hätte hinzugefügt werden können, daß sehr häufig auch plastische Darstellungen die Veranlassung dazu darbieten. S. Ot-

mar (Nachtigall) Fragmente über die allmälige Bildung der den Israeliten heiligen Schriften, in Henke's Magazin Bd. 2. 4. 5, besonders die Bemerkungen über Bildnerei als Quelle vieler Darstellungen im Pentateuch in Bd. 2; Vater, Kommentar über den Pentateuch Th. III, S. 688—696; Hitzig, Kommentar zum Jesaias S. 435. — Ueber den Ursprung von Sagen aus Bemerkungen von Gelehrten s. Rühs Ausführliche Erläuterung der ersten zehn Kapitel von Tacitus Germania S. 137 ff., der sich über das Entstehen der Sagen im Allgemeinen ausführlich verbreitet.

S. 66, Anmerk. 4, füge man hinzu: Ottfr. Müller in Götting. Gelehrten Anzeigen 1834, Nr. 60, S. 587. Dagegen erklärt sich Bähr zu Herodot Vol. IV, p. 578 not.

S. 63, Anmerk. Die Sage von der Wittwe von Ephesus steht bekanntlich schon bei Petronius, Satyricon c. III, p. 509 Burmann. Es hätte noch auf die Abhandlung von Dacier in den Mémoires de littérature tirés des régistres de l'Académie des Inscriptions Tom. XLI, p. 523, und Schmidts Bemerkungen in den Wiener Jahrbüchern Bd. XXVI, S. 50 ff. verwiesen werden sollen.

Als Beispiele von wandernden Sagen, die mit der Zeit fortschreitend, an die Stelle des Alten, so viel sie davon vergessen haben, das Neue setzen, weshalb aber auch das Neue ungesondert neben dem Alten stehen bleibt (Mone, Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa Bd. II, S. 280 f.), jenen Leucippischen Atomen vergleichbar, die in dem weiten Weltraume umherziehend, sich allmälig zu größeren Massen zusammenballen und gestalten, und nach abermaliger, durch äußeren Anstoß hervorgerufener Trennung eine Form annehmen, hätten unter anderen noch folgende aufgeführt werden können:

Die bekannte Sage von Einhard und Imma im Chron. Laureshamense (Du Chesne III, p. 490. Freher I, p. 62. Bouquet V, p. 381 u. a. a. O. vergl. Lipsius, Monit. et Exempla politica II, 12. Gaillard, Histoire de Charlemagne II, p. 354. III, p. 407. Gebr. Grimm, Deutsche Sagen II, S. 125), verglichen mit der Erzählung von Kaiser Heinrich III und seiner Schwester bei Guilelm. Malmesburiens. II, 12, Fol. 43, b in Savile, rer. Anglicar. script. post Bedam praecip. (London, 1596, Fol.), Ranulph

Hikeden, Polychronicon VI, 21. Vincent. Bellovacensis specul. historiale XXV, 10. Johann v. Leiden Chron. Belgic. X, 1 ad a. 1099 bei Weinckens Eginhardus illustratus et vindic. (Francof. ad M. 1714, Fol.) p. 8. An die Bearbeitung Fouque's und des Grafen Alfred de Vigny (La Neige) brauche ich nicht zu erinnern.

Die deutsche Sage von dem Grafen von Gleichen und seiner Doppelheirath (s. Wolff, Altfranz. Volkslieder S. 167—200), verglichen mit der ähnlichen im Lai d'Éliduc von Marie de France (Poésies ed. de Roquefort Vol. I, p. 480). — Möglich ist hier allerdings, daß erstere geradehin aus letzterer durch allmälige Weiterbildung ihren Ursprung genommen, da die Lais der Marie sehr häufig von späteren Dichtern benutzt worden sind, worauf Roquefort gar nicht geachtet hat. So der Lai de Laustic von Boccaccio, Decamerone Giorn. V, Nov. 4. (Vergl. Schmidt, Beiträge zur Geschichte der romantischen Poesie S. 50.) Vielleicht hatte Boccaccio eine noch ältere Bearbeitung der Armorikanischen Lais vor Augen, wenigstens findet sich dasjenige, auf welches sich Chaucer (the Frankeleines Prologue v. 11021) bezieht, und das auch Boccaccio Giorn. X, Nov. 5 benutzte, nicht bei Marie.

Die Sage, welche Goethe in seiner Braut von Korinth behandelt hat. S. Schmidt, Wiener Jahrbücher XXVI, S. 47 ff.

Die Sage von dem Hunde des Aubry. Vergl. Ferd. Wolf, Altfranz. Heldengedichte S. 137 ff. Der Hund des Ulysses und das Roß des Buovo di Antona.

Die Sage von der Verwandlung der Menschen in Wölfe. S. Ferd. Wolf, Jahrb. f. w. Kr. 1834, II, Nr. 31, S. 254. Bähr zu Herodot IV, 105, und Böttiger's Abhandlung in Sprengel's Beiträgen zur Geschichte der Medicin Bd. I, der die Sache aber zu materialistisch auffaßt, indem er sie durch eine Lykomanie erklärt. Die Fabel bei Livius I, 54, verglichen mit der Sage von Karl dem Gr. und seinem Sohne Pipin (dem höckrigen) bei dem Mönch von St. Gallen II, 12. (Pertz, Monum. Germ. histor. II, p. 756), und mit der Sage von Karl dem Dicken und Notker bei Eckehardus Minimus, Vita B. Notkeri c. 29.

Die Geschichte, welche M. d'Aunoy in ihren Reisen nach Spanien Th. III, S. 64 von Philipp IV und seinem Sterndeuter erzählt, vgl. mit der ähnlichen Sage im Volksbuche der sieben weisen Meister. S. Görres, Deutsche Volksbücher S. 159, Anm.

Den Papst Malegis im Fränkisch-karolingischen Sagenkreise vergleicht Schmidt, Wiener Jahrb. Bd. XXXI, S. 114, mit der Päpstin Johanna (s. Fabricius, Bibl. Gr. X, p. 433. Bibl. med. et inf. Latinit. V. p. 130: des Aufsatzes von Raumer brauche ich nicht zu gedenken), die sich auch in der Griechischen Kirche als Patriarchin von Konstantinopel wiederfindet. S. Muratori, Script. rer. Italicar. Tom. II, P. 2, p. 183 und dazu die Anmerkung.

Die Sage von dem Ringe des Polykrates findet sich, auf den Heil. Arnulf, Bischof von Metz und Stammvater der Karolinger, übertragen, wieder bei Paulus Diaconus, de episc. Mettens. bei Mabillon, Acta SS. Ord. S. Benedicti, Saec. II, p. 158. Pertz II, p. 264.

Fast möchte man sich versucht fühlen, an den Platonischen Ausdruck ὅτι ἡμῶν ἡ μάθησις οὐκ ἄλλο τι ἢ ἀνάμνησις τυγχάνει οὖσα (Phaed. p. 72 E, 73 D, 76 A. Phaedr. p. 249 C. De legg. V, p. 732 B. Men. p. 81 D. E. 98 A. und zu diesen Stellen die Ausleger) zu erinnern. Vergl. noch Bemärkniger over Folkesagnene om ten nordisk Kaempeslaegt i Oldtiden af M. E. C. Werlauff. Kjöbenhavn 1815, 8.

Der Dichtung von den Amazonen (Marco Polo, translated by Marsden, not. 1419. Wiener Jahrb. LVIII, S. 67 u. s. w.) werde ich nächstens eine besondere Abhandlung widmen.

J. L. Ideler.

XXIX.

Altdeutsche Baukunst.

Denkmale der Baukunst des Mittelalters in der Königlich Preußischen Provinz Sachsen, bearbeitet und herausgegeben von Dr. L. Puttrich, unter besonderer Mitwirkung von G. W. Geyser, Maler. Erste und zweite Lieferung, enthaltend Merseburg. Leipzig 1836, auf Kosten des Herausgebers. Fol.

Bei dem Werke über die merkwürdige Kirche zu Wechselburg, womit derselbe Herausgeber die Reihe der alten Baudenkmale in den Königlich- und Fürstlich-Sächsischen Ländern eröffnete, wurde schon der Ergänzung dieses Unternehmens durch das Preußische Sachsen gedacht*). Die diesem Werke huldreichst zugesicherte Unterstützung Sr. Majestät des Königs, und die Förderung desselben, zunächst durch die Merseburger Regierung, deren Chef-Präsident damals Se. Excellenz der Herr Staatsminister von Rochow war, hat die rasche Erscheinung desselben möglich gemacht: es ist Sr. Königl. Hoheit dem Kronprinzen zugeeignet.

Der Herausgeber hat unterdessen seinen wackern Mitarbeiter, den in diesem Kunstzweig und dessen Geschichte vielerfahrenen Dr. Stieglitz durch den Tod verloren, und erinnert dabei, daß er selber, eigentlich vielbeschäftigter Rechtsgelehrter, nur die Mußestunden dem vaterländischen Alterthume widmen könne. Aber gerade diese, aus bloßer Liebe zur Sache stammende Thätigkeit für den würdigen Gegenstand, und die seit langen Jahren, bevor irgend an Herausgabe gedacht wurde, durch wiederholte Reisen und Anschauung der alten Denkmäler veranlaßten Zeichnungen derselben gereichen vorliegendem Werke zum eigenthümlichen Vorzug, und die dem Herausgeber allein verbliebene Bearbeitung desselben ist so wohlgerathen, die geschichtliche und künstlerische Darstellung ist so deutlich, gründlich und zweckmäßig, daß man schwerlich etwas vermissen wird.

Eine allgemeine Einleitung bezeichnet den Umfang des Ganzen durch Uebersicht aller Sächsischen alten Kirchen, deren Zeitbestimmung urkundlich gewiß, oder aus der Bauart vermuthlich ist; zugleich werden sehr bündig die Hauptsätze zusammengestellt, worauf es überhaupt bei Beurtheilung solcher alten Denkmäler ankömmt.

Den Anfang macht hier mit Recht der uralte und vornehmste Bischofsitz dieses Umkreises, Merseburg, dessen Geschichte, so weit sie hergehört, vorausgestellt und aus den besten Quellen geschöpft ist, namentlich auch noch aus ungedruckten Dom-Urkunden.

Merseburg, wo selbst der bekannte Bischof (1008—18) und Geschichtschreiber, Dietmar, Cäsars Soldaten den Tempel des Mars bauen, und Karl den Großen die Irminsäule zerstören läßt**), wurde

*) In diesem Bande S. 165.

**) Vgl. Bd. I, S. 365.

schon durch K. Heinrich I, nach der ruhmvollen Ungarnschlacht dort (933), fester Sitz des Christenthums; und sein Sohn K. Otto I gründete daselbst, nach der noch glänzenderen Ungarnschlacht auf dem Lechfelde (955) am Lorenz-Tage, diesem Heiligen das Bisthum und den Dom (955). Der Kirchenbau wurde von Bischof Dietmar selber begonnen, im Jahre 1015, unter seinem Nachfolger Bruno jedoch erst die Unterkirche (Krypta) und der Chor gebauet, das Ganze vollendet und eingeweihet. Dieser Chor wurde von Bischof Hunold (1040—50), nach zweimaligem Einsturz, erneuet und durch zwei Seitenthürme befestigt.

Diese Thürme stehen noch, der eine auch mit seiner alten Zinnenspitze, am Halbkreise der Chornische, also sichtlich zu ihrer Verstärkung, wie Strebepfeiler; und dieser Theil der Kirche, mit dem daran stoßenden Querschiff und Kreuzbaue, gehört unverkennbar noch zu dem ältern Bau. Noch deutlicher aber gehören dahin die unteren Stockwerke der beiden westlichen, ursprünglich schon im Grundbaue der Kirche begriffenen viereckigen beiden Thürme, mit ihren rundbogigen Gesimsen und Fenstern. Der Chor- und Kreuzbau hat nämlich scharf empor gedrückte Spitzbögen an Fenstern und Gewölben: dieses Gewölbe aber, aus schweren Werkstücken (wie der ganze alte Bau), kreuzweise ohne Rippen, trefflich gefügt, trägt durchaus das Kennzeichen des hohen Alterthums, und wenn es schon in scharfen Spitzbögen emporsteigt, so geschah es vermuthlich, um den wiederholt eingestürzten Bau dadurch zugleich leichter und fester zu machen; auch dienten die hohen Spitzbögen zur leichteren Ausgleichung mit dem rundbogigen (?), nicht gedrückten Kreuzgewölbe; und um so eher konnte sich der spätere Ausbau und Wölbung der übrigen Kirche ganz im Spitzbogenstyl anschließen. Dagegen, wie der Unterbau der westlichen Thürme, zeigt die Unterkirche (welche seit der Reformation, mit verändertem Eingange, zum Weinkeller dient) noch völlig den ursprünglich ältesten Rundbogenstyl an Thüre, Fenster und Gewölbe ohne Rippen, und Mannigfaltigkeit der Zieraten an den Säulenpfeilern; eine Mannigfaltigkeit, die noch reicher an den Säulenköpfen des übrigens spitzbogigen Einbaues vortritt, welcher den erhöhten mittleren Theil des Kreuzes zum Chore von der übrigen Kirche absondert. In der Mitte dieses Kreuzes liegt jetzo das sonst in einem Seitengewölbe der Krypta gelegene Grabmal des Kaisers Rudolf von Schwaben, dessen abgehauene Hand hier noch bewahrt wird, die er im Kampfe gegen Kaiser Heinrich IV verlor,

und so in Merseburg bei Bischof Werner, seinem Anhänger, starb (1080). Werner ließ ohne Zweifel, wie auch die Lateinische Umschrift andeutet, dies kunstreiche Denkmal machen, welches ganz dieser Zeit angemessen, trefflich ausgeführt und einzig in seiner Art ist: zwei Drittel Lebensgröße, stark aus Erz hervorgebildet, erscheint Rudolf, bärtig, in voller kaiserlicher Tracht, mit der Krone, die einst Edelsteine schmückten, Scepter und Reichsapfel in den Händen, mit reichverziertem Mantel, Unterkleidern und Sporen: alles zwar noch in strenger alter Zeichnung und Faltenbildung, aber doch schon sichtlich natürliches Bildnis und kunstreich gearbeitet. Es zeugt von bedeutender Höhe in dieser sehr alten, aber durch den Stoff zumeist die Zerstörung reizenden Bildnerei; und läßt uns um so mehr den Verlust der goldenen Altartafel bedauern, welche Kaiser Heinrich II und Bischof Dietmar stifteten, und die erst 1574 dem Kriege zur Beute ward. — Die einzelne Säule, welche vielleicht die Leuchte an diesem Grabmal in der Unterkirche trug, und in ähnlicher Art wie die Säulen und Pfeiler derselben gebildet ist, steht jetzt in der Vorhalle.

Auf dem Gange nach der Kapitelstube sieht man den Grabstein eines Ritters, mit jugendlich lockigem Haupte, in weitem Unterkleide und Mantel, in den Händen das Ritterschwert und den Schild mit drei Rosen im Dreieck. Die Sage wird wohl Recht haben, daß es ein Herr von Alvensleben ist; denn das Alvenslebensche Wappen (in Siebmachers Wappenbuch Th. V, Nr. 169) hat eben diese drei Rosen: dagegen die vom Verf. dabei gedachten Merseburgischen alten Herren von Altenburg sechs ganz anders gestellte Rosen führen. Die ganze, gefällige Darstellung des jungen Ritters, welche auch der Verfasser um 1200 setzt, füllt einigermaaßen den Abstand zwischen den Wechselburger und Naumburger Standbildern. Er trägt ein kleines Brustbild, in schildförmigem Felde, auf der Brust.

Nächst dem Dome sind auch die übrigen alten Kirchen Merseburgs in Betrachtung gezogen. Zuvörderst die Neumarktskirche, welche, zwar ihrer beiden Seitenschiffe beraubt, doch den alten Romanischen oder Rundbogen-Styl von außen und innen noch durchgängig darstellt, ähnlich der Wechselburger Kirche, und laut der am Thurme eingehauenen Jahrzahl 1198, auch aus derselben Zeit, obschon einige Theile noch älter scheinen. Namentlich zeigen diesen Styl die innerhalb abwechselnden Pfeiler und Säulen mit Würfelknäufen, Rundbögen und flacher Decke, die rundbogigen Fenster und Thüren. Diese

Thüren sind durch den Umbau neulich erst schicklich versetzt, und die größere hat durchgängige Mannigfaltigkeit der Säulenknäufe und Gesimse, weniger der Schäfte, unter den letzten aber einen, der aus vier kleineren Schäften zusammengesetzt und in der Mitte in einen Knoten geschlungen ist: ganz wie im Würzburger Dome die bekannten beiden Säulen Jachin und Boas. Fast noch merkwürdiger ist die kleinere Thüre, deren beide Säulen durchaus mannigfaltig sind, an Knäufen, Simsen, Füßen und gemusterten Schäften, mit ungemeiner Zierlichkeit und Feinheit aller Theile. Von älterer Arbeit, jedoch nicht minder bedeutend, ist der große Taufstein, der, eigentlich dieser Kirche gehörig, durch Bemühung des Herausgebers in der Domvorhalle bewahrt wird: zwischen Säulen ähnlicher Art mit Rundbögen stehen, stark hervorgearbeitet, die zwölf großen Propheten und tragen auf ihren Schultern die zwölf Apostel, sämmtlich durch Lateinische Inschriften bezeichnet, und noch mehr im langgestreckten geradlinigen Byzantinischen Styl; löwenartige Thiere und Menschengebilde stützen die im Achteck umherstehenden Säulen und Bilder.

Die Kirche des Petersklosters, das 1091 geweihet wurde, dient gegenwärtig als Kornboden, und hat noch ihre alte Unterkirche in ganz einfacher Art; sie selber ist in der Bauart des 14—15ten Jahrhunderts, und so wenig bemerkenswerth, wie die andere Peterskirche in der Altenburg auf einem Hügel, wo schon ein Heidentempel soll gestanden haben. Die Sixtkirche endlich, in reicherem Spitzbogenstyl, ist nur noch durch ihre Trümmer merkwürdig.

Alle hier angeführten Denkmale (außer der Peterskrypta) sind in vorliegendem Werke durch Abbildungen, in Steindruck und Kupferstich vergegenwärtigt, theils nach genauen Maaßen, theils in malerischen Ansichten; sämmtlich treu und gefällig ausgeführt, und dem kunstgeschichtlichen Zwecke völlig gemäß. Hiebei muß noch anerkannt werden, daß der Verfasser bei diesem Doppelhefte schon zehn, anstatt der versprochenen acht Tafeln gegeben hat, und noch einige nachliefern will. Gleichwohl konnte der Preis um ein Drittel wohlfeiler gestellt werden, als bei den Heften der Wechselburger Kirche. Wir dürfen also, bei der bedeutenden, höhern Ortes so begünstigten Förderung des echt vaterländischen Unternehmens und bei dem unermüdlichen Eifer des Herausgebers, in aller Hinsicht getrost der Fortsetzung und Ausführung entgegensehen. Die kürzliche Anwesenheit des Verfassers, hat uns hier einen überraschenden Blick in den reichen Vorrath seiner

vieljährigen Vorarbeiten thun lassen, und besonders haben die Zeichnungen von Naumburg und Freiburg an der Unstrut den Wunsch baldiger Mittheilung erregt. Am bedeutendsten traten zwar darunter die gleichsam auch erst wieder entdeckten großen Standbilder am Dome zu Freiberg in Sachsen hervor, welche, in deutlicher Beziehung zu den; bisher einzigen Wechselburger Bilderwerken stehen, und ihnen zunächst folgen werden.

v. d. Hagen.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Inhalt
des zweiten Bandes.


Princeton University Library
32101 066118231

